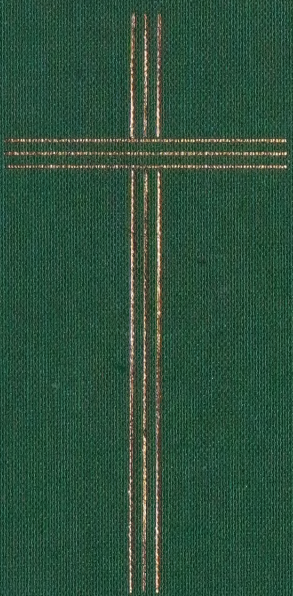
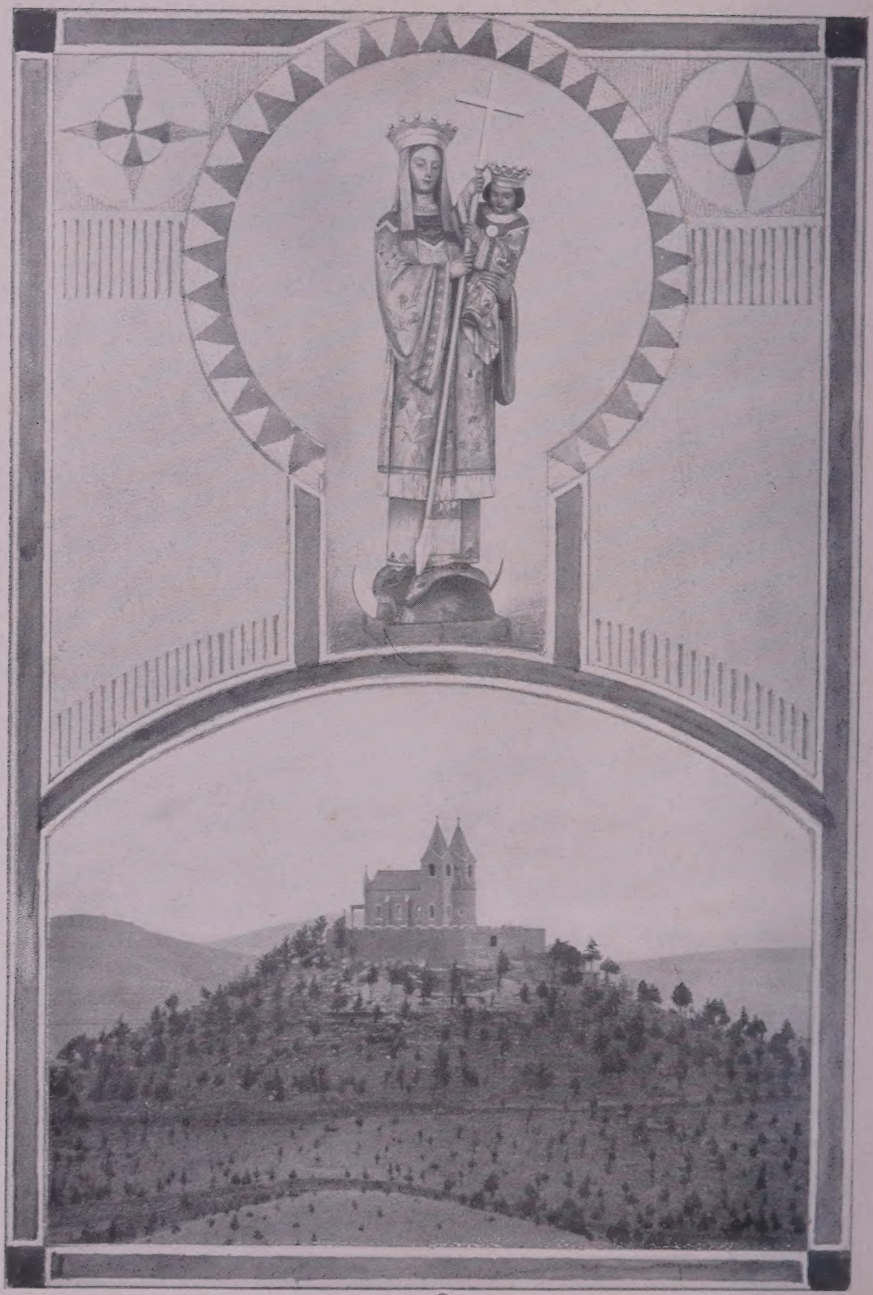
DAS APOSTOLISCHE VIKARIAT TSINANFU



P. VITALIS LANGE O.F.M.

295



Wallfahrtskapelle mit Mutter-Gottesbild bei Hu dschuang (Zu Seite 194).

DAS APOSTOLISCHE VIKARIAT TSINANFU

DAS APOSTOLISCHE VIKARIAT
TSINANFU

FRANZISKANISCHE MISSIONSARBEIT IN CHINA

VON
P. VITALIS LANGE O.F.M.
APOSTOLISCHER MISSIONAR

1929
VERLAG DER PROVINZIAL-MISSIONSVERWALTUNG
WERL, KR. SOEST.

BV
3415
L3
1929

IMPRIMATUR

Liber, titulus „Das Apostolische Vikariat Tsinanfu" von P. Vitalis Lange O. F. M., Miss. Apost.

imprimi potest

Fr. Eduardus Bödefeld O.F.M.
Com. Provlis.

Tsinanfu, die 11. Februarii 1928.

Fr. Damascenus Herkenrath O.F.M.
Administrator Vicariatus.

Paderbornae, die 3. Januarii 1929.

Rosenberg
Vicarius Generalis.

Druck von der Franziskus-Druckerei G. m. b. H., Werl i. W.

ALLEN LIEBEN MITBRÜDERN
DER SÄCHSISCHEN FRANZISKANER-PROVINZ
VOM HEILIGEN KREUZ
IN DANKBARKEIT
GEWIDMET

Vorwort.

Die Arbeit der Weltmission hat, wie anderswo, erfreulicherweise auch in Deutschland bei Klerus und Volk weitgehendes Interesse und wachsendes Verständnis gefunden. Alle Missionen verfolgen ein und dasselbe Ziel, die Ausbreitung des Christentums, wenn auch die Art ihres Vorgehens je nach Zeiten und Ländern große Verschiedenheit aufweist.

Das vorliegende Buch berichtet von dem Wirken deutscher Franziskaner in China und will darlegen, unter welchen Verhältnissen wir arbeiten, welchen Schwierigkeiten wir uns gegenüber sehen, mit welchen Mitteln wir diese Schwierigkeiten bekämpfen und ihrer Herr zu werden suchen.

Der Verfasser erstrebte vor allem die Schilderung der stillen, unansehnlichen, aber nichtsdestoweniger aufreibenden Missionskleinarbeit, anderen Kenntnis es seines Wissens in der Heimat mangelt, und die folgenden Ausführungen sollen den Beweis erbringen, daß sich die chinesische Mission gerade auf diese mühsame Kleinarbeit angewiesen sieht. Wir leben nicht in einer Zeit der Massenbekehrungen; vielmehr muß stilles, aber zielbewußtes und systematisches Arbeiten auf langsame Durchdringung des chinesischen Volkes mit christlichen Ideen und Grundsätzen hinarbeiten.

Die phonetische Darstellung chinesischer Worte bot gewisse Schwierigkeiten. Es wurde eine Schreibweise bevorzugt, die es dem deutschen Leser ermöglicht, dieselben ohne Vorkenntnisse annähernd richtig auszusprechen. Ausgenommen sind einige Ortsnamen, die sich in anderer Schreibart schon eingebürgert haben und allgemein bekannt sind.

Trotz einer mehr als 20jährigen Tätigkeit im Lande ist sich der Verfasser vieler Mängel seiner Arbeit wohl bewußt; manche vielleicht nur subjektive Ansicht und manches persönliche Erlebnis wurde eingeflochten, an denen sich der Leser nicht stoßen möge. In vielen Dingen kann man eben anderer Meinung sein.

Möge das Buch bei den Gönnern unserer Mission, für die es geschrieben wurde, eine günstige Aufnahme finden und ihr Missionsinteresse beleben!

Taingänfu, im Februar 1928.

P. Missionar Vitalis Lange.

Erstes Kapitel.

Das Feld unserer Wirksamkeit.

Bücher, die über China berichten, enthalten vielfach Darstellungen und Urteile, die sich anscheinend widersprechen. In einigen werden die Chinesen über alle Maßen gelobt, in anderen wird alles und jedes an ihnen getadelt. Es hält oft schwer, die verschiedenen Urteile miteinander in Einklang zu bringen. Der Widerspruch löst sich vielfach ganz einfach; denn der Verfasser schildert die Zustände, wie er sie gesehen hat. Meist hat er aber nur einen bescheidenen Teil des ungeheuren Reiches kennen gelernt.

Es versteht sich von selbst, daß ein Land von solcher Ausdehnung, mit einer so zahlreichen und verschiedenartigen Bevölkerung gewaltige Unterschiede aufweist: Unterschiede in den klimatischen Verhältnissen, oder im Charakter und in den Sitten und Gebräuchen seiner Bewohner. Der Süden Chinas weicht zum Beispiel in vielem sehr stark vom Norden ab; in den großen Hafenstädten liegen die Verhältnisse ganz anders wie im Innern und auf dem Lande. Trotzdem weist das ganze Volk außerordentlich viel Gemeinsames auf, sodaß es unbestritten eine einheitliche, geschlossene Nation bildet.

Ich spreche im folgenden — das möge man immer im Auge behalten — nicht über ganz China, nicht einmal über die ganze Provinz Schantung, sondern nur über jenen Teil der Provinz, der das Feld unserer Missionstätigkeit ist. In vielem wird hauptsächlich das berichtet, was ich seit mehr als 20 Jahren selbst gesehen und erlebt habe. Der Leser wird viel Fremdartiges und vielleicht auch manches finden, was ihm auf den ersten Blick übertrieben erscheint. China ist eben für den Europäer eine fremde Welt, ein Land mit einer Jahrtausende alten Kultur, die von der europäischen grundverschieden und darum unserem Verständnisse so schwer zugänglich ist.

Weil ich die Verhältnisse in unserem Vikariate darlegen und mit einfachen Worten von der Arbeit unserer Missionare berichten will, empfiehlt es sich, zuerst einen Blick in das Land zu tun, in dem wir wirken, und uns mit den Verhältnissen seiner Bewohner etwas näher bekannt zu machen.

Unsere Mission, „Das apostolische Vikariat Tsinanfu", umfaßt den nordwestlichen Teil der Provinz Schantung. Sie grenzt im Norden an die Lazaristen-Mission von Tientsin, im Osten an das französische Franzis-

kaner-Vikariat von Ost-Schantung. Die Südgrenze bildet die Mission der Steyler Patres von Jen dschöu fu, während im Westen die Jesuitenväter von Süd-Tschili unsere Nachbarn sind. Unser Vikariat hat seine Ausdehnung zwischen dem 115. und 120. Grad geographischer Länge, sowie zwischen dem 35. und 39. Grad geographischer Breite. Es liegt also ungefähr auf denselben Breitegraden wie Sizilien, Tunis und Marokko.

Das Klima weist im Gegensatze zu den geographischen Breitegraden außerordentliche Gegensätze zwischen Wärme und Kälte auf. Im Sommer, besonders in den Monaten Juli-August brennt die Sonne mit großer Gewalt; im Winter wird es ganz empfindlich kalt. 35—40 Grad Celsius im Schatten sind während des Hochsommers keine Seltenheit. Des Nachts verspürt man kaum eine merkliche Abkühlung. Im Gegensatz dazu frieren im Winter die Flüsse zu, und schon mancher Missionar ist im Winter in seinem Reisekarren über den zugefrorenen Gelben Fluß gefahren.

Schantung hat also, wie fast ganz Nord-China sogenanntes Kontinentalklima, dessen Temperatur sich in Winterkälte und Sommerhitze in den schärfsten Gegensätzen bewegt.

Die Witterung ist bei uns, ausgenommen im Sommer, meist trocken. Während des Sommers gehen schwere Regen nieder, die nicht selten gewaltige Überschwemmungen verursachen. Bleibt der Regen aus, so verdorren die Früchte auf den Feldern, und die Hungersnot ist unausbleiblich. Einen angenehmen Wechsel der vier Jahreszeiten kennt unsere Provinz nicht; nach deutschen Begriffen gibt es nur Sommer und Winter.

Der Gelbe Fluß teilt unser Vikariat in zwei große Hälften; die nördliche bildet einen Teil jener ungeheuren Ebene, die im Laufe von Jahrtausenden durch Anschwemmungen des Gelben Flusses entstanden ist. Die südliche Hälfte zeigt durchweg gebirgigen Charakter. In diesem Teile treten die Berge von der Südwest-Grenze an bis kurz vor Tsinanfu teilweise ganz nahe an das Ufer des Stromes heran. Den Mittelpunkt des Gebirges bildet der über 1500 Meter hohe Tai schän. Unmittelbar am Südabhange des Berges liegt die Stadt Tai ngän fu. Der Berg zählt zu den berühmtesten heidnischen Wallfahrtsstätten von ganz China; jährlich pilgern Tausende und aber Tausende aus allen Provinzen des Reiches zu der „alten heiligen Großmutter." Selbst Kaiser haben die Wallfahrt zu ihr gemacht; so der berühmte Kaiser Kang hi (1662—1722), zuletzt Dau kuang (1820—1851). Der Aufstieg auf den engen, treppenförmigen Wegen ist außerordentlich beschwerlich. Darum preisen uralte Inschriften auf beiden Seiten des Weges die Wallfahrt zur „heiligen Großmutter" und, in schwungvollen Worten herrlichen Himmelslohn verheißend, mahnen sie den müden Pilger zu mannhafter Ausdauer. Die Berglandschaft zeigt entzückende Bilder, und die Aussicht vom Gipfel des Berges wirkt geradezu bezaubernd. Die meisten Pilger machen die Wallfahrt zu Fuß, reiche Leute benutzen eine Sänfte, deren Träger größtenteils Mohammedaner sind.

Die meisten unserer Schantung-Berge entbehren seit langem, wahrscheinlich schon seit Jahrhunderten, jeglichen Baumschmuckes. Dagegen weist das Gebirge vielfach wild romantische Formationen auf.

Die nördliche Ebene besteht durchweg aus gutem, fruchtbarem Lößboden. Es finden sich aber auch viele Strecken unfruchtbaren Sandes. Noch schlechter ist das salpeterhaltige Land, auf dem selbst die gewöhnlichen einheimischen Baumarten nur kümmerlich fortkommen; nur die Tamariske entfaltet gerade dort üppiges Wachstum. Salpeterhaltiger Boden enthält immer ungesundes, übelschmeckendes salziges Wasser. Charakteristisch für unsere Ebene sind die vielen sogenannten „Sandflüsse". Sie sind Überreste einer früheren Zeit, in welcher der Hoang hö dort seinen Lauf nahm.

Das Land ist verhältnismäßig wasserarm. Unser großes Gebiet kennt nur vier bedeutendere Flüsse, die ständig Wasser führen. Der Hoang hö, der Gelbe Fluß, durchschneidet unser Missionsgebiet von Südwesten nach Nordosten. Er hat bei einer Länge von 4440 km eine außerordentlich heftige Strömung. Trotz seiner gewaltigen Wassermassen kann er indessen nur von Fahrzeugen mit geringem Tiefgange befahren werden. Dampfschiffe haben wegen der vielen Sandbänke an der Mündung von der See her keinen Zugang.

Der Gelbe Fluß leitet seinen Namen von der schmutzig-gelben Farbe seines Wassers her. Er führt nämlich ungeheure Mengen von Lößerde und Sand mit sich, die er auf dem Grunde absetzt. Dadurch wächst sein Bett immer höher, bis er sich endlich gezwungen sieht, sich ein neues Bett zu suchen. Das hat er im Laufe der Jahrtausende oft getan. Die letzte Veränderung des Stromlaufes fand im Jahre 1851 statt. Bis dahin floß der Hoang hö, dicht an der Südostgrenze unserer Provinz vorbei, nach Südosten durch die Provinz Kiangsu. Im genannten Jahre bahnte er sich unter Verheerungen seinen Weg durch unsere Provinz, bis er sein Bett genügend ausgespült hatte und eingedämmt werden konnte.

Welche Verwüstungen er damals angerichtet hat, kann man der Tatsache entnehmen, daß in jener Zeit die Ernte im Kreise Hui min (Udingfu) während 21 aufeinanderfolgender Jahre durch Überschwemmung vernichtet worden ist. Welche Schuttmassen er damals abgelagert hat, sieht man noch heute. Es stehen in dortiger Gegend aus jener Zeit noch einige Pagoden, wovon nur noch die Dächer aus dem Boden hervorragen. In der Gemeinde Djang dja in Hui min (Udingfu) wurde beim Bau der Missionsresidenz festgestellt, daß dort das Terrain infolge der damaligen Überschwemmungen um 1,90 m höher geworden ist.

Gegen die Gefahren des Gelben Flusses hat man sich auf beiden Seiten durch Dämme aus Erde, teilweise durch doppelte Dämme, geschützt. Die Dämme liegen bis zu 3 km weit vom Flußbette entfernt. Bei anhaltenden Regen im Westen, besonders in der Provinz Schansi, steigt der Strom an seiner Mündung mit rasender Schnelligkeit und durchbricht dann nicht

selten die Dämme mit elementarer Gewalt. Dieses Zerstörungswerk vollführt er fast regelmäßig innerhalb einiger Jahre, sodaß er mit Recht „der Schrecken Chinas“ und mit noch mehr Recht „der Schrecken Schantungs“ genannt wird.

Im Süden unseres Vikariates führt der Wen hö ständig mehr oder weniger Wasser. Er entspringt in den Bergen von Lai u und fließt, teilweise die Südgrenze unseres Vikariates bildend, in westlicher Richtung. Er mündet nicht weit von der Stadt Wen schang in den Kaiserkanal und durch ihn in den Gelben Fluß. Auch der Wen hö kann während der Regenperiode außerordentlich reißend werden.

Im westlichen Teile der Mission finden wir den Kaiserkanal. Von Südosten kommend fließt er in nordwestlicher und, von der Stadt Lin tsing ab, in nordöstlicher Richtung dem Meere zu. Er ist der Haupt- und Stammkanal des ganzen ungeheuren chinesischen Kanalsystems. Er wurde seit dem 7. Jahrhundert nach Christus weniger durch Ausgrabung, als vielmehr durch Aufdämmung angelegt und erst unter der Mongolenherrschaft (1280 bis 1367) vollendet. Sein Hauptzweck war die Beförderung der kaiserlichen Steuerabgaben, die bis vor wenigen Jahrzehnten zur Hälfte in Getreide geleistet werden mußten. Er durchschneidet den Jang de djang und den Hoang hö und hat eine Länge von 1100 km. In früheren Zeiten hatte er, wenigstens in unserem Gebiete, auf beiden Seiten Abzugskanäle zur Bewässerung des Landes. Sein Bett mißt eine Tiefe von 8—10 m. Heute ist der südliche Teile des Kanals innerhalb unseres Vikariates vollständig zerfallen und ohne Wasser. Erst südlich von der Stadt Lin tsing erhält er wieder Wasser durch Zufluß des Wêi hö aus der Provinz Honan und wird schiffbar. Auch der Kaiserkanal richtet während der Regenperiode durch Überschwemmung nicht selten große Verheerungen an.

Weniger verderbenbringend ist der Siau tsing hö, der „kleine, klare Fluß“, der mitten in der Stadt Tsinanfu entspringt, und sich, in nordöstlicher Richtung fließend, bei Jang dja kôu ins Gelbe Meer ergießt. Trotz seiner geringen Tiefe herrscht auf ihm jahrein, jahraus ein reger Handelsverkehr mit flachen Booten.

Neben diesen ständig Wasser führenden Flüssen gibt es in unserem Gebiete eine ganze Reihe trockener Flußbette, die aber während der großen Regenzeit zu gewaltigen Strömen anwachsen und recht oft großen Schaden anrichten.

Der Boden innerhalb unseres Vikariates ist im allgemeinen sehr fruchtbar und wird stark ausgenutzt. Selbst an den Abhängen der kahlen, steilen Berge zieht der fleißige Bauer noch sein Getreide. Sand- und Salpeterboden liefern natürlich nur magere Ernteerträge. Die klimatischen Verhältnisse gestatten jährlich eine doppelte Ernte, sodaß nach dem Einbringen der Weizenernte im Juni die Felder zum zweitenmal bestellt werden. Man zieht bei uns in Schantung Weizen, Hirse, Sorgho (Negerhirse), an einigen

Orten auch Reis, Bohnen, Gerste, Mais, Buchweizen, Süßkartoffeln (Batate), Sesam, Rizinus, Hanf, Baumwolle, Erdnüsse, Indigo und Tabak.

Bei guten Ernteerträgen kann das Land sehr wohl seine zahlreiche Bevölkerung ernähren. Freilich leidet es außerordentlich oft unter Dürre, Überschwemmungen und der furchtbaren Heuschreckenplage. Mißernten und Hungersnot sind infolgedessen sehr häufige Erscheinungen.

Wo der Bauer guten Boden und gutes Wasser hat, zieht er zahlreiche Gemüsearten. Er sieht sich aber auf künstliche Bewässerung angewiesen. Es wachsen Weißkohl, Lauch, Möhren, Wasserrüben, Gurken, Melonen, Bohnen, Mangold, Spinat, Eierpflanze, Ingwer, Salat, Knoblauch, Zwiebeln, spanischer Pfeffer, Petersilie und Sellerie. Auch die Wurzel der Lotospflanze wird gern als Gemüse genossen. Europäische Gemüsearten und Kartoffeln kommen in manchen Gegenden gut voran, entarten aber in wenigen Jahren.

An Obst ist kein Mangel. Freilich ist das Aussehen der Baumfrüchte meist besser als der Geschmack. Man zieht Äpfel, Birnen, Pfirsiche, Aprikosen, Pflaumen, wilde Kirschen, Walnüsse, Kakifeigen (Gottesbirne), Sisyphuspflaume (dsan), Weintrauben und Granatäpfel.

Der Chinese ist ein großer Liebhaber von Blumen, und mit Stolz nennt er sein Vaterland „das blumige Reich der Mitte". Blumen sind indessen bei uns zu Lande eine seltene Erscheinung. Der Chinese hat ein bezeichnendes Sprichwort: „Wo eine Blume steht, da kann auch Knoblauch wachsen."

Das landschaftliche Bild wirkt während der Zeit, wo die Feldfrüchte wachsen und reifen, auf das Auge recht wohltuend. Zur übrigen Zeit nimmt sich die Landschaft aber außerordentlich öde und trostlos aus.

An Haustieren zieht der Chinese bei uns Pferde, Ochsen, sehr schöne und feurige Esel, prächtige Maultiere, schwarze Schweine, Schafe (Fettschwanz) und die kleine Bergziege.

Unsere kahlen Berge enthalten zum Teile kostbare Schätze. Der größte Teil des Gebirges besteht allerdings aus nacktem Gestein, ohne innerliche Schätze. In den Bergen des Kreises Dse tschmän lagern mächtige Kohlenflöße einer ganz ausgezeichneten Qualität. Deutsche Ingenieure betrieben bis zum Ausbruch des Weltkrieges im Hung schän eine sehr ergiebige Förderung. Die ausgezeichnete Glas- und Porzellanerde in der Gegend von Buo schän hat seit alten Zeiten industrielle Tätigkeit angeregt. Dasselbe gilt von dem mächtigen Eisenlager, dem „Eisenberge" in der Nähe von Dschang diën. In den Bergen von Tsinanfu und Tai ngän fu gewinnt man bedeutende Mengen Kalk.

Die Bevölkerung in unserem Vikariate ist, wie im ganzen Norden, rein chinesisch. Nur in der Stadt Dêi dschôu wohnen etwa 500 Mandschu-Familien, die bis zum Sturze der letzten Dynastie die kaiserliche Besatzung bildeten. Ferner wohnen in verschiedenen Städten verschiedene Mohammedaner; auf dem Lande gibt es eine ansehnliche Anzahl rein mohammedanischer

Dörfer. Die Mohammedaner sind aus dem Westen eingewandert, gehören also einem fremden Volksstamme an. Obwohl in Sprache und Kleidung ganz Chinesen geworden, haben sie sich doch reinrassig erhalten und hängen mit Zähigkeit nicht nur an ihrer Religion, sondern auch an ihren eigenen Sitten und Gebräuchen. Sie stellen überall zu den Räubern ein ansehnliches Kontingent, lassen aber glücklicherweise uns Missionare und unsere Christen fast immer in Ruhe, weil sie sich uns gegenüber als verwandte Religionsgesellschaft betrachten.

Die Wohnungsverhältnisse unserer Schantung-Leute sind erbärmlich. Das Volk wohnt zum größten Teile in elenden Lehmhütten. Eine Feuerstelle aus Lehm, ein oder zwei schmale Holzbänke und womöglich noch ein wackliger Tisch bilden für gewöhnlich die ganze innere Ausstattung. Die Dörfer machen meist durch Unordnung und Unsauberkeit einen unangenehmen Eindruck. Die Städte sind mit gewaltigen Mauern umgeben, die vielerorts freilich einem wüsten Trümmerhaufen gleichen. Im Innern zeigen viele Städte kein besseres Aussehen als die Dörfer. Wegen der vielen Diebe und in den letzten Jahren vor allem wegen der Räubergefahren haben sich auch viele Dörfer hinter hohe Lehmmauern verschanzt, die aber gegen große Räuberbanden keinen sicheren Schutz bieten. Wehe den Dorfbewohnern, die sich hinter ihren Mauern verteidigen, wenn es den Räubern gelingt ins Dorf einzudringen!

Die Landbevölkerung treibt fast ausnahmslos Ackerbau. In dieser Kunst hat es der Chinese seit alten Zeiten trotz seiner primitiven Ackergeräte zu erstaunlicher Fertigkeit und Sachkenntnis gebracht. Jeder chinesische Bauer kennt genau die Qualität seines Ackers. Er weiß, was auf demselben gedeiht oder nicht. Er weiß auch, welch besondere Sorgfalt und Pflege die einzelnen Feldfrüchte erfordern. Mit peinlicher Sorgfalt hält man die Äcker frei von Unkraut. Das ganze Feld wird sachgemäß in Reihen bestellt und macht dann auf das Auge einen wohltuenden und sauberen Eindruck.

Freilich leidet das Land, besonders in Gegenden mit gutem Boden, stark an Überbevölkerung, sodaß man sagen kann: je besser der Boden, um so dichter und ärmer ist die Bevölkerung! Daher sieht sich der Chinese, wenn er nicht verhungern will, gezwungen, jedes Fleckchen Erde auszunützen. Dazu kommen, besonders in den letzten Jahren, die hohen Steuern, die dem Bauern nicht die Möglichkeit lassen emporzukommen. Kein Wunder, daß Schantung jährlich eine große Anzahl Auswanderer hat, die in Tientsin und anderen großen Städten oder auch in der Mandschurei ihr Glück zu machen suchen.

Die industrielle Tätigkeit in unserem Vikariate ist verhältnismäßig geringfügig. Von Kohlen- und Eisenförderung war schon die Rede. Im östlichen Teile, besonders in der Gegend von Dschôu tsuin, betreibt man bedeutende Seidenzucht. Im Westen vor allem wird viel Baumwolle gezogen und verarbeitet, wodurch viel Geld ins Land kommt.

Unsere Schantung-Leute sind offenen Charakters, bieder und konservativ. Allerdings weist der Volkscharakter in den einzelnen Gegenden nicht unbedeutende Unterschiede auf. Wie alle Chinesen, besitzen auch sie stark ausgeprägten Familiensinn. Die Sitten haben sich durchweg noch einfach und gut erhalten; der Zopf freilich mußte nach der Revolution verschwinden; den Kindern aber werden zum größten Teile die Füße noch verkrüppelt. Der Volksbildung hat man in den letzten Jahren bedeutendes Interesse zugewandt; sie steht aber immerhin noch auf sehr niedriger Stufe. Die Landleute sind zum größten Teile Analphabeten; in den Städten ist es nicht viel besser. Eine üble Sitte unserer Schantung-Leute ist die Unreinlichkeit. Waschen des Körpers und Waschen der Unterkleider — wenn sie solche besitzen — bildet nicht ihre Lieblingsbeschäftigung. Sie tragen infolgedessen Ungeziefer aller Art mit sich herum, sodaß es schon aus diesem Grunde nicht wunder nimmt, wenn man China das Land der Seuchen nennt. Bei uns in Schantung sind Cholera, Typhus, Pocken, Aussatz und Lungenpest keine Seltenheit. In Behandlung der drei erstgenannten Krankheiten bekunden die Chinesen großes Geschick und mancher Missionar hat sich in solchen Fällen mit gutem Erfolge einem chinesischen Arzte anvertraut.

In religiöser Beziehung gilt von unseren Schantung-Leuten das, was im folgenden noch besonders dargelegt wird: es herrscht überall große religiöse Unwissenseit und Gleichgültigkeit! Als Geburtsland der hl. Männer Kung dse und Mung dse stellt unsere Provinz begreiflicherweise einen besonders hohen Prozentsatz zu den Anhängern des konfuzianischen Lehrsystems.

Das ist in kurzen Zügen das Land mit seiner Bevölkerung, unter der die deutschen Franziskaner seit fast 25 Jahren wirken. Es ist gewiß ein rauhes und dorniges Ackerfeld, das aber bei geduldiger Arbeit mit der Gnade Gottes viel Frucht verspricht. Und vorher müssen erst die Dornen ausgerodet werden. Das kostet noch manchen Tropfen Schweiß und will seine Zeit haben. Wenn aber dann die Gnade Gottes wie ein erquickender, befruchtender Regen auf dieses Erdreich fällt, verspricht es eine reiche Ernte. Von diesem Erdreiche gilt das Wort des hl. Jakobus (Jac. 5,7): „Sehet, der Landmann wartet auf die köstliche Frucht der Erde, indem er geduldig harrt, bis sie den Frühregen und den Spätregen empfängt!“

Zweites Kapitel.

Veranlagung der Chinesen zum Christentume. Vom chinesischen Volkscharakter.

Die Bekehrung heidnischer Völker zum Christentume vollzieht sich auf sehr verschiedene Weise. Die Arbeit der Missionare begegnet in den einzelnen Ländern ganz verschiedenartigen Schwierigkeiten. Wenn in einem Lande die Träger der öffentlichen Gewalt in Annahme des Christentums mit gutem Beispiele vorangehen und das Volk zu dem gleichen Schritte ermuntern, so vollzieht sich das Bekehrungswerk im allgemeinen gründlich und rasch. Viel schwerer und langwieriger ist der entgegengesetzte Fall.

Barbarische Völker sehen sich durch Annahme des Christentums auf eine höhere Kulturstufe emporgehoben und erblicken naturgemäß im Christentum eine kulturelle Wohltat, die sie bald schätzen lernen. Hochentwickelte Kulturnationen, besonders wenn ihre Kultur auf ein ehrwürdiges Alter zurückschaut wie die chinesische, japanische und indische, sind sich des hohen Wertes ihrer eigenen Kultur wohlbewußt. Ihnen kann und darf nicht zugemutet werden, dem Christentume zuliebe auf ihre kulturelle Eigenart zu verzichten. Bei solchen Völkern hat das Bekehrungswerk vor allem auf intellektuellem Gebiete zu arbeiten. Die Wahrheit des Christentums muß ihnen überzeugend nachgewiesen werden. Dabei sind vor allem in ihren religiösen Anschauungen gewisse Anknüpfungspunkte an das Christentum zu suchen.

Unleugbar legt auch der natürlich-ethische Zustand eines Volkes der Einführung des Christentums größere oder geringere Hindernisse in den Weg, und es liegt auf der Hand, daß sittlich noch unverdorbene Völker sich erfahrungsgemäß viel leichter bekehren lassen, als sittlich verdorbene. Je mehr Untugenden und Laster einem heidnischen Volke anhaften, desto schwieriger ist seine Bekehrung; je mehr gute Seiten und natürlich-ethische Tugenden sich ein Volk bewahrt hat, mit desto größerem Erfolge vermag die Mission zu arbeiten.

Glücklicherweise bietet der religiöse Glaube des chinesischen Volkes noch manche brauchbare Anknüpfungspunkte an die christliche Lehre. Das Volk hat sich trotz jahrtausendelangen Heidentums, trotz der Zweifelsucht und offenen Gottesleugnung so mancher alter Philosophen und trotz uralten

Ansicht von Tsinanfu, links im Hintergrunde ein Stadttor.

Der Aufstieg zum „heiligen Berge“ Tai schän (Zu Seite 10).

Naturvergöttung noch die Vorstellung von einem höchsten Wesen und eine Reihe anderer wichtiger Religionswahrheiten bewahrt.

Seit den ältesten Zeiten verehrte man als dieses höchste Wesen den „Himmel", „tiën", der als „schang di", höchster Kaiser, personifiziert wurde.

An diese uralte Gottesidee suchten schon die ersten Jesuitenmissionare in ihrer Predigt anzuknüpfen. Freilich wurde schon bald die Frage heftig umstritten, ob unter der Himmelsgottheit, dem „schang di", unser christlicher Gott verstanden werden könne. Dem Streit wurde durch Papst Clemens XI. ein Ende gemacht, der im Jahre 1710 verbot, den christlichen Gottesbegriff in der chinesischen Sprache durch die Bezeichnungen „tiën" oder „schang di" wiederzugeben. Statt dessen verordnete er, an dem neugeschaffenen, aber damals längst eingebürgerten „tiôn dschu" (Himmelsherr) als der Bezeichnung für den christlichen Gott festzuhalten.

Die ursprüngliche chinesische Gottesidee ist bis auf den heutigen Tag wissenschaftlich noch nicht völlig klargestellt. Ziemlich allgemein wird zugegeben, daß die Urreligion der Chinesen jederzeit stark monotheistisch gefärbt war. Man verehrte den „Himmel" oder „schang di" als den Ordner, Leiter und Regierer der Welt. Indessen existierte schon vor dem „schang di" das Chaos, die rohe, ungeformte Stoffmasse (huin duin), aus dem unsere heutige sichtbare Welt sich entwickelt habe.

Ob der „Himmel" oder „schang di" in den ältesten Zeiten als Persönlichkeit gedacht war, wird auch heute noch von einigen geleugnet, von anderen nicht ohne Grund bejaht. Jedenfalls war der „Himmel" oder „schang di" schon in alten Zeiten nicht die einzige Gottheit, die man verehrte, wohl aber die wichtigste und die höchste. Sicher aber wurde er nicht als der freie, persönliche, außerweltliche Schöpfer des Universums aufgefaßt.

Man darf indessen nicht übersehen, daß diese uralte Gottesidee sich nicht aus den philosophischen Spekulationen eines Lau dse, Kung dse und anderer entwickelt hat, daß sie vielmehr allen philosophischen Spekulationen zeitlich weit vorausging, und wir dürfen wohl annehmen, daß dieser alte Volksglaube höchstwahrscheinlich die spärlichen, stark verdunkelten Überreste der Uroffenbarung darstellt.

Auffallenderweise hat die Himmelsgottheit beim chinesischen Volke praktisch nicht jene Verehrung gefunden, die man bei ihr als der höchsten Gottheit erwarten sollte. Pagoden zu ihrer Ehre findet man sehr selten, bei uns in Schantung meines Wissens überhaupt nicht. Amtliche Opfer wurden dem „Himmel" oder „schang di" durch den „Himmelssohn", den chinesischen Kaiser, als den Vertreter und das Abbild des „Himmels" dargebracht. Das Volk bezeichnet den Himmelsgott mit dem Namen „Lau tiën gê", alter Himmelsgroßvater, und erblickt in ihm auch heute noch den Lenker seiner Geschicke. Am chinesischen Neujahr, am Hochzeitstage

und bei anderen wichtigen Anlässen beweist man ihm durch den Ko tôu seine Verehrung. Bei Dürre, ansteckenden Krankheiten und anderen öffentlichen Unglücksfällen sagt das Volk auch heute noch: „Der alte Himmelsgroßvater ist erzürnt und straft die Menschen!“ Dementsprechend sucht man seinen Zorn durch öffentliche Prozessionen, durch Theatervorstellungen und Gelübde zu besänftigen.

Jedenfalls war die Idee der höchsten Himmelsgottheit schon im hohen Altertume stark verblaßt. Das Volk vergötterte die Natur, es schuf sich für alles und jedes seine Götter und Geister, die den Himmelsgott mehr und mehr in den Hintergrund drängten. Damit griff der Aberglaube immer weiter um sich und überwucherte alles.

Unter diesen Verhältnissen versuchte der weise Mann Lau dse (geboren um 600 v. Chr.) die religiösen Zustände seiner Zeit zu verbessern. Er erging sich aber in so dunkeln mystischen Spekulationen einer idealistisch-pantheistischen Weltanschauung, daß sich der nüchterne Sinn des praktischen Chinesen dadurch eher abgestoßen als angezogen fühlte. Da er mit dieser unverständlichen Religionsphilosophie nichts anzufangen wußte, verzerrte er sie in den sinnlosen Aberglauben der taoistischen Sekte.

Auch der Rationalismus des Moralphilosophen Kung dse (um 550 v. Chr.) ist als eine Reaktion gegen den Aberglauben des Volkes aufzufassen. Er will das Volk auf die Grundlage einer rein natürlichen Sittlichkeit stellen.

Nach Kung dse besteht die höchste Lebensweisheit darin, allen Unbequemlichkeiten dieses Lebens aus dem Wege zu gehen oder doch sie auszugleichen. Die Betrachtung der politischen und sozialen Zustände seiner Zeit — das Land war damals in zahlreiche kleine Reiche zerrissen — hatten ihm die Überzeugung beigebracht, daß nur in der Rückkehr zu den Idealzuständen des Altertums Rettung zu finden sei. So erklären sich seine Moralgrundsätze: Beibehaltung des Althergebrachten — Vermeidung jeder Neuerung — Verehrung und Nachahmung der berühmten Vorfahren! Er fordert die Beobachtung des jedem Menschen vorgeschriebenen Pflichtenkreises in streng durchgeführter Scheidung der Stände: „Der Fürst sei Fürst, der Untertan sei Untertan, der Vater sei Vater, der Sohn sei Sohn!“

Sein Religionssystem fußt in erster Linie auf dem allgemeinen Nützlichkeitsprinzip. Allem tieferen Forschen über Gott, Unsterblichkeit und ähnlichen Fragen geht er geflissentlich aus dem Wege. Er wollte lediglich das zeitliche Glück der chinesischen Menschheit herbeiführen und zwar durch eine äußere Gesetzmäßigkeit, die jede Störung des inneren und äußeren Friedens ausschließt. Der Staat ist nach Kung dse göttlicher Einrichtung. Von ihm müssen alle Wohlfahrtsbestrebungen ausgehen und von da aus sich auf die Gemeinden und Familien erstrecken. Der Kaiser soll unumschränkter Herr sein im Staate, der Beamte in seinem Bezirke, der Vater in der Familie; für alle vorbildlich ist das Verhältnis zwischen

Vater und Kind. Alle sonstigen Lebenspflichten werden hauptsächlich nach dem Grade ihrer Nützlichkeit für die chinesische menschliche Gesellschaft bewertet.

Die Gründe, weshalb dieses System des Kung dse in China solches Ansehen und solchen Einfluß gewann, liegen darin, daß die Spuren der Uroffenbarung seit langem durch pantheistische Ideen verwischt waren und ein nüchterner Materialismus seit Jahrhunderten im Volke längst die Oberhand gewonnen hatte.

Bei diesen unerquicklichen religiösen Zuständen fand der Buddhismus um das Jahr 65 n. Chr. Eingang in China, aber nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, sondern in seiner volkstümlichen Weiterbildung als universale Erlösungsreligion. Er stellt nach den harten Kämpfen und Mühen des irdischen Daseins ewige Glückseligkeit im Nirwana in Aussicht um den leichten Preis einiger äußerer Zeremonien und Opfer. Diese Opfer können aber in „Gold- und Silberpapier" dargebracht werden, als symbolischen Darstellungen ihres realen Wertes.

Hoch anzurechnen sind dem Buddhismus seine reine Moral, sein tiefes Bewußtsein von Sünde und Übel, seine Sehnsucht nach Erlösung. Ebenso muß man seine Sanftmut, Milde und Duldsamkeit anerkennen. Indessen fehlten im Buddhismus der persönliche Gott und dementsprechend die Gottesliebe als höchster Antrieb zur Gesetzeserfüllung. Im Laufe der Jahrhunderte erstarrte er zu einem verschwommenen Formelkram, der alles höhere geistige Leben ertötete. Statt dessen lieferte er das Volk einem quietistischen Entsagen, Nichtwollen, Nichtkönnen und einer allen Fortschritt hemmenden Selbstzufriedenheit aus.

Heute steckt die große Masse des Volkes in krassem Aberglauben, ohne sich näher um die einzelnen Religionssysteme zu kümmern, ohne sich auch über ihre eigenen religiösen Anschauungen klar zu werden. Daneben lebt in den Kreisen der Gebildeten die rein natürlich ethische Kultur des Kung dse fort und als deren Folge die Religionslosigkeit. In weiten Bevölkerungsschichten hat der praktische Materialismus eines rein weltlichen Erwerbssinnes den theoretischen Materialismus ausgebildet. Neben dem krassesten Aberglauben wächst bei vielen der nackte Unglaube munter auf einem Holze.

Als natürliche Folge haben im ganzen Volke eine ungeheure religiöse Unwissenheit und Gleichgültigkeit Platz gegriffen. Woher aber diese Erscheinung bei einem so alten Kulturvolke, dessen verschiedene Religionssysteme so manches natürlich Gute in sich bergen?

Das Volk ist in religiös-sittlicher Beziehung seit langem verwahrlost und ganz sich selbst überlassen. Alle vorhandenen Religionssysteme — ausgenommen der Konfutianismus, der durch Verbreitung der klassischen Schriften noch immer fortwirkt, — befinden sich seit langen Zeiten in einem Zustande der Lethargie. Die Bonzen sitzen in ihren Pagoden und

führen ein gemächliches Leben. Keiner belehrt das Volk in religiösen Dingen — keiner dringt auf Erfüllung der Menschenpflichten — keiner, ausgenommen die Gemälde in den Pagoden, redet dem Volke von Lohn und Strafe nach dem Tode, obwohl alle daran glauben — keiner ruft das Volk zum religiösen Kulte. Kommt das Volk zum Opfern in die Pagode, so muß es dem Bonzen sein Almosen entrichten. Kommt es nicht, so bleibt es eben weg. Kann man sich wundern über allgemeine religiöse Gleichgültigkeit? Praktisch kennt das Volk überhaupt kaum noch religiöse Betätigung. Das einzige Überbleibsel bei den meisten ist der Ahnenkult. Beim Tode eines Verwandten bringt man ihm nach altem Herkommen in der Pagode, zu Hause und am Grabe die üblichen Opfer dar.

Das Volk selbst wird sich durchweg das ganze Leben lang gar nicht klar über seinen Glauben, über den niemand zu ihm redet. Praktisch kann man heute in China kaum noch von Taoisten und Buddhisten sprechen. Es besteht in dieser Beziehung ein wüstes Durcheinander. Ein Unterschied hat sich nur noch bei den betreffenden Bonzen erhalten. Das Volk weiß selbst nicht, zu welcher von beiden Religionen es sich bekennt. Praktisch bekennt es sich zu keiner von beiden mehr, hat aber von beiden eine Unmenge abergläubischer Gebräuche angenommen, die ihm keine größeren Opfer auferlegen. Dennoch darf man, wie wir noch sehen werden, das Volk nicht als religionslos bezeichnen.

So ist es nicht zu verwundern, daß das Volk in der harten Schule des Lebens, in Not und Entbehrung dahin gekommen ist, sein Ideal in Reichtum und Genuß zu suchen. Das „fa tsä", reich werden, bildet bei den meisten den einzigen Inhalt ihrer Sorgen, Wünsche und Arbeiten.

Allerdings wie das Heidentum überhaupt, so kennt auch das heidnische China nicht den Adel und den ethischen Wert der Arbeit. Die Arbeitsscheu, die niedere Einschätzung der Arbeit tragen zweifelsohne einen großen Teil der Schuld an der übergroßen Armut weiter Schichten. Freilich durch Not gezwungen, kann auch der Chinese, wie zum Beispiel unsere Bauern Schantungs in der Erntezeit beweisen, im Schweiße des Angesichtes vom frühen Morgen bis zum späten Abend arbeiten.

Lieber versucht es aber der Chinese mit einem Geschäft. Vor allem die Kaufleute bekennen sich zum Ideale „fa tsä." Während die großen Geschäftshäuser durchweg sehr reell sind, gilt für den kleineren Kaufmann vielfach das chinesische Sprichwort: „Bu hùlung jen, bu nöng dsuo mä mä" — „Mit Ehrlichkeit kann man kein Geschäft machen!" Nur sucht der Chinese auch in diesem Fall mit Ängstlichkeit den äußeren Schein, „das Gesicht" zu wahren.

Das Äußere gilt alles. Es berührt den Europäer wirklich unangenehm und peinlich, die schönen Reden so manch eines Chinesen anzuhören, dessen ganz anders geartete Gesinnung bekannt ist. Äußerer Schein ist gewöhnlich

auch seine Höflichkeit und Verbindlichkeit, äußerer Schein ist im Grunde auch das „chinesische Gesicht."

Das sogenannte chinesische „Gesicht" ist für uns Europäer ein schwer faßbarer Begriff. Wir können es bezeichnen als eine starke Empfindlichkeit für Beschämung, die man selber nicht erleiden mag, die man aber auch anderen möglichst erspart. Aus dieser Anschauung heraus sagt der Chinese gewöhnlich niemandem etwas Unangenehmes. Das wäre ughöfich! Er selbst will aber auch derartiges nicht hören. Fragt man nach etwas Unangenehmem, so gehört schon eine längere Erfahrung dazu, aus der Antwort das Richtige herauszuhören. So wird in der Furcht, etwas Unangenehmes auszusagen, unter den heiligsten Beteuerungen rundweg geleugnet, weil es als selbstverständlich gilt, solche Dinge zu verschweigen; ja es fehlt in diesen Fällen das Empfinden, die Unwahrheit zu sagen.

Mit solchen Charaktereigenschaften wird sich der Missionar schon bald und leicht abfinden. Schlimmer aber steht es um gewisse weit verbreitete Laster, zu denen an erster Stelle die Vielweiberei gehört. Sie ist viel mehr verbreitet, als selbst mancher Missionar vermutet. Nicht nur die Beamten und die reichen Kaufleute haben je nach ihren Existenzmitteln eine größere oder geringere Anzahl von Nebenfrauen; auch die reichen Bauern auf dem Lande halten sich deren großenteils eine oder zwei. Das Unstatthafte der Vielweiberei aber wird empfunden und die Nebenfrauen gelten nicht als legitime Gattinnen, die vielmehr der ersten als der rechtmäßigen Gattin und Hausfrau unterworfen sind. Weil es zudem als Schande gilt, seine Tochter als Nebenfrau zu verkaufen, rekrutieren sich diese aus den ärmsten Volksklassen. Weil der Staat die Vielweiberei gesetzlich anerkennt, besteht geringe Aussicht auf ihre Beseitigung, die im Interesse des Familienlebens, des Friedens in der Familie und besonders der Erziehung der Kinder bitter notwendig wäre. Es ist leicht verständlich, daß ein in Polygamie lebender Mann für ernste Beschäftigung und angestrengte Berufsarbeit nur schwer zu haben ist. So sind alle Dynastien in China durch die Vielweiberei verweichlicht worden und letzten Endes an ihr zu Grunde gegangen. Die Sorglosigkeit, Untreue, Bestechlichkeit und Unehrenhaftigkeit der Beamten haben gleichfalls zum großen Teile in der Vielweiberei ihren Grund. An die tiefe Entwürdigung der Frau durch die Polygamie soll nur erinnert sein.

Nach meiner Ansicht bildet die gesetzlich anerkannte Polygamie das Haupthindernis für die Verbreitung des Christentums unter den besseren Ständen. Schon Kaiser Suin dsche (1644—1662) — und höchstwahrscheinlich auch Kaiser Kang hi (1662—1722) — wurden durch sie vom Übertritt zum Christentume abgehalten. Wahrscheinlich wäre ohne dieses Hindernis damals das ganze Volk mit den Kaisern christlich geworden. Auch heute scheitert die Bekehrung der besseren und oberen Stände zum Christentume

an der Vielweiberei. Alle klare Einsicht und innere Überzeugung vieler Heiden weicht vor diesem einen Punkte zurück. So bildet die Vielweiberei teilweise auch die Erklärung für die Tatsache, daß unsere chinesischen Christen sich durchweg aus den ärmeren Klassen zusammensetzen.

Meines Erachtens wird diese in der Polygamie liegende Schwierigkeit in Europa vielfach übersehen. Man hält den Missionaren vor, sie müßten durch Aufklärung und Schulunterricht die besseren Kreise zu gewinnen suchen. An dieser Einsicht hat es den Missionaren nie gefehlt. Aber — von anderen Hindernissen abgesehen — scheitern solche Bestrebungen trotz besserer Einsicht, wenn die praktische Forderung zur Aufgabe der Vielweiberei vom Missionar aufgestellt werden muß. Erst wenn der chinesische Staat die Vielweiberei gesetzlich verbietet — was jedenfalls im Bereiche der Möglichkeit liegt — besteht wirklich Aussicht auf Gewinnung der besseren Kreise. Nach göttlichem Rechte gibt es in diesem Punkte für den Missionar kein Nachgeben. Gerade diese Schwierigkeit darf bei Beurteilung und Würdigung der missionarischen Leistungen und Erfolge nicht aus dem Auge gelassen werden.

Wenig ausgebildet scheint beim Chinesen das Gefühl für Gerechtigkeit. Man erlebt nicht selten den Fall, daß ein Reicher ohne jeden Rechtstitel das Besitztum seines Nachbarn beansprucht. Er schreibt ein Dokument, läßt es offiziell abstempeln und erhält auf solche Art vor dem Beamten einen Rechtstitel. Viele Arme unterlassen nämlich aus Sparsamkeitsrücksichten die urkundliche Eintragung ihrer Grundstücke. Kommt es in solchen Fällen zum Prozeß, so sind bezahlte Zeugen zu jeder Aussage bereit. Ebenso oft ereignet es sich, daß einer rundweg seine Schulden ableugnet, oder daß er durch bezahlte Zeugen den Beweis für regelrechte Abtragung seiner Schuld beibringt.

Bezüglich des Wuchers sind 36 vom Hundert für ein Jahr etwas ganz Gewöhnliches. Bei besonderen Anlässen und in Zeiten der Not zahlt der Arme noch bedeutend höhere Zinsen. Das Gesetz kümmert sich um solchen Wucher nicht. Bei gerichtlichem Vorgehen gegen Wucherzinsen zwingt der Beamte regelmäßig zur zinslosen Rückzahlung des Kapitals. Der Wucherer aber geht im übrigen straflos aus. Ein Verschuldeter aber bringt meist gar nicht die Mittel zu einem Prozeß im Jamen auf, sodaß er sich dem Wucherer auf Gnade und Ungnade ausgeliefert sieht. Ein bekanntes Sprichtwort sagt: „Jàmen mên tschau män kä — yu li mu tsiën — ba yau dsin lä“ — d. h. „Die Jamen-Türe geht nach Süden offen (ein Wortspiel — geht schwer offen): wer Recht hat, aber kein Geld, der gehe nicht hinein!“

Es ist verständlich, daß diese ungerechten Bedrücker und Wucherer nicht leicht für das Christentum zu gewinnen sind, weil sie sich nur schwer von ihrem ungerechten Gute trennen. Sie finden sich aber wiederum fast ausschließlich in den besseren Ständen.

Ungerechtigkeiten entspringen der Selbst- und Eigenliebe, die alles nur für sich haben will und dem Nächsten nichts gönnt. Was kümmert sich der Heide im allgemeinen um die Not und Verlegenheit seines Mitmenschen? Mag er selbst sehen, wie er fertig wird! Hartherzigkeit und Gefühllosigkeit charakterisieren das Heidentum, wie die Nächstenliebe das Christentum.

Wehe aber, wenn Haß und Feindschaft entstehen! Mord und Totschlag und Gewalttätigkeiten aller Art ziehen sich dann durch Jahrzehnte und durch ganze Generationen hin. Rache ist für den Heiden etwas ganz Selbstverständliches. Sogar bei einigen von unseren sonst guten Altchristen gelingt es uns nicht immer, die Rachegelüste zu dämpfen und sie zu einem gesetzlichen Vorgehen zu vermögen.

Das System des Kung dse hat dem chinesischen Volke einen ungeheuren Eigendünkel eingeimpft. Es ist stolz auf seine Rasse, stolz auf seine uralte Kultur, stolz auf die Größe seines Landes und die Zahl seiner Bewohner. Es schaut mit Verachtung auf alle Fremden herab. Deshalb hat es sich solange gegen die Außenwelt abgeschlossen: darum hat es auch die Missionare auf jede Weise fernzuhalten gesucht. Dieser Nationalstolz, von der Regierung genährt, hat schon verschiedentlich zu internationalen Verwicklungen ernster Natur geführt.

Die Entwicklung in China seit der Revolution im Jahre 1911 erregt geradezu Besorgnis. An dieser Entwicklung haben die Ausländer in China im weitesten Maße Anteil. Ausländische Ratgeber haben bei Gründung der Republik den Indifferentismus und die Religionslosigkeit in die Staatsverfassung hineingetragen. Zur Hebung des Schulwesens hat man den Chinesen den Rat gegeben, die liegenden Güter der heidnischen Pagoden einzuziehen. Das ist zum größten Teile praktisch durchgeführt. Alle früher gesetzlich vorgeschriebenen Kulthandlungen der Beamten sind abgeschafft. Man hat das Volk über den Unsinn des Heidentums aufgeklärt, ohne eine andere religiöse Grundlage zu schaffen oder auch nur zu suchen. Man hat es erlebt, daß Beamte das Volk teilweise sogar mit Polizeigewalt vom Besuche der Pagoden abhielten. Aber auch der heidnische Götterglaube — das dürfen wir nicht vergessen — bildet in seiner Weise einen Zügel für die menschlichen Leidenschaften, und wenn dieser letzte Zügel gewaltsam zerrissen wird, können die Folgen nicht ausbleiben.

Im eigenen Handelsinteresse haben gewisse Mächte in China den Haß gegen andere Nationen, vor allem gegen die Japaner, gepredigt. Sie haben auf jede Weise den Boykott japanischer Waren gefördert, ohne die Folgen für sich selbst in Anschlag zu bringen. Diese Kurzsichtigkeit hat sich in den letzten Jahren bitter gerächt.

Vor allem während des Weltkrieges haben die Ausländer durch gegenseitige Lügenpropaganda sich selbst in den Augen der Chinesen um den letzten Rest ihres Ansehens gebracht. Durch die schmachvolle Ausweisung

der Deutschen aus China, zu der die Chinesen förmlich gezwungen wurden, ferner durch Wegnahme der deutschen Konzessionen, durch Unterstellung der Deutschen, Österreicher und Russen unter die chinesische Gerichtsbarkeit, erhielten die Chinesen geradezu Anleitung für die Behandlung der Ausländer überhaupt. Zweifellos werden in nicht ferner Zeit alle Ausländer unterschiedslos ihre Ausnahme- und Vorzugsstellungen einbüßen. Darunter wird guterletzt auch die Mission mehr oder weniger mitleiden müssen.

Der religionslose, vielfach christenfeindliche Charakter unserer modernen chinesischen Schulen geht zu nicht geringem Teile auf fremden Einfluß zurück. Was unsere modernen chinesischen Studenten von ihren ausländischen Professoren über das Christentum hören, was sie in Büchern lesen, was sie auf den Universitäten in Europa und Amerika lernen, führt naturgemäß zum Hasse gegen das Christentum, dann aber weiterhin zur Verachtung alles Fremden und zu einem blinden Nationalismus. Wenn heute das chinesische Studentum eine Gefahr für den Weltfrieden geworden ist, trägt das Ausland daran nicht geringe Schuld!

Die Korruption des chinesischen Heidentums tritt vor allem beim Beamtentume in die Erscheinung. Während des Kaiserreiches war es in dieser Beziehung schon schlimm; unter der Republik ist es jedenfalls nicht besser geworden. Es muß allerdings zur gerechten Beurteilung und zur teilweisen Entschuldigung bemerkt werden, daß die Beamten durchweg ihre Stellung um schweres Geld erkaufen müssen, also verständlicherweise diese Summen wieder herauszuschlagen suchen. Viele aber sind Mandarin in der Absicht, möglichst schnell soviel Geld zu machen, daß es für das fernere Leben reicht. Unterschlagungen sind an der Tagesordnung. Das Geschick aber, die Schlauheit und Ungeniertheit, mit denen man das Geschäft betreibt, verdienen wirklich Bewunderung. Die Zeitungen berichten ganz offen darüber; freilich ohne Erfolg, weil die Beamten durch Schweigegelder sich zu schützen wissen. Zum Verständnis dieser unerfreulichen Erscheinung sei auf die augenblicklich vielfach gesetzlosen Verhältnisse hingewiesen und ferner auf die dem Chinesen eigentümliche Auffassung der Familie, die entsprechend dem Rang des Familienhauptes auftreten und von dessen Einkünften erhalten werden muß. Gute, treue Beamte sind fast eine Seltenheit und erfreuen sich beim Volke einer außerordentlichen Wertschätzung.

Die Machtverschiebung der letzten Jahre hat eine Reihe Generäle als unumschränkte Herren über eine oder mehrere Provinzen auf den Schild erhoben. Der Staatspräsident war infolgedessen seit Jahren zu einer Schattenfigur herabgedrückt. Die Generäle führen zur Erweiterung ihrer Machtgebiete unter sich Krieg. Zum Kriegführen aber gehört Geld, das durch immer neue Steuern herbeigeschafft wird.

Das Volk hat in den letzten Jahren die gewöhnlichen Abgaben jährlich zwei bis dreimal entrichten müssen, dazu fast alle zwei Monate eine eigene harte Kriegssteuer. Trotz Mißernte, Überschwemmung und Hungersnot

werden die Steuern mit Gewalt eingetrieben. Jener Mandarin gilt aber in den Augen des Gouverneurs als der fähigste, der es am besten versteht, das Volk zu pressen. So zahlt das Volk mit seinem Blute und seinem Schweiße die Privatkriege der Generäle, an denen es wahrlich nicht das geringste Interesse hat.

Während das moderne reguläre Heer durchweg gute Disziplin hält, läßt sich von der alten Polizeitruppe auf dem Lande, der sogenannten Djin bu dui, sagen, daß es sich durchweg aus Leuten rekrutiert, die nur des Lebensunterhaltes wegen zum Kriegshandwerk greifen, plündern und brandschatzen, wo sich ihnen Gelegenheit bietet. Freilich liegt der Grund gewöhnlich darin, daß sie ihren Sold nicht empfangen.

Für manche unglücklichen Verhältnisse der letzten Jahre müssen allerdings die Kriegswirren verantwortlich gemacht werden. Darunter leidet die ganze Bevölkerung auf das schwerste. Staatsbeamte, wie z. B. die Professoren der höheren Schulen, die Bahnbeamten, die Polizei erhalten auf Monate keine Bezahlung. Der Verkehr liegt still, da die Eisenbahnen fast nur für Truppentransporte frei sind. Die öffentlichen Wege werden überall durch Räuberbanden unsicher gemacht.

Doch auch in Friedenszeiten steht es häufig schlimm um das arme Volk, wie z. B. bei Hungersnot infolge von Dürre oder Überschwemmung. Infolge kultureller Vernachlässigung leiden fast jedes Jahr einige Provinzen unter derartigen Unglücksfällen. Durch vernünftige Forstwirtschaft und Kanalisation ließe sich zweifellos ein großer Teil dieser alljährlichen Kalamitäten beseitigen. An Verbesserungsvorschlägen von fremder Seite hat es seit Jahrzehnten nicht gefehlt. Das Beamtentum vertritt indessen den Standpunkt: wenn das Unglück da ist, mag das Volk selber Rat schaffen! Für diese Zwecke ausgegebenes Geld bringt ihnen keinen Gewinn.

In solchen Zeiten öffentlicher Not wird dann an die Großmut der Ausländer appelliert, selbst von seiten der modernen chinesischen Studenten, und in solchen Fällen findet man für die Ausländer sogar Worte des Lobes. Bei der furchtbaren Hungersnot in unserem Vikariate im Jahre 1920 z. B. haben die Ausländer für die Hungernden Millionen gespendet. Später freilich zwang man die Regierung moralisch, auch ihrerseits etwas zu tuen. Es kam dann eine beim Auslande aufgenommene Anleihe für die Hungerleidenden zustande.

Die Verteilung der Gelder wurde vom internationalen Hilfskomitee bezeichnenderweise ganz den Missionaren übertragen, zum großen Ärger der Mandarinen. Bei der vorhin erwähnten Anleihe gab man auf Drängen der Chinesen soweit nach, daß gemischte Komitees von Chinesen und Ausländern zur Verteilung der Gelder gebildet wurden. So haben auch unsere Patres im Jahre 1920 im Verein mit den protestantischen Missionaren unter vielseitigen Schwierigkeiten, Anfeindungen, Ärger und Verdruß Tausende vom Hungertode errettet. Ihre Tätigkeit hat auf das gute Volk seine

Wirkung nicht verfehlt. Aber bei einem großen Teile der Beamten haben wir uns damit keine Freunde gemacht.

Im folgenden Jahre durchbrach der Gelbe Fluß im Gebiete unserer Mission seine Dämme. Er richtete in 3 Kreisen große Verwüstungen an. Die Ernte war vollständig vernichtet, die Wohnungen waren weggeschwemmt, die Leute lebten zusammengepfercht auf einigen höher gelegenen Plätzen, wo sie gegen das Wasser sicher waren.

Es ging wieder ein Appell an die Fremden, die aber die Mitwirkung der chinesischen Regierung als Bedingung stellten. Ich wurde damals vom internationalen Hilfskomitee mit einer bedeutenden Summe Geldes in den Kreis Dschän hua geschickt. Daselbst waren 360 Dörfer zum weitaus größten Teile vollständig zerstört. Selbstverständlich konnte ich mit den mir zugewiesenen Geldern nur einen beschränkten Teil der Not lindern. Die Unterstützung, welche die Regierung gewährte, blieb noch wirkungsloser, und das Volk verzweifelte. Das war im September. Die nächste Ernte war für Juni zu erhoffen, d. h. für den Fall, daß man früh genug daran dachte, die Dämme zu reparieren. Ohne diese Arbeit konnten die Äcker nicht bestellt werden. Man ließ aber die Sache ruhig laufen bis ins nächste Jahr kurz vor Eintritt der großen Regenzeit. Und weshalb? Der Strom schwemmte in seinem neuen Laufe an der Seeküste eine Menge fruchtbaren Lößbodens an. Dadurch verwandelte er weite Strecken des öden, unbewohnten Landes in fruchtbaren Ackerboden. Dieses unbewohnte Land ist herrenlos, jedermann kann es frei in Besitz nehmen. Nur muß dann dem Mandarin Mitteilung gemacht und von da an die Grundsteuer bezahlt werden. Es gab nun dort einige reiche Herren, die den größten Teil des neuangeschwemmten guten Bodens für sich in Besitz nahmen. Ihnen zuliebe wurden die Regulierungsarbeiten einfach hinausgeschoben. Als dann endlich die Anschwemmung von Lößerde aufhörte, und der Strom statt dessen nur noch Fließsand mit sich führte, wurde er endlich wieder eingedämmt. Das arme Volk sah sich unterdessen gezwungen auf Bettel zu ziehen. Ich habe damals eine Reihe Toter gesehen, die buchstäblich verhungert waren.

Zur Kennzeichnung der entsetzlichen Lage des armen Volkes noch einige Worte über die Räuberplage! Sie existierte mehr oder weniger immer, hat aber seit 15 Jahren einen furchtbaren Umfang angenommen. In den ersten Jahren meines hiesigen Aufenthaltes, noch zur Zeit des Kaisertums, war des Sommers, sobald der Sorpho auf den Feldern mannshoch stand, ebenso gegen Ende des chinesischen Jahres immer etwas los. Während dieser Zeit warnt das alte chinesische Sprichwort, wenn auch in erster Linie der Wetterverhältnisse wegen, mit Recht vor Reisen: „Liu yüö, là yüo bu tchu men“ — „Im sechsten und im letzten Monat soll man nicht auf Reisen gehen!“ Damals ging es verhältnismäßig noch harmlos zu. Schon bald nach Ausbruch der Revolution aber erschienen die Räuber offen

und in Scharen. Das Übel verschlimmerte sich von Jahr zu Jahr. Zur Illustration einige Erlebnisse aus unserer Mission!

Im Jahre 1912, also im Gründungsjahre der Republik, trieben sich in den Kreisen Dêi dschôu und Ping yüen bei hellem Tage berittene Banden von 20 Mann herum. In den Jahren 1913—14 existierten im Westen an der Grenze Schantung-Tschili 5—6 Banden von je ungefähr 300 Mann. Des Tags über war alles in Frieden; nach Sonnenuntergang kamen die Räuber aus ihren Schlupfwinkeln hervor und taten sich zusammen. Im Jahre 1918 bis 1919 erlebte der Kreis Tsche ping in dieser Hinsicht das Schlimmste. 10 000 Räuber, alle gut bewaffnet, zum großen Teile beritten, beherrschten vollständig 7 Kreise. Es wurde schließlich so schlimm, daß ein General mit einer ganzen Armee, ausgerüstet mit Kanonen und Maschinengewehren, geschickt werden mußte, dem es erst nach viermonatigen, verlustreichen Kämpfen gelang, die Räuber auseinanderzusprengen. Bald nachher tauchten sie in kleineren Banden anderswo wieder auf. Im Jahre 1923—24 trieb sich in der Gegend von Lin tsing und U tscheng eine Bande von stark 2000 Mann herum. Im Jahre 1925—26 gab es allein im Kreise Jü tscheng an einheimischen Räubern 2 000 Mann. Im benachbarten Kau tang war es noch viel schlimmer. Im Jahre 1927 hielt eine Bande von 4000 Mann die Berge von Lai u besetzt. Augenblicklich gibt es in unserm Vikariate nicht einen einzigen Kreis, der ganz frei von der Räuberplage wäre.

Noch jeder Dynastienwechsel in China hat derartige, jahrzehntelange Räuberunruhen im Gefolge gehabt. Das ist die Zeit der Anarchie, wo für solche Elemente der Weizen blüht. Man muß sich wundern, welch neue Mittel die Räuber von Jahr zu Jahr aussinnen, um die reichen Leute zu fangen. Ihre Methoden wurden von Tag zu Tag brutaler. Was wir Missionare im Laufe der Jahre an Raub, Mord und Brandstiftung mit eigenen Augen angesehen haben, spottet jeder Beschreibung. Nur einige wenige Tatsachen aus unserem Gebiete seien angeführt.

Im Jahre 1918 fand man im ganzen Kreise Tsche ping keine 10 Dörfer mehr, die nicht von den Räubern gebrandschatzt waren. Im Jahre 1926 mußten die Bauern im Kreise Jü tscheng zur Zeit der Herbsternte — am hellen Tage — in bewaffneten Trupps die Ernte vom Felde einholen. Am Bahnhof, eine halbe Stunde entfernt, lagen damals — nebenbei bemerkt — 2000 reguläre Soldaten! Im Jahre 1927 rettete sich die Einwohnerschaft eines großen Dorfes im Kreise Lai u nach einem harten Kampfe mit den Räubern in eine Bergfestung. Getreide hatten die Leute genügend mitgeschleppt; aber es gab da oben kein Wasser. Nach mehrtägiger Belagerung baten die Leute vom schrecklichen Durste gequält um Gnade. Aber ohne Ausnahme, wurden alt und jung, Männer und Frauen, über 2000 Menschen, erbarmungslos niedergemacht. Einige chinesische Zeitungen berichteten von dieser Untat ganz offen und wahrheitsgetreu, ohne daß die Regierung eingegriffen hätte.

Man unterhält zum Schutze des Volkes und auf Kosten des Volkes gegen die Räuber eine Menge eigener Soldaten. Durchweg betreiben aber Soldaten und Räuber ein Kompagniegeschäft, das für beide Teile reichen Gewinn abwirft. Einige wenige Militärmandarine freilich gehen ernstlich gegen die Räuber vor, und in einem solchen Falle ist in kurzer Zeit Ordnung geschaffen. Im allgemeinen aber wird das Übel mit dem Eintreffen von Soldaten nur noch schlimmer, und es gibt bewiesenermaßen Militär- und Zivil-Beamte, die geradezu mit den Räubern einen Vertrag zur Ausplünderung der armen Landbevölkerung abschließen.

Fällt der Räuber einem pflichtbewußten Mandarin in die Hände, so wird er ohne weiteres erschossen. Oft indessen kommt er für eine Summe Geldes wieder auf freien Fuß, und ich kenne verschiedene Räuber und Räuberhauptleute, die für schweres Geld ihre Freiheit erkauft haben und ihr Gewerbe weiter betreiben. Diese Tatsachen sind allgemein bekannt. Aber kein Bauer wagt es, trotz der strengsten amtlichen Weisungen, einen Räuber anzugeben; denn wehe dem Angeber, wenn der Räuber wieder in Freiheit kommt! Die reichen Bauern wohnen seit Jahren in den ummauerten Städten. Ihre Felder liegen brach oder sind für eine Kleinigkeit an arme Leute in Pacht gegeben. Die Armen fliehen oder verstecken sich bei Annäherung der Räuberbanden.

Ein großer Teil der Räuber rekrutiert sich aus entlaufenen Soldaten, der andere aus verkommenen Existenzen und verwegenen Burschen. Wird es gefährlich, so lassen sie sich in die Armee aufnehmen. Damit gelten sie wieder als gute Bürger und gehen vor dem Gesetze straflos aus. Waffen aller Art und Güte liefert der ausländische Schmuggelhandel, Munition aber das chinesische Militär.

Welches Volk in Europa würde sich solche Zustände gefallen lassen, ohne Revolution zu machen? Freilich, das Volk weiß sich hilflos, und die heidnische Selbstliebe hindert den Zusammenschluß zu gemeinsamem Schutze. Der Heide sagt sich: Was soll ich meine Haut für andere zu Markte tragen? Dennoch muß man staunen, wie das Volk die Geduld bewahrt, wie es trotz und alledem noch Achtung vor der Autorität bekundet. Auch unter den gegenwärtigen Verhältnissen bezeichnet das Volk den Mandarin noch immer als den „kuän fu", den „Vater Mandarin", und läßt trotz der übelsten Behandlung sich noch immer leicht von ihm regieren. Das ist eine von den vielen guten Seiten, die sich das Chinesenvolk trotz des Heidentums bewahrt hat. An einem Volke mit so ausgesprochenem Autoritätssinn, mit solcher Hochachtung vor dem Althergebrachten braucht das Christentum nicht zu verzweifeln.

Bei der großen religiösen Verwahrlosung des chinesischen Volkes seit so langen Zeiten nimmt es wunder, daß sich sein gesunder Sinn noch so manche wichtige religiöse Wahrheit bewahrt hat. Sie bieten recht glück-

liche Anknüpfungspunkte an das Christentum. Durchweg glaubt das Volk, wie früher schon gesagt wurde, noch fest an ein höchstes Wesen. Alle leben der Überzeugung vom Fortleben des Menschen nach dem Tode, allerdings in der verschwommenen Form der buddhistischen Seelenwanderung. Alle halten fest an dem Glauben von Lohn oder Strafe nach dem Tode.

Die Seelenwanderung nennt der Chinese „tuo scheng", ablegen und wiedergeboren werden. Oder er nennt sie „luin hui dau", d. i. „rundlaufendes Rad der (6) Wege," auf denen die Seele nach dem Tode wieder in dieses Erdendasein tritt. Dabei wird jeder Seele je nach der Verdienstlichkeit ihrer Werke vergolten. Die Bösen erleiden in den 138 buddhistischen Höllen — in 10 Hallen abgeteilt — die schrecklichen Qualen, die man in vielen Pagoden in den grellsten Farben dargestellt findet. Nach Erleidung dieser Qualen kommen die Seelen dann zur Strafe und Besserung als unreine Tiere auf die Welt zurück. Die Guten erscheinen wieder auf der Welt als Kaiser, Mandarin, Kaufmann und dgl. je nach der Größe ihrer verdienstlichen Werke. Dieses Wandern und Sterben und Wiedergeborenwerden hält solange an, bis endlich alle durch ein heiliges, makelloses Leben den Lohn ihrer guten Werke am Orte des „Nirwana" in Empfang nehmen.

Der Jenseitsglaube dieses armen Volkes ist wirklich traurig. Aber es weiß doch wenigstens noch, daß mit dem Tode nicht alles ein Ende hat, daß jeder Lohn oder Strafe für seine Taten zu gewärtigen hat. Dieser noch vorhandene Glaube ist für die Bekehrung des Volkes von der größten Wichtigkeit. Tatsächlich findet das Volk nach genügender Belehrung und Aufklärung leicht den Glauben an unsere christlichen Wahrheiten von der Unsterblichkeit der Seele, von dem ewigen Himmelslohne und den ewigen Höllenstrafen. Auch unser christliches Gewissen ist dem Volke ein noch ganz geläufiger Begriff, an den man ohne Mühe anknüpfen kann.

Bekannt ist die religiöse Duldsamkeit der Chinesen. Sie gibt sich schon darin kund, daß seit alten Zeiten Taoismus, Konfutianismus, Buddhismus, Mohammedanismus und eine Menge anderer Sekten friedlich nebeneinander bestehen. Diese Duldung kommt auch dem Christentume zugute trotz so vieler Verfolgungen im Laufe der Jahrhunderte, die auf Maßnahmen der Regierung und die Hetze gewisser Kreise zurückgehen. Sie liegen aber an sich genommen dem chinesischen Volkscharakter fern, dessen grundsätzliche religiöse Duldsamkeit für die Bekehrung Chinas in der Zukunft gute Aussichten bietet.

In sittlicher Beziehung steht das Volk noch verhältnismäßig hoch da. Gewiß, sittliche Verirrungen sind unter dem heidnischen Volke keine Seltenheit. Aber das Laster wagt sich doch nicht so frech an die Öffentlichkeit, wie anderswo. Die noch heute ziemlich streng durchgeführte Absonderung der Geschlechter bildet für die öffentliche Moral einen starken Schutz-

wall. Vor allem kleiden sich die Frauen ausnahmslos äußerst dezent. Öffentliche Laster sind selten, Betrunkene sieht man fast niemals.

Dazu kommt eine natürliche Einfachheit der Sitten und ein ausgesprochen gesunder Familiensinn. Die große Achtung der Kinder vor den Eltern, woraus letzten Endes sich die Hochachtung des Volkes vor der Autorität erklärt, bildet einen sehr gesunden Zug des chinesischen Volkes. Die Hochschätzung des Altertums, ausgesprochener Konservatismus haben darin gleichfalls ihre Quelle. Es liegt auf der Hand, daß dieses Volk, von Jugend auf an Gehorsam gewöhnt, trotz aller Schwächen, welche ihm anhaften, ein durchaus brauchbares Material für das Christentum abgibt.

Der Chinese besitzt ferner ein angeborenes Anstandsgefühl. Das heidnische Volk bekundet uns Missionaren allgemein große Aufmerksamkeit und Höflichkeit, Bildung und Gesittung, Hochschätzung der Wissenschaft sind alte Erbstücke des chinesischen Volkes. Beispiellos steht da eine Genügsamkeit in bezug auf Nahrung, Kleidung und Wohnung, seine Geduld in Mangel, Armut und Elend. Gewiß, zur Genügsamkeit und Geduld wird das Volk durch die Verhältnisse gezwungen. Aber die Tatsache, daß es, wenn auch gezwungen, diese natürlichen Tugenden übt, lassen für seine Zukunft noch recht viel Gutes erhoffen.

Der chinesische Staat erscheint verdorben bis ins innerste Mark. Verschiedene Volkskreise, besonders die besseren, sind einer starken Korruption verfallen. Aber im gewöhnlichen Volke steckt noch ein guter Kern. Es kommt nur darauf an, es durch Liebe und Güte zu gewinnen und die richtigen Anknüpfungspunkte zu finden.

Nach Niederschrift dieser Ausführungen fiel mir das Buch von P. Otto Maas O.F.M. in die Hände: „Die Wiedereröffnung der Franziskaner-Mission in China." Darin fand ich einen Brief des P. Antonius de S. Maria vom 7. März 1659. P. Antonius entfaltete seine Tätigkeit gerade in unserer heutigen Mission. Die Verhältnisse zu seiner Zeit, wie er sie darlegt, waren fast die gleichen wie heutigentags. Er schreibt (Seite 154): „Wir können drei Klassen von Leuten unterscheiden. Erstens die Literaten, aus denen die Obrigkeiten genommen werden. Diese sind hinreichend unterrichtet und verfassen sehr gute Bücher... Aber ihr Ehrgeiz, ihre Sinnlichkeit und ihre Habsucht hindern sie, den Weg des Heiles zu betreten... Von uns ist von diesen bis heute noch keiner zum Glauben geführt worden, obgleich viele unsere Predigten angehört haben. Es kommt dann wohl zu einer Aussprache und zu einem Dispute über die Wahrheit oder Falschheit der Lehre. Sie hören die Lehre des Herrn, sehen, wie die ihrige zerpflückt wird und geraten in Verwirrung und wissen nichts zu antworten, loben auch das feste Gefüge und das Heilige der christlichen Lehre; aber sie nehmen sie nicht an und geben ihren Aberglauben nicht auf; sie kommen einmal und kehren nicht wieder...

Die zweite Klasse sind die Landsleute... Aus diesen setzen sich unsere Christen zusammen. Für die Dinge dieser Welt und für das, was das Leben hier auf Erden betrifft, haben sie wohl Verständnis; aber um den Weg des ewigen Lebens zu begreifen, sind diese Menschen so ungebildet, unbeholfen und schwerfällig, daß es der oben genannten Anstrengungen bedarf, um sie für die heilige Taufe vorzubereiten, und noch viel größerer, um sie in der Wahrheit zu erhalten, weil ein jeder von ihnen von einer Menge von Heiden umgeben ist, wie eine Rose von einem Gebüsch von Dornen. Und diese Heiden, seien es nun Verwandte oder Freunde, murren und fluchen über sie und belästigen sie wegen ihres Übertrittes. Dadurch bringen sie manche wieder zum Abfall.

Die dritte Art von Leuten, die es hier gibt, sind die Geschäftsleute. Diese sind so sehr in die Habsucht und in ihre Betrügereien verstrickt, daß bis jetzt keiner von ihnen zu uns gekommen ist, um das Wort Gottes zu hören. Sie denken nur an diese Welt. Daher brauche ich nicht weiter darauf einzugehen."

P. Antonius berichtet ganz recht. Er kennt die Verhältnisse aus eigener Anschauung und aus jahrelanger Praxis. Es ist ein großer Irrtum, wenn man glaubt, die besseren Stände seien der Kirche bisher fern geblieben wegen mangelnder Propaganda. Ehrgeiz, Polygamie, Habsucht, Betrug und Ungerechtigkeit waren zur Zeit des P. Antonius de S. Maria das Hindernis für die Bekehrung der höheren und besseren Stände, und sie sind es auch heute noch!

Ich persönlich beurteile das gewöhnliche Volk etwas günstiger und milder als unser alter P. Antonius de S. Maria. Ein Volk so verwahrlost, so zertreten, so gedrückt, so lieblos behandelt, — ein Volk, daß sich trotz und alledem soviele Ideale bewahrt, das noch so manche natürlich gute Seite zeigt, das sich durch Jahrtausende hindurch noch so lebensfähig, gesund und kräftig erhalten, das schon soviele Völker vom Erdboden hat verschwinden sehen: auch dies Volk ist berufen für die Kirche Jesu Christi! Seiner Bekehrung stehen große Schwierigkeiten entgegen. Aber wenn dieses Volk sich bekehrte, welch starken Halt würde damit der Katholizismus im fernen Osten gewinnen! Die katholische Religion steht überall in hohem Ansehen, sie imponiert dem Volke durch ihre Einheit und durch ihr Autoritätsprinzip, verkörpert im römischen Papste, dem „djau huàng", dem „Religions-Kaiser." Wir Missionare müssen mit Geduld und Ausdauer die Grundlagen für seine Bekehrung schaffen. Wir müssen unverdrossen arbeiten und mithelfen, damit die Gnade, die Gott auch diesem Volke nicht vorenthält, wirksam werde. Unglücklicherweise besteht vorläufig wenig Aussicht auf Gewinnung der höheren Kreise. Es bleibt somit nur der Weg übrig, das Volk von unten herauf mit christlichen Ideen zu durchdringen. Dieser Weg ist schwieriger als der erste, er ist sozusagen ein Umweg. Aber auch der Umweg führt zum Ziele.

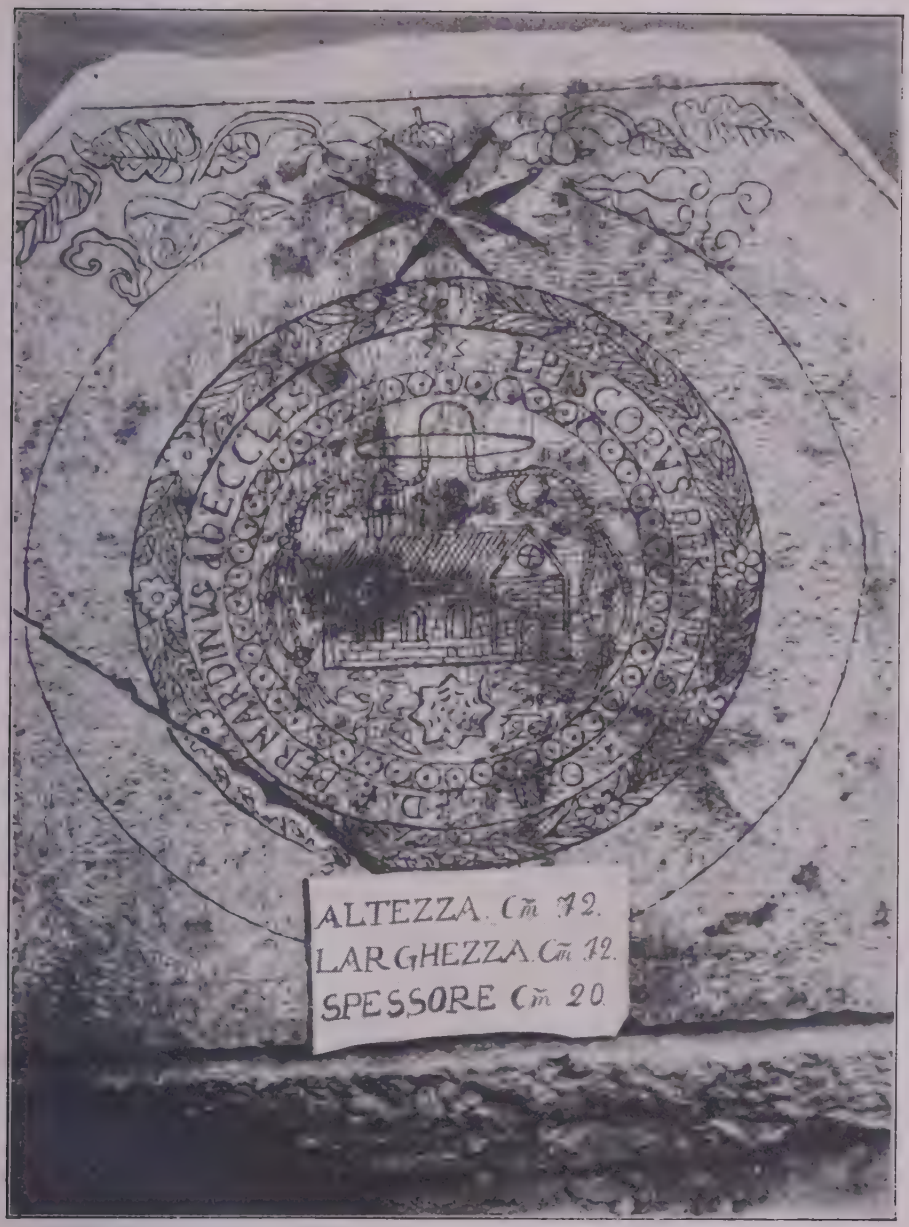
Drittes Kapitel.

Geschichtliches über die Missionierung Schantungs.

Der geschichtliche Überblick über die Mission von Schantung bezweckt die Einführung in das Verständnis für das missionarische Wirken, wie es im folgenden dargelegt wird. Gleichzeitig gibt er Aufschluß über die Verhältnisse und Schwierigkeiten, mit denen die chinesische Mission großenteils auch heute noch zu kämpfen hat. Es ist die Geschichte jahrhundertelanger Arbeiten, Mühen, Gefahren und Leiden, die Geschichte froher Hoffnungen und trauriger Rückschläge, die Geschichte todesmutigen Opfersinnes und zäher Ausdauer im Dienste Gottes. Das Material zu dieser Abhandlung mußte aus den Quellen, soweit sie mir zugänglich waren, erst mühsam zusammengetragen, geordnet, geprüft, verglichen und verbessert werden. Dabei leistete das Bekanntsein mit fast allen in Frage kommenden Örtlichkeiten und mit den vielen Traditionen, die sich in unseren alten Christengemeinden lebendig erhalten haben und in vielem ihre auffällige Bestätigung fanden, gute Dienste.

Das Christentum hatte bereits zweimal in China Eingang gefunden, bevor wir Nachricht über unsere Provinz Schantung erhalten. Ein in der Stadt Si ngän fu in der Provinz Schensi gut erhaltener Gedenkstein aus dem Jahre 782 berichtet eingehend über die Verbreitung des Nestorianismus zur Zeit der Tang-Dynastie (260—907 n. Chr.). Noch bis in die Zeit des Marco Polo, der von 1272—1292 in China weilte, hatten sich die Nestorianer in Peking erhalten.

Die ersten katholischen Glaubensboten erscheinen während der Mongolenherrschaft (1280—1368). Der Franziskaner Johannes a Monte Corvino arbeitete seit 1294 im heutigen Peking mit großem Erfolge. Trotz der Intrigen von seiten der Nestorianer taufte er innerhalb weniger Jahre 6 000 Personen und baute 3 Kirchen. Er fand beim kaiserlichen Hofe günstige Aufnahme und rege Förderung seiner Missionspläne. Deshalb sandte Papst Clemens V. im Jahre 1307 sieben Franziskanerbischöfe nach China, um Johannes in seiner Arbeit zu unterstützen und ihn selbst zum Erzbischofe von Peking zu weihen. Nur drei von diesen Bischöfen erreichten ihr Reiseziel und erteilten Johannes die bischöfliche Weihe. Bis zu seinem Tode 1328 hatte Johannes 35 000 Personen die heilige Taufe gespendet.



Wiederaufgefundener Grabstein des Bischofs Della Chiesa, O. F. M. (Zu Seite 40).

Ob es in jener Zeit in Schantung schon Christen gab, wissen wir nicht. Damals gehörte die Provinz ihrem größten Teile nach zur Provinz Tschili. Erst unter der folgenden Ming-Dynastie erhielt das Reich seine Einteilung in die heutigen 18 Provinzen, und damit auch Schantung seinen jetzigen Namen und die heutigen Grenzen. Vorher wohnte der höchste Beamte in der Stadt Tsing dschôn fu; Tsinanfu war der Sitz eines Oberrichters. Seit 1376 verlegte der Provinzgouverneur seine Residenz in die heutige Hauptstadt Tsinanfu. Unter der Ming-Dynastie sah Schantung eine starke Einwanderung aus den südwestlichen Provinzen Jün nan und Se tschduän, sowie aus Schansi.

Mit dem Sturze der Mongolenherrschaft 1368 scheint das Christentum aus China ganz verschwunden zu sein. Der erste Kaiser der neuen Dynastie, ein früherer heidnischer Bonze, rottete es mit Feuer und Schwert aus.

Erst zu Ende der Ming-Dynastie fand die katholische Lehre dauernden Eingang. Der erste Glaubensbote dieser neuen christlichen Periode war P. Matthaeus Ricci S. J. Er predigte vom Jahre 1582 an zuerst in den Provinzen Canton, Kiangsi und Kiangnan. Dann beschloß er, nach Peking zu gehen, wo er am 4. Januar 1601 anlangte. Auf dem Wege dorthin berührte er auch die Provinz Schantung und zwar die Städte Tsinanfu und Lin tsing. Er gelangte beim Kaiser zum höchsten Ansehen, bekehrte viele zum Christentume und starb am 11. Mai 1610.

Als Gründer der Mission in Schantung galt bisher allgemein P. Longobardi S. J. Das hat sich als irrig erwiesen. P. Longobardi kam im Jahre 1636/37, und wahrscheinlich als erster nach Tsinanfu. Es werden aber bereits in einer Statistik des P. Martini S. J. aus dem Jahre 1627 Christen in Schantung aufgeführt. Dazu gehört wahrscheinlich ein Teil unserer Altchristen im Kreise Jü tscheng. Nach ihrer alten, bestimmten Tradition stammen sie noch aus der Zeit der Ming-Dynastie, werden aber in den Nachrichten aus jenen Jahren nirgends namentlich aufgeführt. Der Gedenkstein von Jü tuin aus dem Jahre 1723, der von dem Wirken der P.P. Jesuiten berichtet, und von dem später noch die Rede sein wird, scheint das zu bestätigen. Jedenfalls aber ist P. Longobardi der erste Missionar, über dessen Wirken in Schantung geschichtliche Nachrichten auf uns gekommen sind.

P. Nicolaus Longobardi S. J. missionierte seit dem Jahre 1596 zuerst in der Provinz Canton. Er wurde später von P. Ricci nach Peking berufen und war dort zeitweilig dessen Gehilfe. P. Ricci ernannte ihn bei seinem Tode (1610) zum Oberen der chinesischen Mission. Dieser P. Longobardi ging im Jahre 1636/37 nach Tsinanfu, um die Beichte eines Enkels eines angesehenen Christen zu hören, und er bewirkte in Schantung viele Bekehrungen. Es heißt darüber bei De la Serviere: „Der P. Longobardi gründete [in Schantung] die ersten (?) Christengemeinden. Aufgefordert durch einen Enkel des Paul Siü, der in Tsinanfu wohnte, kam er von Peking

dorthin. Vom Jahre 1639 an machte er jedes Jahr eine Rundreise durch die Provinz, indem er mit Tai ngän fu begann. Er hatte gleich bei der ersten Rundreise 308 Taufen und spendete deren in der Folge bei jeder neuen Reise ungefähr 500. Er wurde nach Tsingdschôu fu (?) eingeladen von einem Prinzen der kaiserlichen Familie, der dort residierte. Nachdem dieser unter dem Namen Paulus getauft war, baute er auf seine Kosten in der Stadt die Residenz und die Kirche. Er verschwand im Jahre 1645 (= beim Sturze der Dynastie) mit dem Reste seiner Familie." P. Longobardi starb 1654.

Im Jahre 1649 finden wir P. Franciscus de Ferrariis S. J. als neuen apostolischen Arbeiter in Schantung. Seit 1640 wirkte er zunächst in Schansi. Vom Jahre 1649 bis 1657 übernahm er die Pastorierung der Gemeinden in Schantung. 1653 kaufte er mit den Almosen eines reichen Christen in Kiang nan ein Haus in Tsinanfu. Desgleichen baute er dort eine Kirche und für sich eine Wohnung. Dieser Platz ist wahrscheinlich unsere heutige Mission! Einmal wurde P. de Ferrariis in Tsinanfu von den Mandarinen gefangen genommen und mißhandelt. Sobald man ihn aber als Mitbruder des P. Adam Schall erkannte, wurde er alsbald freigelassen und ehrenvoll zur Residenz zurückgeführt. Er zog 1657 nach Macao und starb 1671 in Nanking.

Im Jahre 1650 kam der erste Franziskaner nach Schantung. Es ist der rühmlichst bekannte Spanier P. Antonius Caballero de S. Maria. Er selbst hat uns die folgenden Aufzeichnungen hinterlassen.

P. Antonius landete, von den Philippinen kommend, am 2. August 1649 in der Provinz Fukien. Er arbeitete zuerst in der dortigen Dominikanermission. Weil aber seine missionarische Tätigkeit daselbst ohne Erfolg blieb und er an der Verlogenheit (fallaciae!) der Chinesen verzweifelte, ging er nach Peking. Er wollte sich dort einer koreanischen Handelskarawane anschließen, um in ihrer Begleitung nach Korea zu gelangen. Wegen der strengen Überwachung der chinesischen Grenze mißlang der Plan. Er wandte sich deshalb an P. Adam Schall S. J. Derselbe versuchte auch, ihm die Erlaubnis zur Einreise in Korea vom Kaiser zu erwirken. Der Kaiser verweigerte jedoch den Einreisepaß, gab aber dem P. Antonius die schriftliche Erlaubnis, in China die katholische Religion zu predigen (Kaiser Suin dsche.) P. Schall riet nun dem P. Antonius zur Reise nach Schantung, weil sich dort eine Anzahl Neuchristen ohne Priester befand. Zwei Missionare waren nach zwölfjähriger, erfolgloser Tätigkeit wieder zurückgekehrt. P. Schall versprach dem P. Antonius ein Empfehlungsschreiben an einen ihm bekannten hohen Beamten in Tsinanfu. P. Antonius reiste also dorthin und bewohnte vorläufig das leer stehende Haus der zwei genannten Missionare. Dieses Haus war sehr klein, ganz aus Lehm gebaut und obendrein alt und baufällig. Die dortigen Neuchristen schlossen sich ihm an, und es wurden weitere Taufen gespendet. Der oben erwähnte Beamte war beim Eintreffen des P. Antonius abwesend. Als er dann später den Brief des P.

Schall gelesen hatte, versprach er dem P. Antonius 50 Taels für Ankauf eines Hauses. Zugleich bewog er auch einige seiner Freunde zu einer Geldspende. P. Antonius erhielt von diesen Beamten 130 Taels zum Geschenke. Später fügten sie noch 20 Taels hinzu, und so wurde für P. Antonius ein ziemlich gutes Haus erworben.

P. Antonius weilte also seit November 1650 in Tsinanfu. Die Zahl der Neuchristen innerhalb und außerhalb der Stadt wuchs allmählich. Bei Gelegenheit der Kirchweihe im August 1651 waren die Frauen bereits für den Empfang der Taufe genügend vorbereitet. Sie erschienen an bestimmten Tagen zur Messe und zum gemeinschaftlichen Rosenkranzgebete in der Kirche. Jedem Geschlechte waren für den Kirchenbesuch bestimmte Tage zugewiesen. Mangelte dem Franziskaner etwas am Lebensunterhalte, so gaben ihm die Neuchristen gerne trotz ihrer Armut.

Anfang Dezember 1650 oder 1651 kam P. Bonaventura Ibanez O.F.M., von Manila dem P. Antonius zu Hilfe. Da aber die Oberen in Manila keine Geldmittel für die Missionare flüssig gemacht hatten, so litten die beiden fast drei Jahre den größten Mangel an allem.

P. Antonius berichtet uns auch einiges von seinem Wirken außerhalb Tsinanfus. Hören wir ihn selber! „Zwanzig Wegstunden entfernt von der Stadt Tsinanfu, in deren Umgebung sich 3 kleine Kirchen befinden, besteht eine größere Christengemeinde in (oder bei?) Tai ngän. Sie war von P. Longobardi gegründet. P. Longobardi verließ diese Christen, als er sich gemäß dem Befehle seiner Oberen nach Peking begab. Nach seinem Weggange aus Schantung hatten diese Christen 7 Jahre hindurch keinen Priester mehr gesehen und waren beinahe vom Glauben wieder abgefallen. P. Antonius begab sich mit einem Christen von dort, der in Tsinanfu Geschäfte betrieb, nach Tai ngän. So tat er dann des öfteren.

Der größte Teil der Christen kehrte zur Kirche zurück, auch neue wurden hinzugewonnen. Nach einigen Jahren kam im Auftrag seiner Obern P. Franciscus de Ferarriis S. J zurück, mit dem P. Antonius die Arbeitsgebiete abgrenzte; „so wurde," wie P. Antonius schreibt, „zwischen den beiden Kirchen in der Stadt Tsinanfu das beste Verhältnis geschaffen."

Außer der Kirche in Tsinanfu, die P. Antonius 1651 unter dem Titel „Unserer lieben Frau von den Engeln" weihte, baute er weitere Kirchen in den Städten Pu tai, Sin tscheng und Buo hing.

Zur Zeit als P. Jbanez dem P. Antonius zur Seite stand, waren die beiden die einzigen Franziskaner in Tsinanfu. Bis zum Jahre 1659 hatten sie 1500 Personen getauft. P. Ibanez begab sich im April 1662 geschäftshalber an die römische Kurie. Daneben beabsichtigte er, neue Mitbrüder für die Mission zu gewinnen. Bis zu diesem Zeitpunkte (1662) waren von den beiden Patres innerhalb und außerhalb der Stadt Tsinanfu ungefähr 3000 Taufen gespendet worden. P. Antonius ist voll des Lobes über den Eifer der Neuchristen, über ihre Frömmigkeit und ihr ganzes sittlich-religiöses

Verhalten. Einige von ihnen fielen allerdings wieder ab. Bei Ausbruch der Verfolgung 1665 hatte P. Antonius 5000 Personen getauft.

Ungefähr um dieselbe Zeit wie P. Antonius kam der Dominikaner P. Dominicus Coronado nach Schantung. Er wirkte hier zusammen mit P. Antonius und P. Valat S. J. und gründete (1664?) eine Mission in der Stadt Dsi ning dschôn. 1665 wurde er gemeinsam mit den beiden oben genannten Patres nach Peking ins Gefängnis geschleppt, wo er am 29. Mai starb.

P. Johannes Valat S. J. wirkte 1652 lange Jahre hindurch in Schantung außerordentlich segensreich. Er residierte in Tsinanfu. Am 13. September 1660 starb daselbst der deutsche Jesuit P. Diestel aus Köln. Er war im Jahre vorher als Gehilfe des P. Schall nach Peking gekommen, mußte sich aber krankheitshalber nach Tsinanfu in das Erholungsheim seines Ordens zurückziehen.

Nach dem Tode des P. Longobardi im Jahre 1654 übernahm P. Valat (seit 1660) die Verwaltung der Jesuitengemeinden in Schantung und Tschili. Er grenzte in der Provinz Schantung drei Bezirke ab, einen für sich, einen für P. Coronado und einen für P. Antonius de S. Maria. Die Gemeinde Tsinanfu und diejenigen in den umliegenden Dörfern verwalteten die drei gemeinsam. Nach der Statistik des P. Gama S. J. vom Jahre 1663 besaß P. Valat in Tsinanfu 1 Kirche und 3000 Christen über ganz Schantung verteilt. Er wirkte auch in den Kreisen Jütscheng und Lin tsing dschôu. P. Valat erbaute nach seinen eigenen Angaben auf dem Lande zehn Kirchen.

Schon bald aber erfuhr die Wirksamkeit der Missionare eine ernste Störung. Im Jahre 1665 erschien für das ganze Reich ein kaiserlicher Erlaß gegen das Christentum. Die Triebfeder waren einige hohe Beamte, besonders der Mohammedaner Jang kuang siën. Sie waren eifersüchtig auf den Einfluß des P. Adam Schall am Hofe als Erzieher des jungen Kaisers Kang hi. P. Schall selbst entging mit knapper Not dem Tode und starb bald darauf am 15. August 1666.

Dies Dekret fand auch auf Schantung seine Anwendung. 1665 wurden P. Valat S. J., P. Coronado O. P. und P. Antonius O.F.M. als Gefangene nach Peking gebracht. Coronado starb am 9. Mai 1665 im Kerker. P. Valat und P. Antonius wurden in demselben Jahre in Ketten nach Canton transportiert, wo sie am 25. März 1666 eintrafen. Hier erlag P. Antonius den erlittenen Anstrengungen am 13. Mai 1669. P. Valat kehrte später (1671) nach Tsinanfu zurück. Er starb dort am 27. Oktober 1696 im Alter von 97 (oder 89) Jahren und wurde in Tschen dja lôu neben P. Diestel beigesetzt. Von der Übertragung ihrer Gebeine ist später die Rede.

Sobald der Sturm der Verfolgung sich gelegt hatte, kamen auch die spanischen Franziskaner von Manila wieder nach Schantung. Von Fukien aus trafen am 5. November 1677 die beiden Patres Augustin a S. Pascuale und Michael Flores hier ein. P. Michael Flores verblieb bis nach dem Feste Epiphanie in der Umgegend von Tai ngän. Er fand dort folgende

noch jetzt bestehende Gemeinden vor: Män dschuang, Kuän dschuang, Dung dschuang und Dschau dschuang. Jede Gemeinde hatte ein Kirchlein; ungefähr 800 Christen beichteten während der Festtage. P. Augustin war unterdessen nach Tsinanfu voraufgegangen, wo er am 16. Dezember anlangte.

P. Augustin erwarb — wahrscheinlich schon 1678 — die von P. Antonius erbauten und in der Verfolgung von 1665 beschlagnahmten Kirchen in Tsinanfu, Putai und Buo hing zurück. Zur selben Zeit restaurierte er die Kirche von Tsinanfu. Neben derselben baute er für die Frauen eine eigene Kapelle. Man machte es nämlich den Missionaren vielfach zum Vorwurfe, daß Männer und Frauen unterschiedslos in der Kirche zusammen weilten. Es widersprach das allerdings dem chinesischen Anstandsgefühle. Man schöpfte darin Verdacht. Deshalb wurden im Laufe der Zeit Männer und Frauen in der Kirche durch eine hohe Scheidewand getrennt. Noch nach dem Jahre 1900 sah man in einigen Kirchen unseres Vikariates diese alte Scheidewand. Heutigentags ist das Vorurteil der Chinesen geschwunden; niemand findet mehr etwas darin, daß beide Geschlechter zusammen in der Kirche erscheinen.

P. Augustin baute ferner neue Kirchen in Li dsin (?) und in Dsi ning dschôu; diese weihte er am 4. Juni 1861 dem „süßesten Namen Jesu." Er hatte bei dieser Gelegenheit die Freude, 17 Personen zu taufen. Unter ihnen befand sich ein tüchtiger Gelehrter, der bereits viermal Mandarin gewesen war. Desgleichen bekehrte er die ganze Einwohnerschaft des Dorfes Wêi dja yan im Kreise Pu tai. Das Dorf hat heute keine Christen mehr.

Weitere Kirchen erbaute P. Augustin in Jenê dschôu fu, Schôu kuang sië, Jê dschau (?), Mung yin siën und im Jahre 1685 in der Stadt Lin tschü. Diese war dem heiligen Paschalis geweiht. Der Bericht schließt mit den Worten: „Dieses waren nur die Hauptstationen, von denen noch 72 weitere Gemeinden abhingen."

Eben damals, und zwar vom Jahre 1680 an, wirkte in Schantung auch der spanische Franziskaner P. Bernard ab Incarnatione. Nach Chardin baute er die Kirchen in Lin tschü (1685) und in Dsi ming dschôu (1687). Er war von 1685 an Oberer der Mission. Ferner begegnet uns in Schantung der Spanier P. Joseph Osca. Er baute im Jahre 1693 eine neue Kirche in Tai ngän.

Nach der Verfolgung 1665 bis zum Jahre 1690 waren die spanischen Franziskaner nebst P. Valat S. J. die einzigen Priester in Schantung.

In den nächsten Jahrzehnten sehen wir dann aber wieder eine ganze Reihe Jesuiten auf dem Missionsfelde tätig: 1690 P. Franz Simonis (Portugiese), 1691—1693 P. Michael de Amaral (Portugiese), 1693 und die folgenden Jahre P. Franz Pinto (Portugiese), 1700 in Tsinanfu P. Anton Faglia (Italiener).

P. Hieronymus Dranchi S. J. landete 1701 in China. Er kam erst später nach Tsinanfu. Nach seinen Berichten aus dem Jahre 1705 besaß er 9 Kirchen und mehrere Gebetshäuser. Bis zum Jahre 1713 hatte er gegen 2500 Personen getauft. Bestimmt war er im Kreise Jü tscheng tätig. Im Jahre 1709 erhielt P. Franchi die Nachricht von der Einkerkerung eines spanischen Franziskaners in Dung ping dschôu. P. Franchi befreite denselben mit Hilfe einiger Mandarinen, die seine Freunde waren. Das hinderte freilich nicht, daß er selbst nach einigen Jahren in Tsinanfu gefangen gesetzt wurde. Nachdem nämlich Kaiser Kang hi durch das Dekret vom Jahre 1692 den Christen Glaubensfreiheit gewährt hatte, wurde 1706 das Christentum wieder verboten. Wir sehen also die Wirkung dieses Verbotes auch in Schantung. P. Franchi starb 1718 in Tsinanfu und wurde in Tschen dja lôu, ganz nahe bei der Stadt Tsinanfu, neben seinen Mitbrüdern P. Diestel († 1680) und P. Valat († 1696) beigesetzt.

Diese drei Gräber waren ursprünglich mit Gedenksteinen geschmückt, von denen später nur noch Fragmente erhalten waren. In den späteren Verfolgungen ging diese Grabstätte für die Mission verloren. Bischof Moccagatta erwarb sie aber im Jahre 1863 auf Grund des Restitutionsediktes nach dem Kriege zwischen England-Frankreich und China zurück. Im Jahre 1919 wurden, da sich die internationale Niederlassung von Tsinanfu unterdessen bereits bis an die Grabstätte ausgedehnt hatte, die 3 Toten auf unseren Missionsfriedhof in Hung dja lôu übertragen. Nach Berichten der Christen sollen die Taiping-Rebellen bei der Einnahme von Tsinanfu (1861) diese Gräber geschändet haben. Sie erwiesen sich aber als unversehrt. Die Gebeine und vor allem die dicken Särge aus Zedernholz hatten sich gut erhalten. Auf der Brust des P. Franchi lag ein 10 cm. großes Kruzifix aus Messing in noch gutem Zustande. Der Lackanstrich der Särge hatte wenig gelitten und zeigte noch Verzierungen in Vergoldung.

Weitere Missionare jener Zeit in Schantung sind: 1710 P. Johannes Bapt. Bakowski S. J. (Pole), 1720 bis zu seinem Tode 1753 der chinesische Priester P. Ludwig Faen S. J. (?). P. Simonelli S. J. wurde 1725, schon in der Verfolgung unter Kaiser Jung dscheng, aus Schantung ausgewiesen. Er konnte aber später dorthin zurückkehren und starb 1731 in Kiang nan.

An dieser Stelle mögen einige Bemerkungen über die kirchliche Zugehörigkeit unserer Mission Platz finden. Wir sind nämlich an einem Wendepunkt angelangt. Ganz China, und somit auch die Provinz Schantung, gehörte vom Jahre 1576 an in kirchlicher Beziehung zur Diözese Macao. Es unterstand somit der Erzdiözese Goa in Indien und dem Patronate des portugiesischen Königs. Es ist bekannt, wie wenig segensreich und fördernd sich dieses Patronat für die Missionen erwiesen hat.

Durch die Bullen vom 9. September 1659 und vom 20. September 1660 hatte unterdessen Papst Alexander VII. in Ost-Indien drei „apostolische Vikariate" errichtet: Jong king, Cochinchina, Nanking. Diesem letzten war

auch die Provinz Schantung zugeteilt. Cotolendi, der erste apostolische Vikar von Nanking (1659), verwaltete nämlich außer seiner Diözese als Administrator noch die Missionen von Peking, Schansi, Schensi, Honan, Schantung, Korea und der ganzen Tatarei.

Schantung unterstand der Jurisdiktion von Nanking bis zum Jahre 1690. In diesem Jahre errichtete Alexander VIII. neben der Diözese von Macao in China noch zwei weitere Diözesen: Nanking und Peking. Schantung wurde der Diözese Peking zugewiesen. Der Papst ernannte zum ersten Bischof den Franziskaner Bernardinus della Chiesa, der Familie des verstorbenen Papstes Benedikt XV. angehörend. Die Absicht des päpstlichen Stuhles ging dahin, die Missionen kräftig zu fördern und die kirchlichen Entscheidungen in Sachen des Ritenstreites durchzuführen.

Della Chiesa war am 8. Mai 1644 in Venedig geboren. Im Jahre 1680 erhielt er seine Ernennung zum Coadjutor des Msgr. Pallu, apostolischen Vikars von Fukien. Er kam am 28. August 1684 in Canton an. Schon 1690 zum ersten Bischof der neuen Diözese Peking ernannt, erhielt er erst im Jahre 1699 seine Ernennungsbulle. Gegen Ende des folgenden Jahres ergriff er endlich Besitz von seiner Diözese, schlug aber seinen Wohnsitz nicht in Peking auf, sondern in Schantung in der Stadt Lin tsing dschôu nahe an der Grenze der beiden Provinzen Schantung-Tschili. Er residierte bis zu seinem Tode am 21. Dezember 1721.

Aus verschiedenen Gründen scheint Della Chiesa seine Residenz nicht in Peking, sondern in Lin aufgeschlagen zu haben. Einmal fand er bei seinem Erscheinen in Peking kein Haus und keine Kirche seines Ordens vor, da die dortigen Kirchen Eigentum der Jesuiten waren. Dann scheinen nach Andeutungen des P. Castorano einige heftige Ritenverfechter den ritenfreundlichen Kaiser Kang hi in einer Weise bearbeitet zu haben, daß Della Chiesa sich in Peking nicht sicher fühlen konnte. Tatsächlich ging er nur einigemal und immer nur für kurze Zeit dorthin, sobald er den Kaiser von Peking abwesend wußte. Endlich bot die Stadt Lin tsing, hart an der Grenze von zwei Provinzen gelegen, dem Bischof die beste Gelegenheit zur Flucht bei der Verfolgung, die bald ausbrach. Es ist nämlich in China öfters vorgekommen, daß in der einen Provinz die Verfolgung wütete, während man in der Nachbarprovinz die Christen in Ruhe ließ. Vieles hing ab von der Gesinnung der Beamten. Zur Durchführung der päpstlichen Entscheidungen schickte Della Chiesa, da er sich persönlich nicht nach Peking wagte, gewöhnlich seinen energischen Generalvikar Castorano vor.

Della Chiesa ging also nach Lin tsing zu seinen italienischen Mitbrüdern. Dieselben waren von der Propaganda gesandt und hatten kurz vorher die Pastorierung des westlichen Teiles von Schantung übernommen.

Über das Wirken des Bischofs ist bis jetzt wenig bekannt geworden. Das noch zahlreich vorhandene Material wird, wie verlautet, zur Zeit gesammelt und soll bald der Öffentlichkeit übergeben werden. Es scheint

zwischen dem Bischof und seinen Missionaren, besonders zwischen ihm und seinem Generalvikar, das beste Verhältnis bestanden zu haben. Er starb, wie Castorano berichtet, nach einem Leben reich an Arbeiten und Leiden am 21. Dezember 1721 und wurde in der Gruft, die Castorano ihm bereitet, beigesetzt inmitten der Christen von Lin tsing. In jener Zeit besaß die Mission nämlich daselbst außer der bischöflichen Residenz noch ein Grundstück von 25 Morgen Land, das den Christen als Friedhof diente. Noch heute üben die dortigen Christen ungehindert das Recht der Totenbestattung aus, obgleich das Grundstück seit undenklichen Zeiten in heidnischem Besitze ist. Neben vielen Christengräbern sieht man den Grabhügel eines Priesters, der nach der Tradition Jang heißt. Es handelt sich wahrscheinlich um den italienischen P. Hermenegild a Brescia O.F.M., der 1756 starb.

Bischof Moccagatta ließ im Jahre 1866 heimlich zur Nachtzeit das Grab Della Chiesas öffnen, um die alte Tradition der Christen auf ihre Wahrheit zu prüfen und womöglich das Grundstück wiederzuerwerben. Man fand damals keinen Beweis für die Echtheit des Grabes. Man hatte in der Furcht, von den Heiden überrascht zu werden, nicht tief genug gegraben. In den Augen der Chinesen ist nämlich das Öffnen von Gräbern auf fremden Grundstücken eines der schwersten Verbrechen. Nach längeren Verhandlungen mit der chinesischen Regierung in Tsinanfu konnte das Grab endlich im Jahre 1920 untersucht werden, und da fand die alte Tradition ihre volle Bestätigung.

Die Veranlassung war folgende. Papst Benedikt XV. hatte im gleichen Jahre an den Bischof von Peking eine Anfrage wegen der Grabstätte seines Verwandten gerichtet, die derselbe nach Tsinanfu weitergab. Das Grab war mit Ziegelmauerwerk überwölbt. Im vorderen Verschlusse in der Mitte kam eine viereckige Ziegelplatte (41 qcm groß) zum Vorschein mit der Inschrift:

Jll. et Rev. Dom.

F. Bernardinus ab Ecclesia Venetus, ex Ord. Min. Observ. Ref. S. Francisci assumptus, Civit. Peking. Eccl. Catholicae Rom. I. Ordinar. Episcopus, hîe exspectat futuram Resurretionem cum justis.

Pie in Domino obiit XXI. Decembr. MDCCXXI."

„Der hochangesehene und ehrw. Herr Fr. Bernardinus Della Chiesa aus Venedig, dem Orden der Minderbrüder von der reformierten Observanz des heiligen Franziskus angehörend, der erste rechtmäßige Bischof der Römisch katholischen Kirche von Peking erwartet hier die Auferstehung mit den Gerechten. Er starb fromm im Herrn am 21. Dezember 1721."

Das Skelett war vollständig erhalten. An dem einen Finger fand sich noch der bischöfliche goldene Ring. Nach den Überlieferungen der Christen stand früher schon neben dem Grabe ein Gedenkstein. Auch das fand seine Bestätigung. Nach einigen Nachforschungen fand sich der Stein in

einer alten Stadtpagode versteckt. Er ist 72 cm hoch und breit, 22 cm dick. Der Sockel ist verschwunden. Der obere Teil des Steines zeigt in den Stein ausgehauen eine Kirche, das Familienwappen des Bischofs. Darunter folgende Inschrift: „Episcopus Pekinensis E.O.M.D.E. Bernardinus ab Ecclesia" — „Der Bischof von Peking aus dem Orden der Minderbrüder, der erlauchte Herr Bernardinus Della Chiesa."

Am 2. Dezember 1920 wurden dann die Gebeine auf unserem Missionsfriedhofe in Hung dja lôu beigesetzt inmitten so vieler ehrwürdiger Veteranen unserer Mission. Der alte Gedenkstein nimmt wieder seinen Platz ein.

Während dieser Zeit hatte die Propaganda die Versorgung und kräftige Förderung der chinesischen Mission in ihre Hand genommen. Die erste Expedition von 5 Franziskanern, zu denen auch Della Chiesa gehörte, reiste 1680 oder 1681 von Rom ab. Eine zweite Expedition von 6 Franziskanern im Jahre 1697. Sie hießen „Missionare der Propaganda." Einer von diesen Missionaren, P. Antonius de Frosinone, war für Schantung bestimmt. Er erwarb in Lin tsing ein Haus und war dem Bischof Della Chiesa in den ersten Jahren seiner bischöflichen Wirksamkeit ein treuer Gehilfe. In der Verfolgung vom Jahre 1707 unter Kaiser Kang hi wurde er als heftiger Gegner der Riten aus China verbannt.

1700 landete die dritte Expedition der Propaganda in China, 4 Franziskaner-Observanten. Ihr gehörten die 3 folgenden an, die sich direkt zu Bischof della Chiesa in Schantung begaben: P. Johannes d'Iliceto, P. Gabriel a. S. Johanne und P. Carolus Horatii de Castorano. Der vierte von diesen Franziskanern erkrankte während der Reise in Persien und kam erst ein Jahr später in China an.

Diese italienischen Propaganda-Missionare versorgten in der Folge den ganzen Westen der Provinz, während die spanischen Franziskaner von Manila in der östlichen Hälfte wirkten. Die damaligen Jesuiten arbeiteten vermutlich in und um Tsinanfu und in den Kreisen Jü tscheng und Tsche ping.

Für die folgenden Notizen ist Castorano unser Gewährsmann. Die drei oben genannten Franziskaner reisten also zu Bischof Della Chiesa nach Lin tsing, wo sie 1700 bis 1701 eintrafen. Da aber die bischöfliche Residenz für so viele Priester zu wenig Raum bot, zogen sie auf Anraten des Bischofs nach Dung tschang fu. Dort erstanden sie mit bischöflicher Unterstützung ein kleines Haus. In ihrer Armut litten sie großen Mangel. Infolgedessen schickten sie dem P. Johannes d'Iliceto nach Mexiko auf Kollekte. Die Almosen, die nur spärlich geflossen waren, deponierte Johannes bei einer Bank. Auf der Rückreise nach Schantung ist er wahrscheinlich ermordet worden. Denn es drang in der Folge keine Nachricht mehr über ihn zu seinen Mitbrüdern. Sein Tod fällt wahrscheinlich in das Jahr 1710. P. Gabriel sah sich im Jahre 1706 krankheitshalber zur Heimreise gezwungen.

Castorano indessen arbeitete in Schantung 32 Jahre lang mit unermüdlichem Eifer und großem Erfolge. Er gründete 16 neue Gemeinden. Er sagt

von sich selber: „Er war seinem Bischofe ein treuer Gefährte (fedele Tobiolo!), sein Ökonom, Sekretär und Generalvikar. Aber nebenbei vernachlässigte er keineswegs die vornehmste Aufgabe seines Missionsberufes. Er rief neue Christengemeinden ins Leben — anche per campos, valles et montes — nicht nur in dem Gebiete der Stadt Lin tsing dschôu, sondern auch in den Gebieten anderer Städte, nämlich Kuän siën, Tang i siën, Dung tschang fu, Tsche ping siën, Scheu siën, Jang ku siën, Dung ngo siën, Ping yin siën, U tscheng siën, Hia dsin siën, Ngen siën, Dêi dschôu und Djing dschôu (in Tschili). Er erwarb in Dung tschang fu ein neues Haus, indem er die frühere kleine Residenz für eine größere und bequemere umtauschte. In der Stadt U tscheng baute er eine Kirche. Zu gleicher Zeit unterstützte er die Christen in den Dorfgemeinden beim Bau von Oratorien. Neben dem Grabe des Bischofs Della Chiesa errichtete er ein kleines Oratorium." Wir sehen da also den wackeren Castorano, wie er den ganzen Westen unseres Vikariates durchstreift, wie er von Kreis zu Kreis zieht, ohne auch nur einen zu übergehen. Hier finden wir die erste schriftliche Kunde über unsere dortigen Altchristen-Gemeinden. Schade, daß er uns ihre Namen nicht aufgezeichnet hat! Manches, was Castorano damals geschaffen und was er in seinen Berichten andeutet, ist zerfallen. Aber neues Leben ist unterdessen aus den Ruinen erstanden in allen jenen Kreisen, von denen er berichtet und in denen er gewirkt hat.

Kaiser Kang hi war 1722 gestorben. Ihm folgte sein vierter Sohn Jung dscheng, ein erbitterter Feind des Christentums. Im Jahre 1724, also schon bald nach seinem Regierungsantritte, verbot er das Christentum. Es begann eine harte Verfolgung. Castorano berichtet darüber: „Die Religiosen in China halten sich wegen der Verfolgung, die im Jahre 1724 begann und noch andauert, verborgen und wohnen in den besagten Oratorien [= die er auf dem Lande erbaut hatte] oder in den Häusern frommer Christen. Denn in der allgemeinen Verfolgung vom Jahre 1724, in Szene gesetzt durch den chinesischen Kaiser Jung dscheng, wurden die Häuser, Kirchen und Residenzen in den drei Städten Dung tschang fu, Lin tsing dschôu und U tscheng eine nach der anderen, wie alle übrigen, von den chinesischen Mandarinen konfisziert und zerstört, mit Ausnahme eines Teiles der Residenz von Lin tsing, den ich mit vieler Mühe und reichlichen Geschenken (industria et donis!) zu retten vermochte. So blieb auch das Grab erhalten, das ich meinem Bischof von Peking bereitet hatte." Das Oratorium am Grabe des Bischofs wurde geschlossen (Civezza).

Diese Notizen stammen aus dem Jahre 1740. Er fügt noch hinzu: „Jetzt sind bei den genannten Gemeinden und Missionen 3 Observanten Missionare tätig; ein vierter befindet sich auf der Reise nach dort und ist wohl schon in Macao angelangt; ein fünfter will sich nach Peking begeben."

In der oben erwähnten Verfolgung vom Jahre 1724 ging auch ein größeres Besitztum unserer Mission in der Altchristen-Gemeinde Siau schang

dschuang im Kreise U tscheng verloren. Darüber aus persönlichen Nachforschungen folgendes:

In der besagten Gemeinde unterhielt die Mission in jenen Zeiten ein großes Waisenhaus. Den Unterhalt für die Waisenkinder lieferten die Erträge von 500 Morgen Land. Die amtliche Urkunde über diesen Grundbesitz befindet sich heute in den Händen des jeweiligen Kreismandarins von U tscheng. Auf der Urkunde, die offen auf den Namen der katholischen Mission lautet, steht von späterer Hand die Bemerkung eingetragen, dieses Land (500 Morgen) sei dem Kreise U tscheng von dem Bischofe in Lin tsing zum Geschenke gemacht worden. Außer Della Chiesa aber hat in Lin tsing niemals ein Bischof residiert. Die Bemerkung ist offenbar hinzugefügt worden in der Furcht, die katholische Mission werde dieses Besitztum zurückfordern, stammt also wohl aus der Zeit nach 1840. Aus den Erträgen dieser Ländereien werden noch jetzt die Blinden des Kreises U tscheng unterstützt. Auf dem früheren Kirchenplatze in der Stadt U tscheng innerhalb des Südtores steht heutigentags eine heidnische Pagode. Das heidnische Volk weiß sehr wohl, daß dort in früheren Zeiten die katholische Kirche gestanden hat. Auch in Dung tschang fu und Lin tsing dschôu haben die Heiden noch heute bestimmte Kenntnis von dem früheren Besitztume der katholischen Mission. Und so ist es an fast allen Orten, wo unser Eigentum beschlagnahmt worden ist.

Castorano reiste im Jahre 1732 in wichtigen Geschäften der Mission nach Italien. Nach glücklicher Erledigung seiner Aufträge bei der päpstlichen Kurie lebte er, seines hohen Alters und seiner großen Verdienste wegen vom Papste mit einem Gnadengehalt beschenkt, bis zu seinem Tode in seiner Heimat. Aus seiner Feder stammen die „Brevi notizie della Cina", eine lange Reihe religiöser und profaner Schriften in chinesischer Sprache und vor allem ein ausgezeichnetes, wertvolles Chinesisch-Lateinisches Lexikon.

Wir wenden uns im folgenden dem östlichen Teile der Mission, den spanischen Franziskanern zu.

Im Jahre 1705 und den folgenden Jahren finden wir 5 spanische Minoriten in Schantung tätig: 1) P. Bernard ab Incarnatione in Tai ngän, von dem früher die Rede war; 2) P. Franciscus a Conceptione in Dsi ning dschôu. Er ist wahrscheinlich jener Franziskaner, den P. Franchi S.J. im Jahre 1709 in Dung ping dschôu aus der Kerkerhaft befreite; 3) P. Franciscus a S. Josepho (a Valenario) in Lin tchü; 4) P. Martin Aleman in Tsing dschôu fu; 5) P. Michael Fernandez in Tsinanfu.

Der nächste Spanier, der in den Berichten mit Namen aufgeführt wird, ist P. Joseph de Vilena. Von ihm heißt es: Er taufte 1729 in Schantung 100 Personen, im folgenden Jahre 250 (während der Verfolgung durch Jung dscheng). In demselben Jahre konnte P. Antonius Almaden 85 Personen die heilige Taufe spenden. P. Emmanuel a S. Ioanne Capistrano

wirkte 10 Jahre hindurch mit großem Eifer von 1744—1754. Er war, wie die drei nächstfolgenden Patres, zuerst in Ku dja fen, 2 km von Hung dja lôu entfernt, bestattet. Sein Leichnam wurde wie die der übrigen vor einigen Jahrzehnten auf unseren Missionsfriedhof in Hung dja lôu übertragen.

Viel besser sind wir über die 3 nächsten spanischen Missionare unterrichtet. P. Mathias a S. Theresia y Garcia gelangte 1749 von Manila aus nach Cochinchina, wurde aber schon im nächsten Jahre zusammen mit 8 anderen Franziskanern eingekerkert und aus dem Lande vertrieben. Er landete 1750 in Macao. Später war er Provinzial-Kommissar über die Missionen seiner Mutterprovinz in China. Endlich am 11. Juni 1756 langte er in Tsinanfu an, wo er bis zu seinem Tode 1790 ausharrte. Sein Grab findet sich in Hung dja lôu.

Seine treuen Gehilfen waren P. Joseph von Madrid vom Jahre 1766 bis 1777, sowie P. Bonaventura ab Astorga vom Jahre 1760 bis 1762 und dann von 1775 bis 1797. Auch diese beiden Patres haben in Hung dja lôu ihre Ruhestätte gefunden. In dem Verfolgungsdekrete des Kaisers Tshiën liung vom Jahre 1785 finden wir unter den 4 Franziskanern in Schantung, deren Gefangennahme befohlen wird, auch unsere beiden Patres Mathias und Bonaventura namentlich aufgeführt. Sie scheinen aber beide der drohenden Gefahr glücklich entgangen zu sein, da weder von ihnen selber, noch von anderen über ihre Gefangennahme berichtet wird.

Von P. Mathias a S. Theresia y Garcia ist uns ein Bericht über seine Missionsreisen aus dem Jahre 1757 erhalten geblieben. Derselbe ist so recht geeignet, die Tätigkeit eines China-Missionars zu veranschaulichen. In ihm finden wir auch die noch jetzt bestehenden Altchristen Gemeinden im Osten unserer Mission wieder. Wir lassen den Bericht unverkürzt folgen mit einigen nebensächlichen Änderungen zum leichteren Verständnisse der Leser.

„Am 28. November des verflossenen Jahres 1756 bin ich von der Provinzialhauptstadt Tsinanfu in den Kreis Dung ping dchôu gereist, 36 Wegstunden weit. In diesem Kreise findet sich eine Christengemeinde mit Namen Schang dja lau dschuang. Ich langte dort in der Nacht des 2. Dezember an und blieb bis zum 19. desselben Monates. In dieser Zeit hörte ich 140 Beichten, spendete 137 Kommunionen, taufte 28 Kinder und 1 Erwachsenen. Mein Erscheinen bereitete den Christen große Freude, da sie infolge Priestermangels seit 3 Jahren keine Gelegenheit gefunden hatten, die heiligen Sakramente zu empfangen. Aber Gott ließ die Freude nicht vollkommen werden. Noch vor Beendigung der Mission sah ich mich plötzlich zur Rückkehr nach Tsinanfu gezwungen infolge der Drohungen eines Apostaten, er wolle mich und die ganze Gemeinde beim Mandarin verklagen. Infolgedessen war es mir unmöglich, eine Anzahl noch rückständiger Beichten zu hören. Auch einige Kinder konnte ich nicht mehr taufen.

In dem Gebiete der Stadt Tsinanfu sind folgende Gemeinden treu geblieben:

1) Tschen dja lôu. Dieses Dorf liegt 2 chinesische Meilen (etwa über 1 km) von der Stadt entfernt. Die Gemeinde wird von den Jesuiten und Franziskanern gemeinsam pastoriert. Am späten Abend des 22. Dezember kam ich von Schang dja lau dschuang dort an und blieb bis zum 1. Januar dieses Jahres 1757. Ich hörte 70 Beichten, reichte 70 Christen die heilige Kommunion und taufte 7 Kinder. Am Abend des 1. Januar ging ich in die Stadt Tsinanfu.

2) In dieser dichtbevölkerten Stadt Tsinanfu finden sich nur wenige aufrichtige Christen, und nur wenigen von ihnen war es möglich, zu meiner Wohnung zu kommen und die heiligen Sakramente zu empfangen. Der größte Teil erschien nicht, einmal wegen der weiten Entfernung, dann aber auch aus Furcht, die Heiden möchten von meinem Aufenthalte Kunde erhalten. Darum hatte ich nur 24 Beichten und Kommunionen, sowie 3 Taufen von Kindern.

3) Ich ging darauf nach Huang tä dschuang.[1] Die Entfernung von Tsinanfu beträgt 2 Wegstunden (tatsächlich etwas weniger). Ich traf dort in der Nacht des 6. Januar ein und wohnte in einem Hause der Christen. Ich hatte 38 Beichten, 34 Kommunionen, 5 Kindtaufen. Dann brach ich auf nach

4) Ku dja fen, eine Wegstunde entfernt. Es war in der Nacht des 10. Januar. An diesem Orte zählte ich 63 Beichten, 58 Kommunionen und Kindertaufen. Infolge tiefen Schnees und einer furchtbaren Kälte (terribile frigus), wie ich sie noch nicht erlebt hatte, sah ich mich genötigt, dort einen Monat lang, bis zum 6. Februar, meinen Aufenthalt zu nehmen. Ich zog dann weiter nach

5) Liën hua schän in die Berge östlich von der Stadt. Es findet sich dort nur ein einziges Haus mit ansässigen, braven christlichen Bauersleuten. Nach zweistündigem Marsche langte ich in der Nacht des 6. Februar dort an. Hier empfingen 12 Personen die heiligen Sakramente, 1 Kind wurde getauft. Da es in einem fort schneite, mußte ich meinen Aufenthalt dort ausdehnen bis zum 17. Februar. In dieser Nacht marschierte ich 1 Stunde weiter nach

6) Hiën yü li dschuang. Es war die Vigil des chinesischen Neujahrs." — P. Mathias berichtet dann, in ständiger Furcht vor den Heiden müsse er stets bei Nacht reisen und ohne Laterne, indem er dicht hinter seinem Diener hergehe. In dieser stockfinsteren Nacht fiel er in ein tiefes trockenes Flußbett, wie sie sich tatsächlich auf diesem Wege finden. Er kam aber nicht zu Schaden. Ja, infolge besonderen göttlichen Schutzes zerbrach nicht einmal die Flasche mit dem Meßwein, die er sorgsam in der Hand trug! — „In dieser Gemeinde beichteten 25 Personen, 21 kommunizierten, 4 Kinder

[1] Das Dorf heißt jetzt Huang tä tchiau. Es gibt dort keine Christen mehr.

empfingen die heilige Taufe. Ich feierte hier das chinesische Neujahr. Am 4. März in aller Frühe ging die Reise nach Dschang tchiu, 10 Wegstunden von Tsinanfu entfernt. In diesem Kreise finden sich folgende Christengemeinden:

1) Se pän. In der Nacht des 4. März traf ich dort ein, hatte 47 Beichten, 48 Kommunionen, 6 Kindertaufen. In der Nacht des 9. März ging es nach

2) Ming schui dschä 2 Stunden weit. Früher lebten dort Christen in beträchtlicher Anzahl. Nur 12 von ihnen sind dem Glauben treu geblieben, die dann auch ausnahmslos die heiligen Sakramente empfingen. Außerdem taufte ich 4 Kinder. Dann zog ich $2^1/_2$ Stunden weiter nach

3) Hu di li dschuang, wo ich in der Nacht des 12. März eintraf. Ich hatte 30 Beichten und Kommunionen, keine Kindtaufen.

4) Nach Sän pän gelangte ich nach einstündigem Marsche in der Nacht des 16. März. Das Ergebnis meiner Arbeit waren 22 Beichten und Kommunionen und 1 Taufe.

5) Bis Dsung dja dschä beträgt die Entfernung 3 Wegesstunden. Nach meiner Ankunft in der Nacht des 18. März hatte ich 19 Beichten und Kommunionen, aber keine Taufen. Nach Beendigung der Missionen in diesem Kreise zog ich weiter zur Stadt [Kreis] U ding fu. Sie liegt im Norden 18 Stunden weit von Dschang tchiu. Auf dieser Reise besuchte ich folgende Gemeinden, welche zu diesem Kreise gehören:

1) Djang dja dschuang dse. Nach Zurücklegung von 12 Wegstunden langte ich in der Nacht des 22. März dort an. Das Ergebnis meiner Arbeit war: 46 Beichten, 36 Kommunionen; getauft wurden 5 Kinder, 1 Erwachsener.

2) Tschen dja liegt nur 2 chinesische Meilen (= etwas über 1 km) entfernt, wohin ich in der Nacht des 29. März ging. Ich hatte 27 Beichten, 24 Kommunionen und 4 Kindertaufen. Ich ging darauf in der Nacht des 2. April nach

3) Tsui dja nur 2 chinesische Meilen entfernt. Es ergaben sich 36 Beichten, 31 Kommunionen, 3 Kindertaufen. Ich verbrachte hier die ganze Karwoche. Nach derselben ging ich in der Nacht des 11. April 2 Wegstunden weiter nach

4) Sung dja dschuang, wo ich 15 Beichten, 16 Kommunionen, aber keine Taufen hatte. In der Nacht des 14. April ging ich 2 chinesische Meilen weiter nach

5) Mung dja dschuang und zählte dort 31 Beichten, 29 Kommunionen, 9 Kindertaufen.

Schang dja dschuang ist von dort 1 Stunde entfernt und gehört zum Kreise Tsing Tscheng siën. Er wird vom Kreise U ding fu durch den Fluß Jen hö getrennt. Ich kam in der Nacht des 24. April an, hörte 40 Beichten, teilte 31 Kommunionen aus und taufte 8 Kinder. Von da zog ich dann in den Kreis Buo hing in einer Entfernung von 10 Wegstunden. Zu diesem Kreise gehören:

1) Liu dja dschä. Nach einem Marsche von 9 Stunden traf ich von Schang dja aus am 29. April daselbst ein. Hier hatte ich 155 Beichten, 141 Kommunionen, 23 Taufen von Kindern und von 5 Erwachsenen. Ich zog dann 3 chinesische Meilen weiter nach

2) Tsui dja und 3) Kau dja. Ich langte dort in der Nacht des 12. Mai an, hörte 41 Beichten, spendete 38 Kommunionen und taufte 3 Kinder.

Nach Tschin li dja im Kreise Pu tai siën gelangte ich in der Nacht des 17. Mai. Dort wurden 44 Beichten gehört, 40 Kommunionen ausgeteilt und 5 Kinder getauft.

Nach einem Marsche von 2 Wegstunden kam ich in der Nacht des 22. Mai nach Wa li dschôu dschuang (?). Dort hatte ich 18 Beichten, 14 Kommunionen, 2 Taufen von Kindern. Am 25. Mai mitten in der Nacht ging ich drei Stunden weiter nach Jang dja kuän dschuang, wo ich 20 Beichten, 17 Kommunionen und 3 Kindertaufen hatte. In der Nacht des 28. Mai zog ich 1 Stunde weiter nach Tiën dja kuän dchuang. In dieser Gemeinde fanden sich 14 Personen zur Beichte ein, 13 kommunizierten, 1 Kind wurde getauft. Nachdem ich nun die Missionen im Kreise Buo hing beendet hatte, zog ich in südöstlicher Richtung 20 Wegstunden weit in den Kreis Lin tchü, in dem sich folgende Christengemeinden finden:

1) Sche dja dschuang. Nach einem Marsche von 19 Wegstunden, die ich in $1^1/_2$ Tagen zurücklegte, langte ich am 2. Juni nachmittags dort an. Hier hatte ich 38 Beichten, 36 Kommunionen und 4 Kindtaufen. In der Nacht zog ich $1^1/_2$ Stunde weiter nach

2) Sche miau dschuang, wo ich 57 Beichten hörte, 49 Kommunionen und 5 Kindertaufen spendete. In der Nacht des 13. Juni ging ich zu der $1^1/_2$ Stunde entfernten Gemeinde.

3) Jü lin diën, wo ich 21 Beichten, 19 Kommunionen und 2 Kindertaufen zählte. Neben diesen 3 Gemeinden gibt es hier noch eine andere in Schau tän. Ich konnte sie aber nicht besuchen, weil ein unglücklicher Apostat sich meinem Erscheinen widersetzte. Die Christen dieser Gemeinde, Männer und Frauen, kamen aber, wie auch verschiedene aus der Stadt, hierher und empfingen die heiligen Sakramente. Nach der Mission Jü lin diën kam ich auf der Reise in dem Kreis Sin tscheng wieder durch das Dorf Sche dschuang. Die Entfernung von Sin tchü beträgt 20 Wegstunden. Hier finden sich die Gemeinden:

1) Süin dschau. Den 20stündigen Weg dorthin legte ich bei der größten Hitze in 2 Tagen zurück. Hier findet sich nur eine christliche Familie. Ich hörte 10 Beichten, spendete 9 Kommunionen und taufte 1 Kind.

2) In Dung ying dschuang, das nur eine halbe Stunde entfernt liegt, langte ich in der Nacht des 29. Juni an. Auch hier findet sich nur eine christliche Familie. Ich hatte 8 Beichten und 7 Kommunionen. Eine Stunde entfernt liegt das Dorf

3) Dsung wang dschuang, wo ich in der Nacht (vor) dem 1. Juli anlangte. Ich hörte 40 Beichten, spendete ebensoviele Kommunionen und taufte 5 Kinder.

Von diesem Dorfe aus kehrte ich nach Tsinanfu zurück. Die Entfernung beträgt 23 Wegstunden. Ich legte sie in 2 Tagen zurück und traf am 2. Juli wieder in Tsinanfu ein.

Das Ergebnis in den Kreisen meiner Missionsreise waren:

Dung ping dschôu	140	Beichten	137	Kommunionen	23	Taufen
Tsinanfu	253	„	235	„	26	„
Dschang tchin	131	„	128	„	21	„
Udingfu-Tsing tscheng	195	„	164	„	28	„
Buo hing-Pu tai	295	„	263	„	42	„
Lin tchü	116	„	104	„	13	„
Sin tscheng	58	„	56	„	6	„
Summa	1188	„	1087	„	165	plus 4

Das sind die Christengemeinden in Schantung, welche unsere ‚apostolische Provinz vom hl. Gregorius auf den Philippinen' pastoriert. Nicht wenige Christen waren bei meinen Besuchen abwesend, sodaß sie die Sakramente nicht empfangen konnten. Desgleichen sind die sehr zahlreichen Kinder bis zu 8 und 9 Jahren nicht mitgezählt... Alle diese Wege konnte ich, Gott sei Dank, zurücklegen nach Art der Apostel und gemäß unserer seraphischen Ordensregel. Ich erhoffe von der göttlichen Majestät die Gnade und die physischen Kräfte, um dieses Werk zu seiner größeren Ehre und Verherrlichung so fortzusetzen, wie ich es wünsche.

In quorum fidem..... Tsinanfu, 5. Sept. 1757.

Fr. Mathias de S. Theresa y Alcazar O.F.M.
Ex.-Miss. Ap. de Cochinchina y Actual de China."

Man möge im Auge behalten, daß der obige Bericht einzig auf die Gemeinden der spanischen Franziskaner im Osten Bezug nimmt. Den westlichen Teil, der hier nicht aufgeführt wird, pastorierten die Jesuiten und die italienischen Franziskaner-Observanten. Der Bericht ist aber unvollständig. P. Mathias war zu jener Zeit in Schantung noch ein Neuling und konnte, wie er selber auch angibt, nicht zu allen Gemeinden gehen. Merkwürdigerweise erwähnt weder er, noch irgend ein anderer Missionar jener Zeit die zahlreichen alten Gemeinden in der Präfektur Lai dschôu fu. Möglicherweise wurden diese Gemeinden von Peking aus pastoriert, von wo sie auch den christlichen Glauben erhalten hatten.

Aus der spanischen Franziskaner-Mission liegt noch eine zweite Statistik aus den Jahren 1763—64 vor. Daraus folgende interessante Einzelheiten, die teilweise schon bekannt sind. Es heißt dort:

„In der Hauptstadt Tsinanfu besaß die Provinz seit langem (1651) eine Kirche unter dem Titel „Unserer lieben Frau von den Engeln." Sie

Bischof Eligius Cosi (Zu Seite 54–60).

Bischof Peter Paul de Marchi (Zu Seite 60–61).

wurde aber zur Zeit der Verfolgung zerstört. Gegenwärtig ist noch ein ziemlich großes Haus vorhanden, das für die Pastorierung der 300 Christen, die im Glauben standhaft geblieben sind, genügend Raum bietet.

In den Dörfern der Kreise Sin tscheng und Kau yüän sind 2 Kapellen vorhanden, die dem Priester in Tsinanfu unterstehen. Es bestehen aber wohlgemerkt, daselbst noch sehr viele Dorfgemeinden, wo sich weder eine Kirche, noch ein eigenes Gebetshaus findet.

Unter dem Volke in der Stadt Dsi ning dschôu besteht eine Gemeinde mit einer Kapelle des hhl. Namens Jesu.

In der Stadt Tsing dschôu fu besteht eine Kapelle der hl. Anna. Man zählt daselbst 31 Christen, die Kinder nicht mitgerechnet.

In der Stadt Jen dschôu fu besaßen wir früher eine Residenz. Weil sich aber jetzt keine Christen mehr dort befinden, ist uns das Haus verloren gegangen.

In der Stadt Tai gnän dschôu existiert ein kleines Haus, das der Missionar wegen außergewöhnlicher Schwierigkeiten nur selten betreten kann. Christen gibt es dort nicht viele. Im vergangenen Jahre 1763 glückte es dem P. Mathias Alcazar, in die dortige Kirche zu gelangen. Er hörte 20 Beichten, versöhnte 11 Apostaten mit der Kirche und taufte 9 Kinder.

In der Stadt Schôu kuang besitzen wir ein sehr schönes Haus. Dort wohnen ungefähr 80 Christen, die Kinder nicht mitgerechnet.

Während in allen übrigen Provinzen des chinesischen Reiches die Christengemeinden sehr gelitten haben, wütete die Verfolgung in dieser Provinz weniger heftig. Infolgedessen bestehen hier noch blühende Gemeinden.

In Tsinanfu, der Hauptstadt der Provinz, besitzen wir ein Haus, das als Kapelle für die Sakramentenspendung und die Katechese dient. Die Kirche unter dem Titel „Unserer lieben Frau von den Engeln" haben die Mandarine mit Beschlag belegt. In der Stadt zählen wir 114 Christen.

P. Mathias Alcazar, apostolischer Missionar, hat zur Zeit ein Alter von 49 Jahren, P. Bonaventura, Missionar, ist 44 Jahre alt.

Christen: 2139. — Apostaten in den letzten 2 Jahren mit der Kirche ausgesöhnt: 130. — Kindertaufen in 2 Jahren: 302. — Gesamtsumme: 2571.

In der Provinz müßten eigentlich 5 Ordensmänner tätig sein, weil die Christengemeinden weit auseinander liegen und über zahlreiche Dörfer zerstreut sind. Wegen der geringen Anzahl der Arbeiter sind Bekehrungen schwierig. Das bestätigen die Statistiken aller Missionare in diesem Reiche." Soweit der Bericht!

Aus den letzten Jahrzehnten dieser Periode finden sich auch noch einige spärliche Nachrichten über die italienischen Franziskaner im Westen der Provinz. P. Hermenegild a Brescia arbeitete ungefähr 7 Jahre in Schantung. Trotz der Verfolgung verzeichnete er viele Taufen. Er starb 1755 oder 56. Das Grab des Priesters Tang neben dem des Bischofs Della Chiesa ist wohl

sicher sein Grab. P. Marianus a Norma finden wir seit 1762/63 in Schantung. Er wurde später vom Pekinger Bischofe zum Generalvikar für die Provinz Schantung ernannt. Bei der Verfolgung im Jahre 1785 reiste er nach Peking und stellte sich freiwillig den Richtern, erhielt aber später seine Freiheit. 1789 zum Bischof von Schansi geweiht, starb er schon im folgenden Jahre. Vom Jahre 1774 an treffen wir den P. Antonius Maria Sacconi in Sche öl li dschuang im Kreise U tscheng. Er erhielt 1781 seine Ernennung zum Bischof von Schansi und Schensi. 1784 wurde er in Schansi gefangen genommen, nach Peking geschleppt und eingekerkert. Er erlag dort am 5. Februar 1785 im Kerker einer schweren Krankheit. P. Crescentianus Cavalli langte am 31. Mai 1784 in Schantung an und wurde schon im nächsten Jahre vom Mandarin von Dung ngo gefangen genommen und nach Peking abgeliefert. Nach mehrmonatiger Haft erhielt er am 9. November seine Freiheit. Er blieb dann in Peking bis zu seinem Tode am 24. Dezember 1791. Ähnlich erging es P. Atho Biagini, der im gleichen Jahre (1784) zusammen mit P. Crescentianus nach Schantung gekommen war. Auch er wurde schon 1785 in U tscheng ergriffen und in Ketten nach Peking geschleppt. Dort langte er am 11. April an wurde zusammen mit 31 Missionaren (19 Europäern und 13 Chinesen) eingekerkert und starb am 28. Juli im Kerker eines heiligmäßigen Todes.

Es erhellt schon aus diesen Nachrichten, daß wir in der traurigsten Periode unserer Mission stehen. Die Verfolgung wütet mit immer größerer Heftigkeit, der Nachschub an Missionaren bleibt aus, ihre Zahl wird immer kleiner. Bald lebt in Schantung nur noch ein einziger europäischer Missionar, der spanische Franziskaner P. Bonaventura d' Astorga. Das Jahr 1797 sieht auch diesen letzten auswärtigen Missionar dahinsterben. Von nun an bis beinahe zum Jahre 1840 sind die Christen von Schantung mitten in der Verfolgung ohne eigene Hirten. Nur ab und zu, nach Jahren kommt ein chinesischer Priester von Peking oder von Schansi herüber. Aber er kommt höchstens zu den großen Gemeinden. Sein Kommen und Gehen vollzieht sich mit der größten Vorsicht und zur Nachtzeit, damit den Heiden nichts bekannt wird.

Nachweisbar sind in diesen Jahren zeitweilig in einigen Gegenden von Schantung tätig gewesen die beiden chinesischen Priester P. Paulus Kö, der am 26. Januar 1825 in Schantung starb, und P. Marcus Tschen, der in Schantung am 22. Juli 1829 verschied. Beide Priester hatten in Neapel im „Institut der heiligen Familie" ihre Studien gemacht und waren dort geweiht worden, der eine im Jahre 1784, der andere im Jahre 1781.

Wer von uns Missionaren hat nicht oft mit Rührung den Erzählungen der alten Leute über jene Zeiten gelauscht? Wenn jemand von den Christen erkrankte, so sammelte die ganze Gemeinde Geld und schickte einen Boten nach Peking oder nach Schanghai, damit der Kranke nicht ohne die heiligen Sakramente stürbe. Ein jeder gab gern sein Scherflein in der Hoffnung, daß

später auch ihm derselbe Liebesdienst erwiesen werde. In jenen Zeiten haben unsere Christen ihre Priester schätzen gelernt, und aus jenen Zeiten stammt ihre Anhänglichkeit an die Missionare!

Aber wie erklärt sich das Ausbleiben der europäischen Missionare? Ist es allein die Auswirkung der Verfolgung? Nein! Die Verfolgung hat die Missionare nie abgehalten, treu bei ihren Schäflein auszuharren. Die Verfolgung hat es auch nie fertig gebracht, den Missionaren die Pforten ins Land fest genug zu verschließen. Die Gründe sind anderswo zu suchen. Der Jesuitenorden war aufgehoben. In Europa stand man in der Zeit der französischen Revolution und der napoleonischen Kriege, die auch das ganze kirchliche Leben in seinen Grundfesten erschütterten. Der Bischof von Peking, dem die Christen von Schantung unterstanden, hatte unter diesen Umständen, zumal bei der ungeheuren Ausdehnung seines Sprengels, kein Mittel, besser für seine Schäflein zu sorgen. Unsere armen Christen waren eine Herde ohne Hirten und sie haben damals die stärkste Belastungsprobe ihrer religiösen Überzeugung bestanden.

Pfingsten 1833 schrieben die Christen von Peking auf Veranlassung des damaligen Bischofs Pires Pereyra (Lazarist) und eines Neffen des Kaisers Dau kuang an Papst Gregor XVI. einen Brief. Sie baten um neue Missionare und zwar um Mathematiker und andere Gelehrte aus dem Jesuitenorden. Zugleich schildern sie dem Papst ihr ganzes Elend: ihr Bischof verfüge für seine ungeheure Diözese nur über 10 Priester und weile selbst oft auf lange Zeit ganz allein in Peking. Die Christen von Schantung, als die verlassensten von allen, hätten seit 10 Jahren keine Gelegenheit mehr gefunden, ihre Christenpflichten zu erfüllen.

Das Gesuch erzielte anscheinend keine Wirkung. So schickten denn im Jahre 1838 oder 1839 die Christen von Schantung selbst 2 Katechisten nach Macao mit einem Schreiben an Gregor XVI., in dem sie auf die opferreiche Tätigkeit der alten Franziskaner hinweisen und um neue Franziskanermissionare bitten. Der Papst befahl dem Ordensgeneral Joseph Maria Alexandria in Kraft des Gehorsams, den verlassenen alten Franziskanerchristen in Schantung wieder Missionare zu senden. Der General erließ in diesem Sinne sofort ein erfolgreiches Rundschreiben und bald setzte der Nachschub ein.

Gerade zu dieser Zeit bot sich dem Papste durch den Tod des Mgr. Pires Pereyra, Bischofs der Diözese Nanking und Administrators der Diözese Peking († 2. Nov. 1838), eine günstige Gelegenheit, die Fesseln des portugiesischen Patronates, die sich stets so hemmend erwiesen hatten, zu zerreißen. Der König von Portugal nahm nämlich seit Jahrhunderten das Recht für sich in Anspruch, für die ganze chinesische Mission die Bischofskandidaten vorzuschlagen, sowie auch die Missionare daselbst zuzulassen. Beim Tode des Pires Pereyra ließ Gregor XVI. die Rechte der portugiesischen Krone einfach unbeachtet, löste Schantung von der Diözese Peking

los und errichtete es zu einem selbständigen apostolischen Vikariate (3. Sept. 1839). Durch ein Breve von demselben Tage erhielt der Weltpriester Ludwig Graf De Besi, seit 1834 in China tätig, seine Ernennung zum ersten „apostolischen Vikar von Schantung". Schantung hatte also endlich seinen eigenen Bischof.

Der neue apostolische Vikar von Schantung erhielt aber schon bald durch ein päpstliches Schreiben vom 19. Dezember 1839 einen neuen, schwierigen Auftrag. Er mußte nebenbei als Administrator noch die Diözese Nanking verwalten. Diese Diözese umfaßte die 3 Provinzen Kiangsu, Ngan hui und Honan mit ungefähr 48 000 Christen und nur 11 Missionaren. Begreiflicherweise hatte der neue Bischof eine ungeheure Arbeitsleistung zu bewältigen.

Sogleich nach seiner Bischofsweihe am 14. März 1841 in Schansi begab sich Besi in sein neues apostolisches Vikariat Schantung und schlug in der Altchristengemeinde Sche öl li dschuang im Kreise U tscheng seine bischöfliche Residenz auf. Als einzigen Gehilfen für Schantung hatte er den chinesischen Priester Jacobus aus Schansi mitgebracht.

Indessen schon am 23. Juli traf als erster neuer Arbeiter aus Europa in Sche öl li dschuang der Franziskaner P. Aloysius Moccagatta ein. Unter unsäglichen Beschwerden und mannigfachen Gefahren, die er selbst aufgezeichnet hat, war er, größtenteils auf dem Landwege, von Macao in Sche öl li dschuang eingetroffen. Die Freude des Bischofs war groß. Denn auch ein einziger Arbeiter, auf den er sich verlassen konnte, bedeutete für Besi bei der ungeheuren Ausdehnung seines Jurisdiktionsgebietes eine nicht geringe Erleichterung und benahm ihn eines großen Teiles der Sorgen um das arme Schantung. Nachdem Besi sich Schantungs wegen mit Moccagatta gründlich besprochen und ihm alle notwendigen und nützlichen Anweisungen gegeben hatte, ernannte er ihn am 15. Oktober 1841 zu seinem Generalvikar für Schantung. Er reiste dann am 17. Oktober nach Kiangnan, um auch dort nach dem Rechten zu sehen und die nötigen Anordnungen zu treffen.

Moccagatta hatte unterdessen in Schantung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, um seine zerstreute Herde um sich zu sammeln, sie im Glauben zu stärken und zu befestigen. Über zwei Jahre bestand ein Schisma unter den Christen. Verschiedene Gemeinden wollten Besi nicht als ihren Bischof anerkennen, sondern nach wie vor dem Bischof von Peking unterstehen. Sein einziger Mitarbeiter, der chinesische Priester Wang, kehrte in demselben Jahre nach Schansi zurück. Moccagatta stand nun allein in Schantung und hielt die Missionen unter den Christen, soweit es ihm Zeit und Kräfte ermöglichten. Im Jahre 1842 hatte er ungefähr 3000 Christen ausfindig gemacht, die aber nur ein Bruchteil der noch vorhandenen Christen waren; weil es ihm unmöglich wurde, alle Gemeinden zu besuchen, ist er in diesem Jahre höchstens in einem größeren Teile des Westens bekannt geworden.

Zur selben Zeit begann er im Auftrage Besis in der bischöflichen Residenz Sche öl li dschuang ein neues Kirchlein zu bauen, das der äußere Anlaß zu einer neuen Christenverfolgung wurde.

Gerade damals hatte das Kaiserhaus schwere Kämpfe gegen die Taiping-Rebellen zu bestehen, die bereits einen großen Teil des Reiches unterworfen hatten. Die Beamten waren zur größten Wachsamkeit angehalten. Diesen Umstand benutzte ein übelwollender Heide, die Christen zu verderben. Beim Heranschaffen von Ziegelsteinen und Baumstämmen für den Kirchenbau klagte er die Christen an, sie beherbergten einen Europäer bei sich und bauten Verschanzungen zum Zwecke einer Revolution. Der Mandarin, der den Christen übelgesinnt war, zog gleich mit Soldaten nach Sche öl li dschuang, um Moccagatta und die Christenvorsteher zu verhaften. Moccagatta war aber durch den heidnischen Dorfvorsteher des Nachbarortes früh genug gewarnt worden und konnte entfliehen. Von den Christen indessen wurden 24 Männer und 4 Frauen verhaftet, obschon der Mandarin sich mit eigenen Augen von der Harmlosigkeit des Baues überzeugte. Acht von diesen gefangenen Christen wurden nach Tsinanfu transportiert, um das chinesische Neujahr indessen von dem wohlwollenden Gouverneur freigelassen. Da in der Zwischenzeit auch der Kreismandarin von U tscheng seinen Abschied erhielt, konnte der Kirchen-Neubau in der Folge ungestört ausgeführt werden.

Besi, inzwischen unterrichtet über die Schwierigkeiten Moccagattas in Schantung, schickte ihm im April 1843 und im September 1844 aus Kiang nan 2 chinesische Priester zu Hülfe. Der eine hieß Paulus Lu. Er blieb in Schantung bis 1857. Der andere war Jacobus U, der schon im Jahre 1846 nach Kiang nan zurückkehrte.

Zum zweiten und, wie es scheint, zum letzten Male erschien Besi im Jahre 1845 in Schantung. Er verweilte 3 Monate und besuchte persönlich eine Reihe von Christengemeinden. Besis Erscheinen in Sche öl li dschuang hatte indessen noch einen anderen Grund. Da er als Bischof die Provinzen Schantung, Kiangsu, Kiangnan und Honan verwaltete, fühlte er sich infolge der vielen anstrengenden und aufreibenden Visitationsreisen, ferner infolge äußerer und innerer Schwierigkeiten in Kiangnan körperlich derart geschwächt, daß er den Entschluß faßte, nach Europa zurückzukehren. Auf eine klare Auseinandersetzung aller Schwierigkeiten hin erhielt er durch ein Schreiben des Kardinals Fransoni vom 23. Mai 1844 die Vollmacht, sich für Schantung einen „Koadjutor mit dem Rechte der Nachfolge" zu ernennen und ihn zum Bischof zu weihen. Er ernannte infolgedessen Moccagatta zu seinem Koadjutor und erteilte ihm auf Pfingsten den 11. Mai 1845 die bischöfliche Weihe. Besi reiste darauf sofort nach Kiangnan zurück. Eingedenk des großen Priestermangels in Schantung, der ihm bei seinem letzten Besuche erst so recht vor Augen getreten war, schickte er noch im gleichen Jahre dem neuen Bischof Moccagatta aus Kiangnan den Franzis-

kaner P. Petrus Pellici zu. Derselbe kehrte aber schon im nächsten Jahre zurück. Dafür beorderte Besi aus Schanghai 2 Jesuiten nach Schantung. P. Languillat S.J. langte Ende des Jahres 1846 in Schantung an und erhielt die Osthälfte der Provinz zur Missionierung zugewiesen. Nach seinen eigenen Angaben pastorierte er 3000 Christen auf 70 Gemeinden verteilt. Während der Mission in der Gemeinde Ma dja tän im Kreise Ping du wurde er im September 1847 von den Soldaten des Mandarins gefangen genommen und nach einer 48tägigen Kerkerhaft nach Schanghai deportiert. Gleichzeitig waren auch die Vorsteher der Christengemeinde eingekerkert worden. Languillat starb 1878 als apostolischer Vikar von Kiangnan.

Der zweite Jesuit, P. Bruyere, erschien im März 1847. Er wirkte in Schantung bis 1851. In diesem Jahre riefen ihn seine Oberen nach Kiangnan zurück.

Im Jahre 1847 hatte Bischof Besi aus den oben angeführten Gründen die S. Congregatio endgültig um die Erlaubnis zur Rückkehr nach Europa gebeten. Im Besitze dieser Erlaubnis und der übrigen notwendig gewordenen Vollmachten konsekrierte er den Mgr. Maresca zu seinem Koadjutor für die Diözese Nanking und schiffte sich am 21. November 1847 nach Italien ein. Von dort aus teilte er unter dem 23. Juni 1848 sowohl Maresca wie auch Moccagatta seine amtliche Verzichtleistung mit. Durch Empfang dieses Schreibens war Moccagotta selbständiger Apostolischer Vikar von Schantung geworden. Besi starb 1871 in Rom.

Die erste Tat des selbständigen Bischofs war, daß er sogleich in Sche öl li dschuang ein Priesterseminar zur Heranbildung eines einheimischen Klerus eröffnete. Bischof Moccagatta leitete dasselbe persönlich als erster Direktor, ein Zeichen, wie sehr ihm die Heranbildung einheimischer Priester am Herzen lag.

Die Lage des Vikariates wurde nun bald besser. Es stellten sich neue Kräfte zur Verfügung; im April 1848 kam P. Augustin Sardi O.F.M., der freilich schon im Februar 1850 nach Europa zurückkehrte. Seine Gesundheit war dem rauhen Klima Schantungs nicht gewachsen. 1849 kam aus Kiangnan P. Cherubin Biancheri O.F.M., herüber. Aber auch sein Aufenthalt in Schantung währte nicht lange. Obgleich Moccagatta ihn wegen seiner vorzüglichen Eigenschaften zu seinem Koadjutor erwählte, sah er sich doch infolge anhaltender Krankheiten am 6. Juli 1850 gezwungen, das mildere Klima von Kiangnan wieder aufzusuchen.

An Stelle dieser zwei Missionare traten indessen zwei neue, die nach Gottes Absicht außerordentlich viel in der Mission Schantung wirken und für Bischof Moccagatta zwei starke Stützen werden sollten. Der erste, P. Eligius Cosi O.F.M., traf im Jahre 1849 ein. In seinen treuen Händen lag lange Jahre hindurch (von 1849—1870) die Erziehung und Ausbildung unseres chinesischen Klerus. Er wurde dann später der tüchtigste, ange-

sehenste und erfolgreichste Bischof, den unser Vikariat bis jetzt aufzuweisen hat.

Der zweite wackere Mitarbeiter erschien am 1. Dezember 1849 in Sche öl li dschuang. Es war P. Hannibal O.F.M. aus der gräflichen Familie Fantoni aus Biella in Piemont, ein wahrer Gottesmann und Gottesstreiter. Schon gleich bei seinem Eindringen in China 1846 wurde er auf der Reise nach Schansi von den kaiserlichen Soldaten ergriffen, in der Stadt Paotingfu längere Zeit eingekerkert und endlich in Ketten nach Macao zurückgeschleppt. Aber der wackere Franziskaner erschien bald darauf dennoch in Schansi, wo er bis zum Jahre 1849 wirkte. Was er in der Folgezeit in der Mission Schantung gearbeitet, aufgebaut, durchgefochten, durchgehalten und ertragen hat, sowohl als Missionar wie als bischöflicher Generalvikar, lebt noch jetzt in aller Munde fort, ist aber seinem ganzen Umfange nach Gott allein bekannt. P. Hannibal war ein Apostel und ein Geist, wie ihrer unsere Mission wenige gesehen hat. Er starb hochbetagt am 11. Juli 1882 in Hu dja dschuang im Kreise Ping yin, wo er auch begraben liegt.

Und dann vermehrte sich erfreulicherweise die Zahl der Arbeiter, sodaß an eine weit bessere Pastorierung gedacht werden konnte. Schon in den nächsten Jahren finden wir unsere ersten chinesischen Neupriester. Sie hatten im Seminar zu Schanghai ihre Studien begonnen und dieselben in Sche öl li dschuang beendet. Der erste, P. Matthaeus Hu aus Sche öl li dschuang, wurde 1851 geweiht († 1871). Im nächsten Jahre folgen P. Franz Siü aus Sche öl li dschuang († 1895) und P. Philipp Jüen aus Dung tschang fu. Dieser Priester hat außerordentlich viel und gut gearbeitet. Seine Bescheidenheit, Güte und Heiligkeit leben noch in aller Munde. Er sparte es sich vom Munde ab, um den Christen Kapellen und Gebetshäuser zu errichten, deren er eine ganze Reihe erbaute. Viele neue Gemeinden verdanken ihm ihr Entstehen. Er starb 1894 im Rufe der Heiligkeit. 1855 wurde P. Petrus Hu aus Sche öl li dschuang geweiht; er starb 1902.

Zu gleicher Zeit erschienen auch neue Franziskaner aus Europa; Ende 1855 P. Seraphim Gabrieli († 1879), November 1856 P. Johannes Molina, der im Jahre 1861 den Taipings in die Hände fiel und von ihnen ermordet wurde. Im folgenden finden wir seinen Tod noch erwähnt. Im Dezember desselben Jahres traf P. Antonius Feliciani ein, der freilich schon 1859 nach Schansi ging und dort 1866 starb.

Am 29. April 1860 wurden wiederum 3 chinesische Priester geweiht und in der Mission verwandt. Der erste war Joseph Wang, aus Ost-Schantung gebürtig, einer der erfolgreichsten unserer chinesischen Priester, der wegen seiner Gemütlichkeit und Gutmütigkeit bei Christen und Heiden den Beinamen „Lau Wang yê“ — „der alte Großvater Wang“ führte. Er starb 1906 im gesegneten Alter von 91 Jahren. Ferner P. Johannes Liu aus Lin tsing, der zu gleicher Zeit mit P. Molina von den Taipings gefangen

und schwer mißhandelt wurde. Ihm gelang es glücklicherweise, ihren Händen zu entfliehen († 1889). Endlich P. Mathias Hu aus Sche öl li dschuang, gestorben 1876.

Im nächsten Jahre 1861 trafen wiederum zwei neue Franziskaner ein: P. Joachim Orsi († 1887) und P. Gregor Grassi. Der letzte verweilte nur kurze Zeit in Schantung, da er von seinen Obern für Schansi bestimmt war, wo er im Jahre 1876 zum Bischof konsekriert und eines der vielen Opfer der Boxerzeit wurde. Der grausame Gouverneur Tü siën hat ihn am 9. Juli 1900 in der Stadt Tai yüän fu mit eigener Hand enthauptet.

Wir sind indessen den Ereignissen etwas vorausgeeilt und müssen noch einiges nachtragen. Bischof Moccagatta berichtet aus dem Jahre 1858 von zahlreichen Katechumenen, besonders im Gebiete von Dung tschang fu. Bekanntlich lag China von 1856—1860 mit England und Frankreich im Kriege. Darüber finden wir aus Moccagattas Hand folgende Bemerkungen: „Zur Zeit des Krieges zwischen China und England-Frankreich mußten wir uns verborgen halten, um nicht in die Hände der Chinesen zu fallen. Denn sie töteten alle Europäer, die sie fanden." Nach diesem Kriege wimmelte es in der ganzen Provinz von Räubern und Rebellen. China befand sich ja gerade in den Wirren der Taiping-Revolution. Im September 1861 erstürmten die Taipings auch die Vorstädte von Tsinanfu. Nach den Ausführungen Moccagattas haben sie dabei gehaust wie Wilde. Auf ihrem Zuge nach Tsinanfu waren den Taipings im Kreise Tai ngän die beiden Missionare P. Molina und der chinesische Priester Liu in die Hände gefallen. Dem P. Liu gelang es, nach schweren Mißhandlungen und Verwundungen in einem unbewachten Augenblicke ihren Händen zu entfliehen. Er rettete — wörtlich genommen — sein nacktes Leben. Von P. Molina ist nur soviel bekannt geworden, daß er ganz in der Nähe unserer Altchristen-Gemeinde Wang dschuang zusammen mit verschiedenen Christen von den Horden ergriffen wurde. Man mißhandelte ihn dann so grausam, daß er nicht mehr imstande war, sich weiterzuschleppen. Die gefangenen Christen verloren ihn dann aus den Augen. Die Heiden fanden später, wie sie erzählten, unter zahlreichen Ermordeten am Fuße des Tau lau schän im Osten von Wang dschuang den ganz entstellten und völlig entblößten Leichnam eines Europäers. Zweifelsohne war das die Leiche des P. Molina.

Im April desselben Jahres befand sich die bischöfliche Residenz Sche öl li dschuang in der größten Gefahr. Die dortigen Christen baten und beschworen den Bischof, sich zu entfernen. Ihren Bitten nachgebend und wohl hauptsächlich in der Sorge um das Wohl der Mission entschloß sich der Bischof zusammen mit P. Hannibal Fantoni zur Reise nach Tientsin. P. Cosi blieb des Seminars wegen in Sche öl li dschuang zurück. Die Christen setzten sich nach der Abreise des Bischofs in Verteidigungszustand. Wahrscheinlich infolge der Abreise des Bischofs verbreitete sich unter den Heiden das Gerücht, die Christen von Sche öl li dschuang seien gut

versorgt mit Waffen und schweren Kanonen aus England. Vielleicht hat dieses Gerücht die gute Wirkung gehabt, daß sich die Rebellen nicht an Sche öl li dschuang heranwagten. Im Mai und Juni rückten dann die kaiserlichen Truppen heran. Damit war die Gefahr geschwunden. Moccagatta kehrte anfangs Juli auf einen Brief Cosis hin nach Sche öl li dschuang zurück. Das Jahr 1861 brachte dem Bischof eine erhebliche Erschwerung seiner Last und Verantwortung. Auf Anordnung der Propaganda übernahm er neben der Mission von Schantung die Administration der Mission Schansi. Nach einem Berichte an den Ordensgeneral war Schantung im Jahre 1863 nach Vertreibung der Taipings wieder ziemlich beruhigt, und die Missionare konnten sogar öffentlich predigen. Dann im Friedensschlusse nach der Besetzung Pekings im Jahre 1860 wurde die chinesische Regierung gezwungen, gemäß den mit Frankreich geschlossenen Vertrage von 1844 den Christen Religionsfreiheit zu gewähren. Zugleich mußten alle Grundstücke und Gebäude, die seit der Zeit des Kaisers Kang hi beschlagnahmt waren, der Mission zurückgegeben werden. Durch den neuen Vertrag wurde den europäischen Missionaren des weiteren im ganzen Reiche Bewegungsfreiheit garantiert. Damit hatte die Mission in China ihre Freiheit erhalten.

Gestützt auf diesen Vertrag von 1860 gelang es Bischof Moccagatta, nach gütlicher Verständigung mit dem Gouverneur eine Reihe alter Missionsbesitzungen zurückzuerwerben; so vor allem die alte Mission in Tsinanfu und den Friedhof der Jesuitenväter in Tschen dja lôu. Schon im gleichen Jahre (1863) siedelte die bischöfliche Residenz und das Seminar nach Tsinanfu über. Im Jahre 1866 wurde dann die jetzige Kirche in Tsinanfu erbaut, zu nicht geringem Teile aus den Spenden unserer Altchristen.

Da Moccagatta seit 1861 zwei Vikariate verwaltete, und diese Last seine Schulter von Jahr zu Jahr schwerer drückte, erwirkte er die Ernennung Cosis zu seinem Koadjutor, dem er dann im Jahre 1865 die bischöfliche Weihe erteilte. Bei Gelegenheit des Vatikanischen Konzils 1870 bat Moccagatta Pius IX. flehentlich, ihn von der Rückkehr nach China zu dispensieren. Der Papst ging auf diese Bitte nicht ein; zu seiner Entlastung gestattete er aber dessen Verzichtleistung auf das Vikariat Schantung. Damit war Cosi selbständiger Apostolischer Vikar geworden. Moccagatta starb in Schansi im Jahre 1891.

Durch Bischof Cosi's Bemühungen erfolgte ein erfreulicher Zuwachs an Missionaren aus Italien und Frankreich. Wir schalten unten eine Liste seiner damaligen Franziskaner-Missionare ein. Der Bischof war auch hochherzig genug, große Teile seines weit ausgedehnten Sprengels abzutreten und weitere Teilung vorzunehmen. Ihm kam es einzig an auf tüchtige Arbeit im Weinberge des Herrn, und die Arbeit, die er mit seinen immerhin wenigen Kräften nicht zu bewältigen vermochte, übertrug er neidlos anderen, „wenn nur Christus gepredigt wurde".

In dieser Gesinnung überließ er der neuen Steyler Congregation den ganzen Süden seines Vikariates als selbständige Mission. In dieser Gesinnung hat er auch die Ankunft französischer Franziskaner veranlaßt.

Der spätere Bischof Anzer von der neuen Steyler Missionsgesellschaft siedelte 1880 auf Vereinbarung mit Cosi von Hongkong nach Tsinanfu über, 1882 folgte P. Freinademetz. Schon in demselben Jahre beauftragte Cosi den P. Anzer mit der Verwaltung von Süd-Schantung. Dieser Teil war nach Aussterben der spanischen Franziskaner (1797) tatsächlich vollständig vernachlässigt worden. Am 2. Dezember 1885 wurde dieses Gebiet als selbständiges „Apostolisches Vikariat Süd-Schantung" abgetrennt.

Zur besseren Pastorierung seiner eigenen Christen wandte Cosi vor allem der Entwicklung des Seminars, dem er ja selbst so lange Jahre hindurch vorgestanden hatte, seine ganze Sorge und reiche Erfahrung zu. Er hatte ein wahres Vaterherz nicht nur für seine Priester, sondern auch für einen jeden einzelnen seiner Christen. Seine Einfachheit und Leutseligkeit sind noch heute unter unseren Christen sprichwörtlich. Zur Hebung und Vertiefung des religiösen Geistes unter den Christen erließ er eine Menge weiser Vorschriften, die noch heute günstig fortwirken und noch heute unsere Bewunderung erregen. Einzig bedacht auf das Wohl seiner Schäflein, lebte er persönlich äußerst ärmlich, ja er sparte jeden Groschen, um trotz seiner Dürftigkeit den Missionaren die Mittel zur Anstellung von Katechisten und zum Bau von Gebetshäusern zur Verfügung zu stellen.

Das Ansehen Cosis hob sich der Öffentlichkeit gegenüber vor allem durch sein geradezu freundschaftliches Verhältnis zu dem damaligen Gouverneur der Provinz, Ding bau dschen. Dieser tüchtige Beamte hatte sich bei Niederwerfung der Taipings rühmlichst hervorgetan und besaß deshalb in Peking großen Einfluß. Sein Verkehr mit Cosi beschränkte sich nicht auf höfliche Phrasen, wie so oft in China; ihr Verkehr beruhte vielmehr auf gegenseitiger Hochachtung. Die Kreismandarine hatten strenge Weisung, den Bischof mit Hochachtung zu behandeln und für Ordnung zu sorgen. Nach der Rückkehr des Bischofs von Visitationsreisen erkundigte sich der Gouverneur nach allen Einzelheiten, vor allem nach dem Urteile des Volkes über seine Beamten.

Allerdings mußte der Bischof im Verkehr mit dem Gouverneur ein gutes Maß von Klugheit und Vorsicht anwenden. Einmal erzählte Cosi ganz harmlos, auf der letzten Reise sei in einem tiefen Hohlwege eine kleine Stockung entstanden. Der bischöfliche Wagen sah sich plötzlich einem schwerbepackten Schiebkarren gegenüber. Da ein Ausweichen für beide Teile schwierig war, geriet der bischöfliche Fuhrmann mit dem Karrenschieber in einen Wortwechsel. Schließlich blieb nichts anderes übrig, als daß der Karrenschieber die Fracht ablud und den Wagen des Bischofs passieren ließ. — Der Gouverneur sagte nichts. Aber nach einigen Tagen ließ er den Bischof zu sich bitten und erzählte ihm zu dessen Schrecken, er habe die Karrenschieber ausfindig

machen und ihnen sofort die Köpfe abschlagen lassen! Entsetzt bat der Bischof, der Gouverneur möge wegen einer solchen Kleinigkeit nicht mit solcher Strenge vorgehen. Zugleich bat er, bei ähnlichen Fällen ihm die Bestrafung zu überlassen. Das sagte der Gouverneur zu. Nach längerer Zeit ereignete sich ein ähnlicher Fall, über den sich Cosi wohlweislich ausschwieg. Der Gouverneur hatte trotzdem davon gehört. Er schickte also die Schuldigen dem Bischofe zu, neugierig, welche Rache derselbe nehmen werde. Durch zwei geheime Boten erfuhr er dann, der Bischof habe die Übeltäter zur Strafe mit einer Mahlzeit traktiert und sie eigenhändig bedient. Der Gouverneur fand nur die Worte: „Diese Europäer sind nicht zu verstehen!" Es bedarf keiner Erwähnung, daß diese Freundschaft der Mission sehr zustatten kam. Später erhielt Ding bau dschen seine Versetzung zum Süden, wo sein Verhältnis zur katholischen Mission ins Gegenteil umschlug. Er schrieb von dort aus an Bischof Cosi: „Djau i yang — jen bu i yang" — „Die Religion ist hier die gleiche, aber die Menschen (Bischof und Christen) sind nicht die gleichen!"

Unter dem Episkopate Cosis nahm die Ausbreitung des Christentums im Vikariate eine erfreuliche Entwicklung. Wir sehen eine lange Reihe neuer Gemeinden entstehen. So in der Enklave Sche ba tsuin, in den Kreisen Dung tschang, Tsche ping, Tang i, Kau tang, Hia dsin, Ngen siën, Dêi dschôu, Jü tscheng, Lin yi, Ling siën, Schang hö, Jang sin, Dschän hua, Dsche tschuän, Dung ping dschôu. Eine Statistik vom Jahre 1883 zeigt folgendes Bild:

Christen 16 356. — Katechumenen 3480 — Gemeinden 200 — Kirchen und Kapellen 125 — Europäische Missionare 11 — Chinesische Priester 9 — Katechisten 137.

Zur weiteren Veranschaulichung folgen die Namen der europäischen Franziskaner aus dem Jahre 1886, unmittelbar nach dem Tode Cosis:

1) P. Joachim Orsi
2) P. Peter-Paul De Marchi (späterer Bischof)
3) P. Benjamin Geremia (Nachfolger Cosis)
4) P. Stephan Pasinetti (späterer Direktor des Siminars und Provikar)
5) P. Deodatus Salvucci
6) P. Zeno Möltner (Tiroler)
7) P. Anselm Caillard
8) P. Caesar Schang (Elsässer; erster Bischof von Ost-Schantung)
9) P. Pius Trovarelli (später langjähriger Direktor des Seminars und Provikar)
10) P. Joseph Vila (Spanier; früher längere Jahre Missionar in Mittel-Amerika)
11) P. Rochus Lescureux
12) P. Pacificus Fennochio (ein heiligmäßiger Mann)
13) P. Eugen Pandelli

14) P. Eugen Vonau

15) Laienbruder Fr. Octavius a Greccio.

Dazu kommen noch 11 chinesische Priester.

Bischof Cosi starb am 12. Januar 1885 aufrichtig betrauert von allen.

Bischof Geremia leitete das Vikariat von 1885 bis zu seinem Tode am 29. Dezember 1888. Vorher war er ein tüchtiger Missionar, reich an Erfahrung, mit hervorragenden Anlagen ausgestattet, ein besonders guter Kenner der chinesischen Sprache und der chinesischen Verhältnisse; Klerus und Volk setzten auf ihn die größten Hoffnungen für weitere günstige Entwicklung der Mission. Leider starb er allzu früh an einem schweren Leiden, das seine Arbeitskraft gelähmt hatte. Auch seelische Leiden blieben ihm nicht erspart. Auf die Freundschaft zwischen Bischof und Gouverneur zur Zeit seines Vorgängers folgte bittere Feindschaft auf Seite des Gouverneurs, der die Mission bei jeder Gelegenheit schädigte und beleidigte. Offene Gewalttaten gegen die Christen in einem Teile der Mission (Li yüän tuin) schienen im geheimen von oben geschürt zu sein und eröffneten für jene Christen eine schwere Leidenszeit, die 20 Jahre dauerte.

Bischof De Marchi O.F.M. regierte von 1889—1901. Er übertraf seinen Vorgänger an wissenschaftlicher Bildung, stand ihm aber bedeutend nach an Kenntnis der chinesischen Verhältnisse. Von Natur äußerst milde veranlagt, ja schüchtern, vermochte er nicht immer die nötige Festigkeit aufzubringen. Dafür gewann ihm seine Güte aller Herzen und spornte den Klerus zu reger Tätigkeit an, weil niemand ihn betrüben mochte.

Unter seiner Regierung wurde im Jahre 1894 der östliche Teil der Mission als selbständiges „apostolisches Vikariat Ost-Schantung" abgetrennt und den französischen Franziskanern übertragen. Erster Bischof wurde dort Caesar Schang, ein geborner Elsässer. Durch die Teilung erhielt unsere Mission ihre heutigen Grenzen und den Namen „Vikariat Nord-Schantung."

Auch unter De Marchi entwickelte sich die Mission zufriedenstellend. Neue Gemeinden entstanden in einer Reihe von Kreisen, denen bisher das Christentum entweder ganz unbekannt geblieben, oder in denen es wieder ausgestorben war. So in den Kreisen Lai u, Sin tä, Tschang schän, Dschôu ping, Bin dschôu, Hä fung, Li dsin, Ping yüän, Tchin siën, Kuän tau, Tsing ping, Kuän siën, Schen siën. Neue Gemeinden wurden hinzugewonnen in Ling siën, Lin yi, Dêi ping, Schang hö, Buo ping, Pu tai, Dung ping dschôu, Ping yin, Tai ngän.

Aus dem Jahre 1887 haben wir folgende Statistik:

Christen 16 246 — Katechumenen 4796 — Gemeinden 300 — Kirchen- und Kapellen 171 — Europäische Missionare 11 — Chinesische Priester 11 Katechisten 259.

Zum Vergleiche diene die Statistik vom Jahre 1897:

Außer dem Bischof, Franziskaner-Missionare 7 — Chinesische Priester 13 — Christen 14 898 — Katechumenen 2620 — Gemeinden 358 — Kirchen

und Kapellen 219 — 2 Seminare mit 32 Seminaristen — Knabenschulen 56 — Mädchenschulen 38 — Knabenwaisenhäuser 2 — Mädchenwaisenhäuser 3 — Waisenkinder 696."

Vergleicht man die erste dieser beiden Statistiken mit der vom Jahre 1883, so ist bezüglich der Christenzahl ein Rückschritt zu verzeichnen, dessen Gründe mir unbekannt sind. Die letzte Statistik zeigt sogar einen bedeutenden Rückschritt, der sich jedoch durch die oben angeführte Abtrennung des neuen „Vikariates Ost-Schantung" erklärt. Stellt man indessen die Anzahl der Gemeinden in den 3 angeführten Statistiken neben einander, so ändert sich das Bild vollständig: es ist ein ständiger und sogar nicht unbedeutender Fortschritt zu verzeichnen. Man wird der Wahrheit nahe kommen mit der Annahme, daß man damals die Familien-Register sehr mangelhaft führte und die Christenzahlen mehr schätzungsweise angab. Tatsächlich hat erst Bischof Giesen es durchgesetzt, daß den Pfarrbüchern die nötige Sorgfalt gewidmet wurde. In den langen Zeiten der Verfolgung konnten die Missionare es nicht wagen, Familien-Register zu führen, die eine ständige Gefahr für die Christen bedeutet hätten. Dieser Grund erklärt auch zur Genüge die mangelhaften oder vollständig fehlenden Nachrichten über die einzelnen Gemeinden in den alten Zeiten.

Bischof De Marchi war in den letzten Jahren seines Lebens nahezu erblindet und von anderen schweren körperlichen Leiden heimgesucht. Zu guterletzt brach der Sturm der Boxerwirren herein, über die anderswo noch einiges gesagt werden soll. De Marchi mußte mit seinen Missionaren und einem Teile der Seminaristen nach Tsingtau fliehen. Nur einigen chinesischen Priestern gelang es, in den größeren Gemeinden Schutz zu finden. Die Hiobsposten, die dann Tag für Tag einliefen und den völligen Untergang der Mission anzukünden schienen, haben die Kräfte des Bischofs gebrochen. Er starb am 30. August 1901.

Bischof Ephrem Giesen O.F.M. wurde im Juli 1902 als Nachfolger De Marchis berufen. Geborener Holländer weilte er seit 1893 in der holländischen Franziskaner-Mission Süd Schansi, wo er sich durch seine Tatkraft hervortat. Während der Boxerwirren 1900 leitete er persönlich die Verteidigung seiner großen Gemeinde Ma tschang mit solcher Umsicht und Kaltblütigkeit, daß es den Boxern nicht nur unmöglich wurde, ins Dorf einzudringen, daß sie sich im Gegenteil blutige Köpfe holten. Während eines Sturmangriffes erhielt Giesen einen Schuß ins Bein. Er ließ sich nichts anmerken, hielt tapfer auf dem Dorfwalle aus und verhinderte dadurch eine Panik unter den Christen. Nach einiger Zeit fiel er auf einem Versehgange den Unholden wehrlos in die Hände. Sie versetzten ihm einen Säbelhieb am Kopfe und ließen ihn für tot liegen.

Bischof Giesen hat mit der ihm eigenen Festigkeit jede Unordnung und jede Ungehörigkeit beseitigt, die eine leicht erklärliche Folge der Boxerwirren waren. Er hat sich ferner unstreitige Verdienste dadurch erworben,

daß er Klarheit in die Verwaltung brachte und eine straffe Organisation schuf. Das war besonders wichtig, weil sich sein Missionspersonal, speziell in den ersten Jahren, aus den verschiedensten Nationen zusammensetzte: Italiener, Österreicher und Holländer.

Die Nachteile eines solchen Missionsbetriebes liegen auf der Hand und hatten seit längerem der S. Congregatio Veranlassung gegeben, einzelne Missionsgebiete bestimmten Nationen zuzuteilen. So wurde dann auch durch Dekret vom 16. April 1904 das „Vikariat Nord-Schantung" den deutschen Franziskanern aus der sächsischen Ordensprovinz übertragen.

Die Provinzleitung arbeitete mit Bischof Giesen Hand in Hand, sodaß schon Ende desselben Jahres die erste Expedition von 5 deutschen Patres in Schantung eintreffen konnte. Zwei andere Patres, schon seit längeren Jahren in anderen Missionen tätig, waren kurz vorher in die neue Mission abberufen worden. Und dann sind fast Jahr für Jahr weitere Kräfte aus der Heimat eingetroffen, deren Namen hier nicht aufgeführt zu werden brauchen. Infolgedessen konnten die Angehörigen der übrigen Nationen, soweit sie nicht unterdessen gestorben waren, zurückgezogen werden. Damit war die Grundlage für eine einheitliche, zielbewußte Missionsarbeit geschaffen.

Während des Weltkrieges hat sich Bischof Giesen fraglos den Dank der deutschen Patres verdient, nicht nur durch seine objektive, gerechte Beurteilung und Würdigung der Ereignisse, sondern vor allem auch durch sein kluges und energisches Vorgehen für ihren Schutz und für ihre Sicherheit. Bei Ausweisung der Deutschen aus China im Jahre 1919 hat Bischof Giesen eine Tatkraft und Überlegung an den Tag gelegt, die uns alle in Erstaunen setzte und uns allen den Schmerz und die Schmach der Deportierung erspart hat. Bei dieser Gelegenheit hat sich Bischof Giesen, damals schon schwer leidend, infolge der ganz außergewöhnlichen physischen Anstrengungen im Interesse der Mission und der deutschen Patres den Tod geholt. Er starb am 6. August 1919.

Zur Beurteilung und Würdigung seiner Leistungen genügt es, folgende Zahlen anzuführen. Bei Übernahme des Vikariates 1903 zählte die Mission 17500 Getaufte, bei seinem Tode (1919) 41 497 Getaufte und 14 154 Katechumenen.

Bischof Adalbert Schmücker, der erste deutsche Leiter der Mission, in Rom ernannt am 2. August 1920, erhielt die Ernennungsbulle am 24. Mai 1921. Das Vikariat befand sich damals infolge des verlorenen Krieges in verzweifelter Lage. Die Mission ganz mittellos — dazu eine drückende Schuldenlast, für deren Tilgung sich kein Ausweg zu finden schien — in Deutschland die Inflation! Wahrlich es gehörte ein gutes Maß von Mut dazu, in solchen Zeiten die Last des Episkopates auf seine Schulter zu nehmen. Dank der Hilfe des gütigen Gottes, dank der Großmut unserer amerikanischen Mitbrüder, dank der außerordentlichen Opferwilligkeit unserer

Provinz, und nicht zuletzt, dank der Treue unserer Wohltäter in Deutschland sind wir diese Last allmählich losgeworden!

In neuester Zeit wurden die Namen der chinesischen Vikariate, hauptsächlich wegen der geplanten Teilungen der Missionsgebiete, durch römischen Erlaß nach Städtenamen abgeändert. Infolgedessen erhielt unser Vikariat die neue Bezeichnung: „Apostolisches Vikariat von Tsinanfu.

Bischof Schmücker starb nach längerem, schweren Leiden am 8. August 1927.

Die von den deutschen Patres während mehr als 20 Jahren geleistete Arbeit soll durch einige Zahlen veranschaulicht werden. Die Mission zählte im Jahre

	Getaufte	Katechumenen		Getaufte	Katechumenen
1905	19 317	15 093	1920	42 065	11 329
1910	28 615	18 620	1925	55 793	15 858
1915	35 856	18 121	1927	57 224	16 285

Die Zahlen der Getauften zeigen die Mission unstreitig in aufsteigender Bewegung und berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. Die Zahlen der Katechumenen zeigen ein wechselndes Bild. Es ist aber zu beachten, daß wir infolge unserer Erfahrungen nur jene Katechumenen in den Statistiken aufführen, die zur Hoffnung berechtigen, daß sie im Glauben treu bleiben. Die rechte Gesinnung der Katechumenen aber und die Ausdauer im Glauben finden selbstverständlich ihren Ausdruck nur in den Zahlen der Getauften.

Um ein Urteil über die Qualität unserer Christen, d. h. über ihr religiöses Leben zu ermöglichen, soll nur auf den Sakramentenempfang hingewiesen werden, der unstreitig einen guten Gradmesser bildet. In früheren Zeiten fanden sich z. B. nicht wenige Neuchristen, die nach Empfang der Taufe wegen ungenügender Kenntnisse lange Zeit weder beichteten noch kommunizierten. Andere beichteten zwar gut oder schlecht, wurden aber aus demselben Grunde jahrelang nicht zur heiligen Kommunion zugelassen. Man möge deswegen nicht vergessen, daß sich hinter den aufsteigenden Zahlen der Beichten und Kommunionen, sei es der jährlichen, sei es der übrigen, eine Unsumme von Arbeit verbirgt, wodurch unsere Christen erst zum häufigen Sakramentenempfange disponiert werden mußten!

	Jahres-beichten	Oster-kommunionen	Andachts-beichten	Andachts-kommunionen
1905	12 419	8 418	30 356	28 857
1910	18 875	13 750	63 274	92 464
1915	24 323	22 117	100 308	189 078
1920	27 513	25 662	137 754	318 897
1925	35 135	33 274	170 203	329 030
1927	35 353	33 788	186 177	453 924

Man möge nun nicht glauben, mit Predigen, Taufen und Beichthören seien der missionarischen Arbeit die Grenzen gezogen! Schon die Hauptaufgabe, dem göttlichen Hirten immer neue Schäflein zuzuführen, bedingt eine Unsumme weiterer Anstrengungen und Leistungen. Hinzu kommt der Unterricht der Jugend, die Heranbildung eines einheimischen Klerus, die sittliche und materielle Hebung unserer Christen, damit die Zukunft des Katholizismus in China sichergestellt werde. Zur Veranschaulichung eines modernen Missionsbetriebes, der, wohlbemerkt, bei uns wie bei allen katholischen Missionen noch weit hinter dem Notwendigen zurückbleibt, mögen folgende Angaben dienen:

Missionszustand vom Jahre 1927.

41 ausländische Franziskaner-Missionare
35 chinesische Priester
4 europäische Laienbrüder
11 Schwestern „Missionärinnen Mariens" (5 Chinesinnen)
9 Franziskanerinnen für Krankenpflege
2 weltliche Krankenpflegerinnen
252 Lehrer und Lehrerinnen
437 Katechisten und Katechistinnen
148 Täufer
886 Gemeinden, in denen Mission gehalten wird
2235 andere Gemeinden
48 Kirchen — Kapellen verbunden mit Residenz eines Missionars
498 andere Kirchen und Kapellen
465 Gebetshäuser (Eigentum der Christen)
1 Kleines Seminar mit 55 Seminaristen
1 Regional-Seminar mit 35 Seminaristen
2 Normalschulen mit 89 Schüler und 85 Schülerinnen
99 Elementarschulen mit 1157 Schüler und 393 Schülerinnen
201 Katechismusschulen mit 15 693 Schüler und 1674 Schülerinnen
1 Krankenhaus; verpflegte Kranke 37 758
3 Armenapotheken; verpflegte Kranke 26 753
2 Greisenasyle: 54 Greise und 26 Greisinnen
4 Waisenhäuser mit 12 Knaben und 238 Mädchen
492 Waisenkinder auf Kosten der Mission in christlichen Familien verpflegt
1 Druckerei
2 Arbeitsschulen mit 165 Mädchen
4 Katechistenschulen mit 58 Schülern und 34 Schülerinnen.

Bischof Ephrem Giesen mit seinen Missionaren im Jahre 1908, darunter 18 deutsche Franziskaner (Zu Seite 61—62).

Viertes Kapitel.

Gewinnung von Neuchristen. — Missionsmethode.

Der Missionar hat seine Sendung von Jesus Christus. Sie stützt sich auf das Wort (Matth. 28): „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden. Gehet also hin und lehret alle Völker und taufet sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes; und lehret sie alles halten, was ich Euch befohlen habe! Und siehe, ich bin bei Euch alle Tage bis ans Ende der Welt!“

Die Gewinnung von Neuchristen bildet ohne Zweifel die erste und vornehmste Aufgabe des Missionars. Wollte er sich auf die Pastorierung der schon Getauften beschränken, so trüge er seinen Namen zu Unrecht. Wollte er untätig zu Hause sitzen und warten, bis die Heiden selbst sich zum Christentume entschließen, so zeigte er sich seines Namens unwürdig. Nein, er soll hinauseilen auf die Gassen, an die Zäune und auf die Straßen, und die Armen und Blinden und Schwachen herbeiführen, damit das Haus Gottes voll werde. Christus hat seinen Aposteln den Auftrag gegeben, allen Menschen das Evangelium zu verkünden. Damit hat er auch allen Völkern den Beruf zum Christentume geschenkt. (I. Tim. 2, 4) „Gott will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntnis der Wahrheit gelangen!“ Der Missionar braucht also vor den Schwierigkeiten seines Berufes nicht zurückzuschrecken. Gewiß, das Bekehrungswerk an den Chinesen ist schwierig, und mancher Missionar möchte mit den Aposteln bekennen: „Ich habe die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen!“ Durch solche Erfahrungen aber, die übrigens jeder Seelsorger machen muß, wird er sich in seinem Bekehrungswerk nicht entmutigen lassen.

Zur Erläuterung des Bekehrungsprozesses zunächst eine Bemerkung. Man gebe sich nicht der Täuschung hin, das heidnische Volk trage ein großes Verlangen nach dem Christentume in sich! Auch die Vorstellung, als ob die Heiden sich in ihrem Heidentume recht unglücklich und seelisch gedrückt fühlten, entspricht keineswegs den Tatsachen. Infolge religiöser Unwissenheit und Gleichgültigkeit, infolge rein materialistischen Denkens und Strebens findet man keine Zeit nachzudenken über Gott, den eigenen Ursprung, über Ziel und Zweck auf Erden. Selbst im Tode

wird es nicht anders. Es ist erstanlich, mit welcher Ruhe und Sorglosigkeit der Heide dem Tode ins Auge schaut und aus dieser Welt scheidet. In der glücklichen Gewißheit, daß ein guter Sarg längst bereit steht, und in Erwartung eines feierlichen Begräbnisses mit Musik und Böllerschießen und allem möglichen Lärm zu seiner Ehre liegt der Heide ganz zufrieden auf dem Sterbebette und sieht mit stoischer Ruhe der Entwicklung der Ereignisse entgegen.

Allerdings gibt es einige wenige gute Heiden, denen die Haltlosigkeit des Heidentums einleuchtet. Sie forschen unablässig nach der Wahrheit, schließen sich meist geheimen Sekten an, bis sie endlich, unbefriedigt von allem, nach katholischen Büchern greifen, die Wahrheit finden und um Aufnahme ins Christentum bitten. Das sind aber, wohlgemerkt, seltene Ausnahmen. Für gewöhnlich muß man die Leute erst aus ihrer religiösen Gleichgültigkeit aufrütteln und ihnen die Falschheit ihrer heidnischen Lehren überzeugend vor Augen führen. Bei dieser Arbeit kommen verschiedene Methoden zur Anwendung. Die erste Methode, die indirekte, besteht in der Schaffung einer günstigen Stimmung für das Christentum. Sie bereitet gleichsam das Terrain für Aufnahme des göttlichen Samenkornes vor. Diese Methode ist außerordentlich bedeutsam, bisweilen ist sie unerläßlich notwendig.

Es sind nämlich seit langem teils von der Regierung, teils von den alten Gelehrten und christenfeindlichen Heiden schlimme Verdächtigungen und böswillige Anklagen gegen das Christentum unter dem Volke verbreitet. Man hat z. B. die christliche Liebestätigkeit an den armen, ausgesetzten Kindern zu der Anklage verdreht, die Missionare töteten diese Kinder und bereiteten aus ihren Augen und Herzen Medizinen. Wahrscheinlich erklärt sich diese Verdächtigung aus der großen Sterblichkeit unter den Waisenkindern, die bei den meist kranken und vernachlässigten ausgesetzten Kindern nicht wunder nehmen kann.

Ferner hat man die Zeremonien der letzten Ölung zu der sinnlosen Anklage verwertet, der Priester reiße den Sterbenden Herz und Auge aus. Noch im Jahre 1927 während der bolschewistischen Kämpfe im Süden sind diese Anklagen erhoben worden.

Aus diesen Gründen geben wir den heidnischen Verwandten absichtlich Gelegenheit, sich von der guten Behandlung unserer Waisenkinder zu überzeugen. Auch bei Spendung der letzten Ölung werden die Heiden mit Absicht zugelassen. Die Masse des Volkes übrigens weiß seit langem um die Grundlosigkeit aller dieser Anklagen. Dennoch benutzen böse Zungen immer und immer wieder die Zeiten der Unruhe und öffentlichen Unglückes zu solchen Anschuldigungen, und immer wieder finden sie einfältige Gläubige. Darum ist die Zerstreuung derartiger Vorurteile und die Schaffung einer günstigen Meinung vom Christentum unter dem Volke eine der wichtigsten Missionsaufgaben.

Die zweite Sorge des Missionars bezweckt das Bekanntwerden der christlichen Religion. Auch wer sich nicht für öffentliche Reklame begeistern kann, wird doch das Unbekanntsein der katholischen Religion zweifellos als eines der stärksten Hindernisse für ihre Verbreitung beurteilen müssen. Was in dieser Beziehung geleistet und erreicht werden kann, hat das Wirken des Lazaristenpaters Lebbe in Tientsin bewiesen. Ich persönlich habe viele Beamte und Angehörige der besseren Stände kennengelernt, die durch persönlichen Verkehr mit ihm, durch Anhören seiner Vorträge, durch Lesen seiner Schriften von der Wahrheit des katholischen Glaubens vollständig überzeugt worden waren. Wenn sich auch bisher keiner von ihnen bekehrte aus Gründen, die noch klargelegt werden, war doch die Arbeit des P. Lebbe keineswegs vergebens. Schon allein die günstige Beurteilung der katholischen Kirche, das Bekanntwerden ihrer Lehren und Einrichtungen sind von nicht zu unterschätzender Bedeutung.

So sucht denn jeder Missionar durch Verbreitung von Schriften religiösen und besonders apologetischen Inhaltes die katholische Kirche dem Volke immer mehr bekannt zu machen. In dieser Hinsicht wird viel gearbeitet. Zu bedauern ist, daß uns für diese Zwecke noch die katholische Presse fehlt.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist es für den Missionar, durch persönlichen Verkehr Vertrauen zu gewinnen. Vielfach wagen die Leute aus einer gewissen Scheu nicht, sich dem Missionar zu nähern. Nach Überwindung dieser Zurückhaltung gelingt es in vielen Fällen, die Leute für den Glauben zu gewinnen. In unserem Vikariate pflegen die Heiden an manchen Orten dem Priester zur Zeit der Mission einen Besuch abzustatten. Das ist eine ausgezeichnete Gelegenheit, durch freundliche Gespräche ihre Aufmerksamkeit auf die christliche Religion zu lenken. Der Missionar kann aber auch seinerseits bei dieser Gelegenheit ganz gut den heidnischen Dorfvorsteher und die Literaten des Ortes zu einem Besuche einladen. Diese Leute fassen es als eine Ehre auf, wenn der Missionar ihnen eine Tasse Thee vorsetzen läßt und ihnen eine Zigarette zu rauchen gibt. Wenn man sie dadurch auch nicht zum Glauben bekehrt, ist die Einladung doch nicht vergebens. Denn sie besitzen meist bedeutenden Einfluß, und wenn sie zu unseren Freunden geworden sind, ist damit zwischen Christen und Heiden ein gutes Verhältnis geschaffen. Ich selbst habe vor langen Jahren folgenden Fall erlebt. In einem Dorfe neigte eine Reihe Familien zur Annahme des Christentums. Die Sache wollte aber nicht recht in Fluß kommen, weil ein reicher Heide fortwährend drohende Bemerkungen gegen meinen Katechisten machte. Ein naher Verwandter dieses Heiden war mein Nachbar und verkehrte sehr freundschaftlich mit mir. Mein Entschluß war sogleich gefaßt: Wenn der Heide einmal auf Besuch zu meinem Nachbar kommt, werde ich ihn auf-

suchen! Das glückte mir schon bald. Bei der Vorstellung drückte ich meine Freude aus, einen Mann endlich kennen zu lernen, von dem ich schon so vieles Gute gehört habe. Obschon wir dann nur von gleichgültigen Dingen geredet hatten, war der Mann nach der Rückkehr voll des Lobes über unsere Unterredung und behandelte meinen Katechisten mit ausgesuchter Höflichkeit, so daß die Gründung der neuen Gemeinde ohne Mühe gelang. Sein Verwandter, mein Nachbar, war in früheren Jahren gleichfalls ein ausgesprochener Gegner der Mission. Ihn gewann ich auf folgende Weise. Ich baute damals ein europäisches Haus. Eines Mittags hielt mein Nachbar die Gelegenheit für günstig, unbemerkt seine Neugierde zu befriedigen. Ich hatte ihn aber doch bemerkt, trat sogleich heraus, zeigte ihm den Neubau und lud ihn zu einer Unterhaltung in meine Wohnung ein. Von diesem Tage an war er nicht nur vollständig umgewandelt, sondern machte auch noch verschiedene andere Gegner der Mission mit mir bekannt und zu meinen besten Freunden.

So sind Leutseligkeit und freundliches Wesen für einen Missionar von der größten Bedeutung. Es bedarf vielfach nur einer Kleinigkeit, wie das Vorzeigen von Bildern und anderen europäischen Gegenständen, um mit den Leuten bekannt zu werden und ihr Vertrauen zu gewinnen. Der Schritt zur Bekehrung ist dann in manchen Fällen leicht getan. Oder der Missionar spricht auf dem Spaziergange die Leute freundlich an, erkundigt sich nach ihren Sorgen und Nöten. Das erobert ihm im Fluge die Herzen der braven Bauersleute, und kann er dann leicht einige Worte über die Religion einflechten. Das sind Gelegenheiten, gute Samenkörner auszustreuen, die sich kein Missionar entgehen läßt. Wenn der Same auch nicht sofort aufgeht, ist er doch vielleicht auf gutes Erdreich gefallen und wird dann später schon keimen und wachsen.

Es kommt nur darauf an, immer die gute Gelegenheit wahrzunehmen und ohne Zaudern zu handeln. Ein freundlicher, leutseliger Missionar kann durch einige Worte außerordentlich viel wirken. Es gibt Missionare, denen die guten Leute zuströmen, weil ihnen ein guter Ruf vorausgeht, und die Leute von ihrer Herzensgüte und ihrem Verständnis überzeugt sind. Kenntnis der Sprache, der Sitten, Gebräuche und Anschauungen des Volkes sind eine Selbstverständlichkeit. Je mehr Erfahrungen und Kenntnisse ein Missionar in diesen Dingen besitzt, um so mehr kann er wirken.

Nicht wenig tragen die Werke der christlichen Karitas zur Schaffung einer günstigen Volksstimmung bei. So die Errichtung von Krankenhäusern, Verabreichen von Medizinen an arme Kranke, Almosen, Waisenhäuser, Greisenasyle, Schulen und drgl. Gerade diese Liebestätigkeit macht auf ein Volk, das niemals Liebe erfährt, das im Gegenteil mit der größten Rücksichtslosigkeit und Brutalität behandelt wird, den besten Eindruck und drängt viele zum Anschlusse an das Christentum. Reiche Heiden, sogar Mandarinsfamilien, schicken ihre Kinder gerne in unsere Schulen.

Sie wissen, die Kinder sind dort gegen viele sittliche Gefahren geschützt; sie werden dort auch weit mehr zur Arbeit und Ordnung erzogen als in den heidnischen Schulen. Und wenn der Missionar in seiner freien Zeit solche heidnische Kinder in einer fremden Sprache unterrichtet, so ist auch diese Zeit gut angewandt. Werden diese Kinder und ihre Verwandten auch nicht christlich, so bleiben sie doch meist der Mission zeitlebens gewogen.

Freilich erlebt der Missionar trotz aller günstigen Stimmung, trotz allen Ansehens bei den Heiden immer und immer wieder Enttäuschungen. So wurde ich einmal auf einer Missionsreise von den Bewohnern eines heidnischen Dorfes, die zufällig von meiner Durchreise Kunde erhalten hatten, zu einer kleinen Rast eingeladen. Im Orte hatte in früheren Zeiten eine christliche Gemeinde bestanden, so daß das Christentum noch in bestem Andenken war. Sie geleiteten mich zum Kirchplatze und den früheren Wohnungen der Christen. Mit großer Genugtuung erzählten sie von dem guten Verhältnisse, das nach den Überlieferungen ihrer Vorfahren immer zwischen Christen und Heiden gewesen war. Sie zeigten sich mir gegenüber außerordentlich höflich und zutraulich. Aber meine Bemühungen, diese glücklichen Umstände zu ihrer Bekehrung zu benutzen, waren erfolglos. Es blieb bei höflichen Worten, weil sehr vielen der Mut zur Überwindung der Hindernisse fehlt. Gewisse Laster machen die Bekehrung trotz klarster Überzeugung und trotz aller Hochschätzung der christlichen Lehre durchweg unmöglich. Bei den einen ist es die Polygamie, bei den anderen die Sucht nach irdischem Besitze oder ungerecht erworbenes Hab und Gut. Nicht als ob sie diese Laster nicht ablegen könnten! Aber die menschliche Schwäche und die Macht der Leidenschaft sind bei ihnen so groß, daß sie zu keinem mannfesten Entschlusse kommen. Sie begnügen sich mit anerkennenden Worten, verkehren freundschaftlich mit dem Missionar, und im übrigen gilt ihnen das Irdische mehr als das Ewige. Einmal besuchte ich zusammen mit einem chinesischen Priester den Kreismandarin von Lau ling, der sich mit der höchsten Anerkennung über die katholische Kirche aussprach und offen erklärte: „Die katholische Religion ist die wahre; außerhalb derselben gibt es keine Rettung. Davon bin ich vollständig überzeugt!“ Er hatte seine Überzeugung aus katholischen Büchern gewonnen und wußte in allem gut Bescheid. Vor anderen gab er seiner inneren Überzeugung immer unumwunden Ausdruck. Aber er kannte auch den Unterschied zwischen der katholischen Lehre und seinem Leben, und zu diesem Ausgleich fand er nicht den Mut.

Noch weiter ging ein früherer Mandarin von U tscheng. Bei seinen Besuchen in der Mission sprach er in unseren Schulen und im Waisenhause regelmäßig von der Erhabenheit des katholischen Glaubens und ermahnte die Kinder zur treuen Erfüllung ihrer Christenpflichten. Zu

den hohen Festtagen erschien er entweder persönlich in der Kirche, oder er schickte einige Polizisten zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Für die kirchlichen Feierlichkeiten spendete er jedesmal 30 Dollars. Als später die Räuber in seinen Kreis einzudringen drohten, machte er dem hochheiligsten Herzen Jesu ein Gelübde. Für den Fall göttlicher Hülfe versprach er eine Spende von 100 Dollars an die Mission. Er fand wirklich Erhörung und hielt sein Versprechen. Aber auch er machte nicht Ernst mit seiner Überzeugung und blieb Heide. Als Heiden redet ihnen niemand ins Gewissen, sie können tun und lassen, was sie wollen. Sie wissen nur zu gut, daß das Christentum die Erfüllung zahlreicher Pflichten fordert. Viele fürchten auch Bedrückung und Feindschaft vonseiten der Heiden. Andere mißachten das Christentum wegen der Armut seiner Bekenner oder infolge der landläufigen Verleumdungen. Einige sagen zu ihrer Entschuldigung, sie könnten doch nicht etwas anderes glauben als ihre Vorfahren; oder sie dürften doch ihre Ahnen nicht ohne die gebräuchlichen Totenopfer lassen. In diesen Fällen ist meist jede Bekehrung wirkungslos, und alle Mühe ist verloren. In großen Städten nehmen die Leute vielfach Anstoß und Ärgernis an dem Leben der dort wohnenden Ausländer. Was sie da beobachten, ist allerdings dazu angetan, ihnen das Christentum in einem ungünstigen Lichte zu zeigen. Das anstößige Leben sovieler Ausländer in China zerstört oft in kurzer Zeit, was der Missionar in langen Jahren und mit vieler Mühe aufgebaut hat. Ja, manche Ausländer sprechen offen vor den Heiden mit der größten Verachtung über die Missionare und warnen das Volk vor dem Christentume.

Die bis jetzt besprochenen Mittel schaffen durchweg nur erst die Vorbedingungen für das Bekehrungswerk. Sie vollbringen gleichsam die Arbeit eines Landmannes, der seinen Acker für die Aussaat zubereitet. Das Haupt-Mittel aber für die Glaubensverbreitung ist die öffentliche Predigt des göttlichen Wortes. Sie ist das Ausstreuen der göttlichen Samenkörner.

Der Missionar findet bei seinen Besuchen in den Christengemeinden die beste Gelegenheit, die Heiden zu sich einzuladen und den Boden für die Predigt vorzubereiten. Zuerst redet man von gleichgültigen Dingen, von ihren häuslichen Freuden und Sorgen, um dann die Rede geschickt auf religiöse Gegenstände zu lenken. Auf gelehrte Reden kommt es nicht an und ein Zuviel ist gleichfalls von Nachteil. Man macht den Leuten die eine oder andere leicht verständliche Religionswahrheit klar, sucht an Vorstellungen ihres Glaubens anzuknüpfen, um zum Schlusse die Bitte auszusprechen, sich mit den Angehörigen wegen Annahme des christlichen Glaubens zu beraten. Das gleiche Verfahren beobachtet der Missionar bei seinen Reisen auf der Eisenbahn oder bei einer Rast in der Herberge. Dort versammeln sich die Leute mit Vorliebe um den europäischen Missionar, sprechen mit ihm und stellen Fragen. Der Missionar

empfängt sie mit Liebe, beantwortet bereitwillig ihre Fragen, geht auf ihre Gedanken ein und gibt ihnen ein „Gesicht". Dieses Benehmen verbunden mit einem kurzen religiösen Vortrage hat bisweilen gute Wirkungen.

Vor allem aber muß sich der Missionar immer und immer wieder umhören, er muß Erkundigungen einziehen, ob und wo irgend in einem Dorfe sich glaubenswillige Leute finden und Aussicht auf Gründung einer Gemeinde besteht. Einer unserer chinesischen Priester pflegt seit Jahren zuerst durch einen Diener oder Katechisten mit dem betreffenden Ortsvorsteher zu verhandeln. Bei solchem Entgegenkommen von unserer Seite bieten die heidnischen Ortsvorsteher im allgemeinen gern ihre Hand zum Zustandekommen einer Predigt. Sie benachrichtigen die Leute, sie sorgen für einen geeigneten Raum und verhindern Störungen. Mit dieser Praxis haben auch andere gute Erfahrungen gemacht. Einfacher ist die Sache, wenn die Heiden, was nicht selten geschieht, aus sich selbst um eine Predigt bitten. In einem solchen Falle kommt natürlich viel auf die Geschicklichkeit und das Benehmen des Katechisten an. Hat er einigemal gepredigt und geneigtes Gehör gefunden, so kündet er den Besuch des Missionars an. Nach Vorbereitungen dieser Art steht für gewöhnlich der Predigt des Missionars nichts mehr im Wege. Viel kommt auf die Art und den Inhalt der ersten Predigt an. Es wäre ganz verfehlt, sogleich im Anfange von der Torheit des Heidentums zu reden. Am besten zeigt man zuerst, daß die katholische Religion ihre Anhänger zu guten, braven Menschen macht; erzählt von dem einen wahren Gotte, der alle erschaffen hat und alle gleichmäßig liebt; erzählt weiter vom Erlöser, der für alle gleichmäßig den Erlösungstod gestorben ist und alle ewig selig machen will. Füglicherweise greift der Vortrag dann zurück auf den ursprünglichen Glauben ihrer Vorfahren und die uralten Überlieferungen, die ihnen allen noch geläufig sind. Man weist nach, daß auch ihre Vorfahren schon Kenntnis hatten von einem höchsten Wesen und von der Ewigkeit. Man kann auch recht wohl eingehen auf ihr trauriges Erdenlos: wie sie Tag für Tag so schwer arbeiten, wie sie ständig in Sorgen leben um das tägliche Brot, wie sie so wenig Liebe erfahren. Dann redet man von der Liebe Gottes zu allen Menschen, von dem ewigen Glücke, das Gott auch ihnen schenken will. Die Traurigkeit dieses Erdenlebens leuchtet auch den Heiden ein für den Fall, daß es keine Ewigkeit und keine ewige Glückseligkeit gibt. Bei solchen Predigten steigen den Zuhörern Zweifel und Schwierigkeiten im allgemeinen nicht auf; sie empfinden vielmehr Bewunderung und Hochachtung, weil es sich meist um religiös verwahrloste, gute und einfältige Menschen handelt, die für die Wahrheit noch recht empfänglich sind.

Nur darf die erste Predigt nicht zu lang sein, weil die Leute an längere Reden und an eigenes Nachdenken nicht gewöhnt sind, so daß

der erste Vortrag in Form einer gemütlichen Unterhaltung stattfindet. Aber schon nach einer zweiten oder dritten Predigt darf man die Frage stellen, ob sie nicht für längere Zeit einen Katechisten wünschen, damit er ihnen alle Wahrheiten eingehend erkläre. Wird ein Katechist gewünscht, darf der Missionar vor allem nicht die Erklärung vergessen, daß ihnen das Christwerden nichts kostet, daß der Missionar es also nicht auf ihr Hab und Gut, sondern einzig auf ihr ewiges Glück abgesehen hat. Die Erzählung von der Opferwilligkeit unzähliger guter Katholiken in Europa, die den Missionar für Gottes Lohn instand setzen, ihnen das zeitliche und ewige Glück zu bringen, nimmt für gewöhnlich die letzten Bedenken, und macht das Feld frei für die Arbeit des Katechisten, der bei den Leuten wohnen, ihnen täglich die Wahrheit verkünden und sie in allem unterrichten kann.

Wichtig ist nur, daß der Katechist sofort mit der Arbeit beginnt. Jeder Aufschub läßt bald Gras über die vorhandene Bereitwilligkeit wachsen, und wenn dem Missionar bei solchen Gelegenheiten keine Katechisten oder nicht die nötigen Mittel zur Verfügung stehen, war alle Mühe und Arbeit umsonst.

Nach der Volkssitte erscheinen die Frauen im Anfange meist nicht bei der Predigt des Missionars. Sie müssen eigens durch Frauen-Katechistinnen, durch unsere sogenannten Jungfrauen, unterrichtet werden. Erst wenn sie schon einigen Unterricht genossen haben, und wenn der Missionar im Dorfe schon mehr bekannt geworden ist, werden auch sie dem Missionar vorgestellt, wobei sie meist große Scheu und Zurückhaltung zeigen, bis sie allmählich zutraulicher werden. Übrigens findet man heute schon Frauen, die vor dem ausländischen Missionar nicht die geringste Scheu zeigen; die Zeiten sind eben andere geworden. So sind in einem kleinen Teile unseres Vikariates die Frauen abweichend von der allgemeinen Volkssitte außerordentlich selbständig und kennen keine Schüchternheit. Der Unterricht der Frauen erfordert ganz besondere Sorgfalt, weil, wenn sie die Annahme des christlichen Glaubens verweigern, niemals eine gute Gemeinde zustande kommt!

Bei einer größeren Anzahl von Katechumenen müssen also zwei Katechisten angestellt werden, einer für die Männer und Knaben und eine Katechistin für die Frauen und Mädchen. Die Unwissenheit und Beschränktheit der Leute, ihre vielen Schwächen und Fehler, die große Verschiedenheit der Charaktere stellen an den Opfermut der Katechisten außerordentliche Anforderungen. Für sie heißt es immer, Festigkeit mit Güte verbinden! Begreiflicherweise überlegt der Missionar in zahlreichen Fragen mit erfahrenen Katechisten, er tauscht mit ihnen seine Erfahrungen aus, um immer neue Mittel und Wege für die Verbreitung des Glaubens zu finden und die entsprechenden Entschlüsse zu fassen. Gute, erfahrene

Katechisten sind für den Missionar ein unersetzliches Kapital und ein unbezahlbarer Schatz.

Von folgenschwerer Bedeutung für die Glaubensverbreitung ist die Mithilfe unserer Christen, die ja ohne Ausnahme Verwandte, Freunde und Bekannte unter den Heiden haben. Überzeugungstreue Christen, die nach ihrem Glauben leben, die vor allem von Liebe zu Gott und ihren Mitmenschen erfüllt sind, bereden leicht ihre heidnischen Angehörigen zur Annahme des Christentums. In dieser Beziehung zeigen sich die Neuchristen meist viel eifriger als unsere Altchristen, die vielfach mit einem gewissen Hochmute auf andere herabschauen. Katechumenen, die durch Vermittlung von Christen dem Missionar zugeführt werden, entwickeln sich durchweg zu guten und überzeugten Katholiken. Sie schenken dem Missionar leicht Vertrauen, haben an ihren christlichen Verwandten und Bekannten einen starken Halt und kommen fast ausnahmslos aus guten Motiven und ohne Nebengedanken, und der Sinn des Christentums ist ihnen von Anfang an nicht mehr fremd. Ich habe seit langen Jahren die Gewohnheit, sowohl bei alten wie bei neuen Christen, recht oft im Jahre und bei jeder passenden Gelegenheit in der Predigt ihnen die Pflicht zur Mithilfe an der Bekehrung ihres Volkes vorzuhalten. Damit habe ich immer gute Erfahrungen gemacht. Auch in der Beichte findet man dazu reichlich Gelegenheit. Jeder Seelsorger wird zugeben, daß diese Erziehungsmethode auch auf die Christen selbst den heilsamsten Einfluß ausübt. Je mehr sie begeistert werden für die Rettung ihrer Mitmenschen, desto mehr wachsen sie selber im Glauben, und desto besser wird ihr sittlich-religiöses Verhalten. Der Seeleneifer, den man in einer Gemeinde weckt, trägt am ehesten zur sittlichen Hebung und Erneuerung bei.

Freilich sind unsere Christen im allgemeinen für diese Werbetätigkeit allzu ungebildet und unwissend, so daß die Tätigkeit und Erziehungsarbeit des Missionars nachhelften muß indem er den Christen immer wieder im einzelnen klar macht, welche Wahrheiten sie den Heiden in erster Linie vortragen sollen, welche Worte und Beweisgründe sie gebrauchen, und mit welchen Beispielen sie diese oder jene Wahrheit am besten erläutern können. Nur solch praktische Unterweisungen haben Erfolg.

Vielen unserer Christen ist die Gabe des Wortes nicht gegeben; auch durch Unterricht ist da nicht viel zu erreichen. Manche, z. B. die Frauen, haben auch wenig Gelegenheit auf andere einzuwirken. Auch alle diese erzieht der Missionar dazu, auf ihre Weise am Werke der Glaubensverbreitung mitzuhelfen. Er ermahnt sie zu täglichem Gebet für die Bekehrung der Heiden und zur mittelbaren Predigt des Christentums durch ein gutes Beispiel. Auf diese Weise können auch sie vielen Heiden die Gnade des Glaubens erflehen und viele zur Seligkeit führen. Das

allgemeine und ständige Gebet für die Bekehrung der Heiden wird von unseren Christen gerne geübt, besonders wenn der Missionar ab und zu eine eigene und entsprechende Andacht einlegt.

Seit einigen Jahren ist in unserer Mission in dieser Richtung ein ganz bedeutsamer Schritt getan worden: wir haben überall, bei alten und neuen Christen, den Missionsverein eingeführt. Dadurch werden unsere Christen systematisch dazu erzogen, sowohl unaufhörlich für ihre heidnischen Brüder zu beten, als auch ihrerseits schon jetzt ihr Scherflein für deren Rettung beizutragen. Bei Einführung des Missionsvereins haben wir keine ernsten Schwierigkeiten gefunden trotz der Armut und trotz der bekannten Habsucht der Chinesen. Alte und neue Christen zahlen gerne ihren monatlichen Beitrag. Derselbe ist nach europäischen Begriffen allerdings sehr minimal berechnet. Es kommt uns aber nicht so sehr auf den pekuniären Ertrag des Vereins an, als vielmehr auf das erzieherische Moment. Unsere Christen sollen lernen, die Bekehrung ihres Volkes als ihre eigene Aufgabe zu betrachten, und sie sollen schon jetzt praktisch dabei mittun. Die Entwicklung des Vereins kennzeichnen folgende Zahlen:

Jm Jahre	1922—23	Mitglieder	3424	Beiträge	2656,880	Sapeken
„ „	1923—24	„	4896	„	4869,640	„
„ „	1924—25	„	5870	„	6136,080	„
„ „	1925—26	„	6239	„	6388,320	„

Je 1 000 Sapeken in Kupfer bilden 1 Tian mit vielfach wechselndem Kurs. Bei der gegenwärtigen Entwertung der Kupfermünze gelten 6388,320 Sapeken rund 1 000 mexikanische Dollars. Die obigen Zahlen reden immerhin von dem wachsenden Verständnisse unserer Christen für die geistige Not ihrer heidnischen Mitbürger.

Nun noch ein anderes wirksames Mittel der Glaubensverbreitung. Viele und gewöhnlich ausgezeichnete Katechumenen gewinnt der Missionar durch Heiraten bzw. Verlöbnisse zwischen Christen und Heiden. Es ist den Heiden allgemein bekannt und wird als selbstverständlich hingenommen, daß unsere Christen sich nur mit Christen verheiraten. In Ermangelung einer passenden christlichen Braut suchen nun manche Christen für ihren Sohn ein heidnisches Mädchen. Verlöbnisse werden in China immer von den Eltern geschlossen; die beteiligten Kinder werden für gewöhnlich gar nicht um ihre Meinung gefragt. Wenn nun die heidnischen Eltern auf das Verlöbnis eingehen, so wissen sie von vornherein, daß von ihrer Tochter der Übertritt zum christlichen Glauben gefordert wird. Im allgemeinen machen sie auch wenig Schwierigkeiten, besonders wenn die christliche Familie in gutem Rufe steht und materiell gut gestellt ist. Die Zustimmung wird ihnen noch erleichtert durch voraufgehende Bekanntschaft mit Christen. Jeder Missionar gibt zu solchen Verlöbnissen gerne seine Zustimmung. Das heidnische Mädchen tritt ins

Katechumenat ein, in dem es vor der Heirat gründlich im Glauben unterrichtet wird und das christliche Leben praktisch kennen und ausüben lernt. Solche in den Katechumenaten erzogene Mädchen werden später ausnahmslos gute christliche Frauen und Mütter. Jedenfalls nicht selten bekehrt sich aber in der Folge die ganze Familie der jungen Frau, und sie versteht sich um so lieber dazu, wenn ihre Tochter in der christlichen Familie eine gute Behandlung findet. Vielfach wünschen auch heidnische Familien für ihren Sohn eine christliche Braut. Als Bedingung wird selbstverständlich die Bekehrung der Familie, wenigstens des Bräutigams gefordert. Im letzten Falle ist die katholische Erziehung aller Kinder von den Eltern zu garantieren. Das alles ist notwendig, weil nach chinesischer Volkssitte die Frau in allem ihrem Manne untersteht und ihm zu folgen hat. Ohne Erfüllung dieser Bedingungen könnte die christliche Frau weder ihre religiösen Pflichten erfüllen, noch auch in religiöser Beziehung auf ihre Kinder einwirken. An diesen Bedingungen scheitert vielfach das Zustandekommen des Verlöbnisses. Nicht selten aber wird nicht nur der Bräutigam katholisch, sondern die ganze Familie.

Manche unserer bessergestellten Christen halten sich einen oder mehrere Knechte. Diese Christen ermahnt der Missionar, ihre heidnischen Arbeiter gut zu behandeln, um sie auf diese Weise für das Christentum zu gewinnen. Ich kenne viele Christen, die den Glauben im Dienste einer christlichen Herrschaft gefunden haben. Das gute Beispiel, das sie ständig vor Augen hatten, hat seine Wirkung nicht verfehlt. Auch diese veranlassen in der Folge leicht die Bekehrung ihrer ganzen Familie. In all diesen Fällen kommt es nur darauf an, daß der Missionar die gute Gelegenheit sogleich wahrnimmt, daß er seine Christen immer und immer wieder zur Erfüllung dieser Liebespflicht an andern ermahnt und aufmuntert, und daß er selbst allen Heiden Liebe, Güte und Wohlwollen zeigt.

Bei Gründung einer Neuchristengemeinde ist es immer ein großer Vorteil, wenn einer der Katechumenen in gewissem Ansehen steht, sei es wegen seines Wohlstandes, sei es wegen wissenschaftlicher Bildung. Die übrigen Katechumenen haben an ihm einen Halt. Er selbst geht meist als der Maßgebende in allem mit gutem Beispiele voran. Für gewöhnlich behandelt ihn der Missionar füglich mit besonderer Aufmerksamkeit und überträgt ihm das Amt des Gemeindevorstehers.

Die Arbeit des Missionars hat nicht immer Erfolg. In vielen Fällen ist alles Predigen, alles Aufklären, Ermahnen und Sichabmühen vergeblich. Die Leute zeigen kein Interesse fürs Christentum. Auffallenderweise sind gerade die Heiden in unseren altchristlichen Dörfern der Annahme des Christentums durchaus abgeneigt. Sie sind meist mit der christlichen Lehre ganz vertraut; sie kennen unsere Gebräuche und viele

Gebete so gut wie die Christen, weil sie von Jugend an mit den Christen zusammenleben. Es fehlt ihnen vielfach auch nicht an der inneren Überzeugung. Indessen sie mögen ihre heidnische Freiheit und Ungebundenheit nicht preisgeben. Wir Missionare schreiben diese Erscheinung allgemein dem Mißbrauch der vielen Gnaden zu, wofür Gott sie straft. Daß diese Heiden wirklich überzeugt sind von der Wahrheit der christlichen Religion, erhellt aus der Tatsache, daß viele von ihnen auf dem Sterbebette ihre Seele noch zu retten wünschen und sich taufen lassen. Es gibt bei uns eine ganze Reihe altchristlicher Gemeinden, wo die Heiden fast ausnahmslos, oder doch in großer Zahl im Angesichte des Todes sich bekehren. Auch solchen verirrten Schäflein, die noch in letzter Stunde auf die Stimme des guten Hirten hören, widmet der Missionar gerne seine Liebe und seine Mühe.

Die Wirkungen der göttlichen Gnade zu beobachten finden wir Missionare reichlich Gelegenheit. Oft genug ist jahrelange Arbeit vergebens: nicht ein Heide bekehrt sich. Das Geständnis: „Ich habe die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen" wirkt niederdrückend. Alle unsere Arbeit bleibt erfolglos, wenn die göttliche Gnade nicht hinzukommt und das ihrige tut. Tatsächlich tut die Gnade das meiste! Einer unserer chinesischen Priester hat das einmal in köstlicher Weise ausgesprochen. Er hatte sich seit Jahrzehnten an vielen Orten mit ganz besonderer Liebe und großem Erfolge der Katechumenen angenommen. Als ihm an einem Orte nichts gelang, äußerte er einem Konfrater gegenüber: „Spiritus flat, ubi vult; hûc non flat" — „Der Geist weht, wo er will; hier aber weht er nicht!" Solche Enttäuschungen erlebt jeder Missionar.

Andererseits melden sich oft auf einmal ganze Scharen von Katechumenen ohne jede äußere Veranlassung, und das in Bezirken, wo seit Jahren ohne jeden Erfolg gearbeitet ist. Die Gnade Gottes ist zu den Leuten gekommen, und sie nehmen die Gnade willig und dankbar an. Jeder Missionar fühlt dann auf seinen Schultern eine schwere Verantwortung, denn diese Erscheinung ist hierzulande eine allgemein anerkannte Tatsache. Ebenso allgemein ist die Erscheinung, daß in Dörfern und Gegenden, wo schon einmal das Evangelium ohne Erfolg gepredigt worden ist, es oft Jahrzehnte dauert, bis Gott den Leuten wiederum die Gnade der Glaubenswilligkeit verleiht. So macht auf Schritt und Tritt der Heidenmissionar die Erfahrung: ohne die Gnade Gottes geht es nicht. Täglich tritt ihm sein eigenes Unvermögen und seine Ratlosigkeit lebendig und handgreiflich vor Augen. Immer und immer wieder erlebt er Enttäuschungen. Wieder und wieder sieht er den ganzen Erfolg seiner Arbeiten, Mühen und Sorgen in Frage gestellt. Da bleibt ihm nichts anderes übrig, als demütig hinzutreten vor Gott, demütig Gottes Gnade und Gottes Segen zu erflehen. Notgedrungen bittet er auch um das

Gebet seiner Christen, um das Gebet guter, frommer Seelen in der fernen Heimat.

Man sei in der Heimat nur ja überzeugt: wir Missionare bitten um das Almosen des Gebetes nicht gleichsam gewohnheitsmäßig, nicht des guten Scheines halber, sondern aus innerster Überzeugung heraus, belehrt durch tausend Enttäuschungen, Rückschläge und trübe Erfahrungen! Es ist uns Missionaren wirklich aus dem Herzen gesprochen, wenn wir immer und immer wieder betonen: das Almosen des Gebetes ist ebenso notwendig, ja es ist noch viel notwendiger als das materielle Almosen! Jeder Missionar lebt in dem Gedanken: „Der Erfolg meiner Arbeiten, Mühen und Predigten ist nicht mir zuzuschreiben, sondern vielmehr dem anhaltenden, frommen Gebete so mancher Freunde in der Heimat.“ Solch fromme Beter haben an der Bekehrung der Heiden vielfach weit größeren Anteil als wir Missionare und werden von Gott dem Herrn den entsprechenden Lohn erhalten.

Durchdrungen von der Bedeutung der göttlichen Gnade für den Erfolg seiner Arbeiten sucht der Missionar die Gnade auch an sich selbst und an seinen Christen wirksam zu machen, indem er sich und seine Christen den Heiden als Beispiel aller Tugenden vor Augen stellt. Von ihm hat ja Christus gesagt (Matth. 5, 14): „Ihr seid das Licht der Welt. Eine Stadt, die auf dem Berge liegt, kann nicht verborgen bleiben!“ Er muß fortwährend durch sein Leben predigen (I. Kor. 4, 16): „Seid meine Nachfolger, wie ich Christi Nachfolger bin!“ Seinen Christen aber prägt er ohne Unterlaß die Mahnung ein (Philipp. 4, 5): „Eure Sittsamkeit werde allen Menschen kund!“ (I. Petr. 2, 12): „Führet einen guten Wandel unter den Heiden, damit die, welche Arges von Euch als von Übeltätern reden, Eure guten Werke sehen und Gott preisen!“

Fünftes Kapitel.

Erziehung der Katechumenen. Weiterentwicklung der Missionsmethode.

Der heilige Paulus richtet an seine Neuchristen die Mahnung (Ephes. 4, 23. 24): „Erneuert Euch im Geiste Eures Sinnes und ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist, in Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit!“ (Coll. 3, 16): „Das Wort Christi wohne reichlich unter Euch, so daß Ihr Euch unter einander mit aller Weisheit belehret und ermuntert durch Psalmen und Lobgesänge und geistliche Lieder, so daß Ihr Gott in der Gnade lobsinget in Eurem Herzen!“ Das sind Forderungen und Mahnungen, die auch der Missionar an seine Katechumenen stellt und stellen muß. Das Christentum ist nicht etwas rein Äußerliches, es soll vielmehr den ganzen Menschen erfassen und ihn umwandeln nach dem Bilde Jesu Christi. Zu diesem Zwecke müssen die Katechumenen gründlich im Glauben unterrichtet und zu einem praktischen Christenleben erzogen werden.

Den meisten Katechumenen wird das Christentum im Anfange recht schwer. Sie müssen sich an Ordnung gewöhnen — ein Begriff, der den Chinesen so fern liegt! Sie müssen morgens und abends in der Kapelle zum Gebete und zum Unterrichte erscheinen und wissen, daß sie in ihrer Ordnung und Pflichterfüllung beobachtet werden. Kein Wunder, wenn manchen der Gedanke kommt: „Im Heidentume war es doch bequemer! Ich konnte machen, was ich wollte; niemand störte meine Ruhe.“ Schwerer noch ist der Verzicht auf altgewohnte Laster und Fehler und nicht zuletzt die treue Beobachtung der Sonntagsruhe. Manche Katechumenen sind anfangs voller Sorgen um ihr Hauswesen, weil sie fürchten, durch Sonntagsheiligung zu verarmen. Nur zu oft führen auch sonst gute Heiden die Entschuldigung ins Feld: „Wo fung bu tchi djau“ — „Ich kann es mir nicht leisten Christ zu sein!“ Wieder andere fürchten im Anfange Bedrückung und Feindseligkeit vonseiten der Heiden, besonders wenn das Dorf nur wenige Christen zählt. Noch andere sorgen sich, sie würden als Christen für ihre Kinder nicht leicht ein Verlöbnis zustande bringen. Unter den hiesigen Verhältnissen sind solche Befürchtungen vielfach nicht unbegründet, und der Missionar hat einen guten Teil dieser Sorgen mitzutragen, indem er den Leuten nach Möglichkeit

die Hindernisse aus dem Wege räumt, um ihnen die Annahme des Glaubens zu erleichtern.

Bei Erziehung der Katechumenen kommt es zunächst darauf an, die Motive ihres Übertrittes festzustellen; denn nicht alle kommen in reiner Absicht. Aber auch solche werden nicht einfach zurückgewiesen, vielmehr wird zunächst der Versuch gemacht, ihre Absicht zu läutern. Manche kommen aus irdischen Rücksichten, in der Hoffnung Geld zu erhalten und sehen sich selbstverständlich bald enttäuscht. Familien ohne Verwandtschaft (du mol), die von großen Familienverbänden vielfach bei allen möglichen Gelegenheiten bedrückt werden, suchen aus diesem Grunde bei den Christen einen festen Halt und werden, weil sie keine anderen Nebenabsichten haben, meist gute Christen. Wieder andere suchen eine Frau, die sie unter den Heiden nicht leicht finden. Auch diese werden durchweg überzeugten Christen. Noch andere hoffen, mit Hilfe des Missionars an ihren Feinden Rache zu nehmen und fallen, weil der Missionar dazu sich selbstverständlich nicht hergibt, bald wieder ab. Auch viele Protestanten melden sich zum Katechumenat, bei deren Aufnahme aber der Missionar aus naheliegenden Gründen mit größter Vorsicht zu Werke geht. Manche Katechumenen haben sich vorher gewissen geheimen Sekten angeschlossen, von denen einige, z. B. die „mi mi djan", auf strenge Zucht und Ordnung halten und sogar das öffentliche gemeinsame Gebet und die Ohrenbeichte kennen, so daß solche Katechumenen sich leicht an christliche Zucht und Ordnung gewöhnen. Eine ganze Reihe unserer heutigen Gemeinden bekannte sich früher zu dieser „mi mi djan". Wieder andere sind zur Zeit der Hungersnot oder anderer öffentlicher Unglücksfälle durch Almosen der Missionare bekehrt worden. Viele Kranke und viele verlassene Leute melden sich, um eine Versorgung zu finden. Durch langen Unterricht und durch das gute Beispiel, das sie in den Missionsanstalten vor Augen haben, entwickelt sich in ihnen allmählich eine feste religiöse Überzeugung. Ähnlich geht es bei manchen armen Leuten die sich in der Hoffnung melden, daß der Missionar das eine oder andere ihrer Kinder ins Waisenhaus aufnehme.

Es ist für den Missionar von großem Wert, hinterher von den Christen die ursprünglichen und wahren Motive ihres Übertrittes zu hören. Einer gestand mir: „Ich hatte im Anfang die Absicht, den Missionar zu täuschen. Später aber kam ich zur Überzeugung von der Wahrheit der katholischen Religion, und dann bin ich mit ganzem Herzen Katholik geworden!"

Eine unserer Gemeinden kam durch folgenden Vorfall zum christlichen Glauben. Vor Jahrzehnten, als noch selten einer von unseren wackeren Bauern die Welt zu sehen bekam, kehrte ein Dorfbewohner von Tientsin zurück. Er erzählte den erstaunten Bauern von den „fremden Teufeln" aus aller Herren Länder mit ihren eigentümlichen Sitten und

Gebräuchen, worauf einer die Bemerkung machte: „Ja, wenn wir doch auch einmal einen Ausländer sehen könnten!“ „O, das ist ganz einfach“, bemerkte da jemand; „wenn wir Katholiken werden, dann kommen die Ausländer auch in unser Dorf!“ Gesagt, getan. Es wurde beschlossen, katholisch zu werden! Aber zu ihrer größten Enttäuschung kam als erster Missionar ein chinesischer Priester zu ihnen; trotzdem sind sie sehr gute Christen geworden und haben später oft das Glück gehabt, einen europäischen Pater zu beherbergen.

Nicht minder interessant ist die Bekehrungsgeschichte von Liu dja dschä. Kurz vor der Boxerzeit hatten sich in diesem Dorfe einige Leute aus der Familie Fän dem Christentume angeschlossen, während die anderen Heiden geblieben waren. Als nun im Jahre 1900 die Boxer nach Ermordung der Christen von Siau dschang dja auch gegen Liu dja dschä heranrückten, sagten sich die Heiden aus der Familie Fän: „Für uns Heiden steht es schlecht! Wenn die Boxer unsere christlichen Verwandten umbringen, müssen auch wir dran glauben. Wie sollen sie auch wissen, wer von uns Heide und wer Christ ist? Also müssen wir sicher mit ihnen leiden! Wenn nun die Europäer siegen, erhalten die Christen Entschädigung, wir Heiden nicht. Es ist also das einzig Richtige, wir werden alle zusammen Christen!“ Trotz dieses nicht einwandfreien Motivs ist die Familie Fän fast vollzählig und echt christlich geworden.

Dieser Mangel der rechten Gesinnung bei den Katechumenen aber stammt vielfach nicht aus bösem Willen, sondern aus Unkenntnis, so daß der Missionar zunächst alle aufnimmt, vor allem auch deshalb, weil das Zurückweisen einzelner leicht Haß und Feindschaft erzeugt. Freilich bedarf es einer gründlichen Erziehung, Aufklärung und ständigen Mahnens und Tadelns, um die Katechumenen allmählich dahin zu bringen, das Christentum einzig ihres Seelenheiles wegen anzunehmen. Schlechte Elemente, die sich nicht bekehren und ihre Fehler nicht ablegen wollen, müssen, wenn sie nicht freiwillig zurücktreten, ohne Gnade und Barmherzigkeit ausgeschieden werden.

Die rechte Absicht gibt sich nun durch gewisse Anzeichen kund. So ist es ein gutes Zeichen, wenn die Katechumenen sogleich im Anfange ihren abergläubischen Gebräuchen entsagen und ihre Götzenbilder vernichten. Abgesehen davon, daß wir Missionare auf Anordnung des päpstlichen Stuhles uns eidlich zur Ausrottung der abergläubischen Gebräuche verpflichten, leuchtet es den Katechumenen selbst auch ein, daß sie neben dem christlichen Gotte nicht noch ihre heidnischen Götzen verehren dürfen. So ist es am besten, wenn sie von vornherein alle Brücken des Heidentums hinter sich abbrechen. Manche haben nie an die Götzen geglaubt und vollführen selbst das Werk der Zerstörung; andere aber hängen mit ganzer Seele an ihren heidnischen Gebräuchen und wagen vielfach gar nicht, sich an ihren alten Götzen zu vergreifen,

Bischof Adalbert Schmücker,
erster deutscher Bischof des Vikariates Tsinanfu.

so daß der Katechist mit ihrer Zustimmung und vor ihren Augen das Werk der Vernichtung vollbringt. Geschieht es nicht, so lebt das Heidentum im verborgenen weiter. Einen solchen Fall entdeckte ich zufällig während einer Mission. In der betreffenden Gemeinde opferten fast alle Familien zu gewissen Zeiten noch ihren früheren Götzen, obschon sie seit beinahe 30 Jahren getauft waren und den Missionar oft in ihrer Mitte hatten. Offenbar war im Anfange ihrer Bekehrung das Werk der Götzenzerstörung nicht vollführt worden. Sie hatten im geheimen ihre heidnischen Opfer beibehalten, obgleich sie keineswegs mehr an die Götzen glaubten. Es ist ein Zeichen der rechten Gesinnung, wenn die Katechumenen dem Christentume treu bleiben, obwohl es ihnen erfahrungsgemäß keinen materiellen Vorteil bringt. Sie kommen dann allmählich zum richtigen Verständnisse und suchen im christlichen Glauben einzig ihr Seelenheil. Es ist ferner ein gutes Zeichen, wenn alle Familienmitglieder ohne Ausnahme in der Kapelle zum gemeinschaftlichen Gebete und zum Unterrichte erscheinen. Beteiligen sich aber nicht alle Familienmitglieder, bleiben vor allem die Frauen fern, ist die Hoffnung gering, die Familie zu gewinnen. Sind aber die Frauen einmal gewonnen und innerlich überzeugt, ziehen sie meist die ganze Familie nach und halten auf christliches Leben. Es ist auch ein gutes Zeichen, wenn die Katechumenen ohne Scheu sich öffentlich als Christen bekennen und offen als Christen auftreten, und wenn die Eltern ihre Kinder in die Missionsschule schicken, weil die feste Glaubensüberzeugung, die in der Schule gewonnen wird, von den Kindern meist allen Familienmitgliedern mitgeteilt wird. Es ist ein gutes Zeichen, wenn ein Neuchrist schon bald für seine Kinder christliche Verlöbnisse schließt, besonders mit Altchristen. Kommt eine altchristliche Frau ins Haus, oder kommt eine Neuchristin in eine altchristliche Familie, so sind damit die neuchristlichen Familien fest ans Christentum gekettet, und die Gefahr des Abfalles ist fast immer beseitigt.

Alle oder mehrere dieser guten Beobachtungen an seinen Katechumenen bezeugen dem Missionar ihre lautere Gesinnung, so daß er sie allmählich zur heiligen Taufe führen kann. Das ist freilich nicht die Arbeit eines Tages; denn diese Neulinge sind wie zarte Pflanzen: Ein kalter Windhauch, ein hartes Wort, und nur zu leicht ist es um ihr Christentum geschehen.

Es folgt dann gründlicher Unterricht in allem, was der Katechumen als Christ zu glauben, was er zu tun und zu lassen hat. Nach der Taufe hat er ja die Pflicht, seinen Glauben zu bekennen und nach seinem Glauben zu leben.

Die meisten unserer Katechumenen haben niemals eine Schule besucht, und sie können weder lesen noch schreiben. Gedächtnis und Verstand wurden nie geübt, und manche stehen schon in höherem Alter,

so daß es begreiflicherweise solchen Leuten schwer fällt, die Gebete und die christlichen Wahrheiten auswendigzulernen. Für Unterricht von Analphabeten aber ist das Auswendiglernen der einzig mögliche Weg. Solcher Unterricht, der an die Geduld des Katechisten hohe Anforderungen stellt, gestaltet sich möglichst einfach, und gemeinverständliche Beispiele mit Anschauungsunterricht durch entsprechende religiöse Bilder tun die Hauptsache. Niemals darf dabei den Leuten an einem Tage zuviel zugemutet werden, weil ältere Leute manchmal in einigen Tagen mit der größten Mühe nur 1—2 Worte auswendiglernen.

Naturgemäß finden die Katechumenen in unseren Gebeten und im Katechismus eine Reihe neuer, ihnen unverständlicher Ausdrücke. Für viele christliche Begriffe fehlen in der chinesischen Sprache die entsprechenden Ausdrücke und mußten neu geschaffen werden. Zum verwundern ist das nicht; denn auch unsere deutsche Sprache kennt viele uns Katholiken ganz geläufige und auch den Andersgläubigen verständliche Ausdrücke, die erst durch den allgemeinen Sprachgebrauch allen verständlich geworden sind. Diese neugeprägten Ausdrücke muten wir nun nicht unterschiedslos allen Neuchristen zu; wir wissen vielmehr sehr wohl einen Unterschied zwischen Studierten und Unstudierten, zwischen jüngeren und älteren Leuten zu machen. Von ganz ungebildeten und von alten Leuten wird nur das Notwendigste verlangt, wie es die Natur der Sache mit sich bringt. Es ist aber vielfach geradezu erstaunlich, welche Ausdauer und Energie gerade die alten Leute bei Erlernung der christlichen Lehre entwickeln. Durch guten Willen, Eifer und Geduld bringen sie es weiter, als wir erwarten und fordern. Ständige Ermunterung vonseiten des Missionars oder des Katechisten ist von größter Bedeutung. Sonst freilich verlieren die Leute leicht den Mut.

Am besten und am schnellsten werden die Katechumenen unstreitig in den Katechumenaten unterrichtet. Dort können sie frei von allen häuslichen Sorgen und Arbeiten die ganze Zeit ungestört auf das Erlernen verwenden. Dabei hilft einer dem anderen, so daß durchweg sich die Leute in Katechumenaten innerhalb weniger Monate, sicher in nicht zu langer Zeit, die notwendigen Kenntnisse erworben haben. Die eigentliche Bedeutung der Katechumenate liegt aber darin, daß die Neuchristen dort praktisch christliches Leben sehen und christliches Leben üben. Zweifelsohne würden am besten alle Katechumenen ohne Ausnahme vor der heiligen Taufe wenigstens für einige Zeit in einem Katechumenate untergebracht, und verschiedene Missionen sind längst zu dieser gesunden Praxis übergegangen, während es für uns deutsche Franziskaner bisher wegen unserer Notlage ein frommer Wunsch geblieben ist. Nur in seltenen und unbedingt notwendigen Fällen sind wir in der Lage, unsere Neuchristen in ein Katechumenat aufzunehmen, so daß

unsere Katechumenen ihren Unterricht durchweg durch die Katechisten und die Kinder zum Teile in unseren Schulen erhalten.

Bei einer genügenden Anzahl von Katechumenen in einem Dorfe ist die Sache für den Katechisten verhältnismäßig einfach. Er findet dann den ganzen Tag genügende und reichliche Arbeit. Des Morgens ruft er alle zum gemeinschaftlichen Morgengebete. Des Tags über unterrichtet er die Knaben bzw. die Mädchen in der Katechismusschule. Des Abends versammelt sich wieder alt und jung zum Abendgebete. Nachher hält der Katechist eine Predigt, an die sich bis in die späte Nacht der Unterricht der Erwachsenen anschließt, die des Tags über ihren Arbeiten und Geschäften nachgehen mußten. Bei nur ein oder zwei Katechumenenfamilien aber fände der Katechist nicht genügend Arbeit. In solchen Fällen nehmen wir die Erwachsenen in ein Katechumenat, die Kinder in unsere Schulen auf, damit auch sie zur Taufe kommen.

Der Unterricht in den Katechumenaten wickelt sich naturgemäß viel schneller und gründlicher ab als durch Katechisten, die immer ihre liebe Not haben, die Leute zusammenzuholen und dazu noch vielfach mit deren schlechter Laune kämpfen müssen, wenn sie abends nach harter Tagesarbeit sich noch hinsetzen und wie Kinder die Schulbänke drücken sollen. Es wäre ein außerordentlich segenspendendes Werk, wenn die deutschen Katholiken uns finanziell so reichlich unterstützen wollten, daß jeder Missionar sein eigenes Katechumenat, und zwar möglichst für Aufnahme aller Katechumenen, eröffnen könnte. Die theoretische und praktische Ausbildung unserer Neuchristen würde weit besser sein, und viele, die bei der jetzigen Praxis den Mut verlieren und zurücktreten, würden zweifelsohne standhalten und gute Christen werden.

Nur einige Worte über den Unterrichtsstoff! Wie schon bemerkt, wird ein Unterschied gemacht zwischen alten und jungen, zwischen begabten und völlig unbegabten Leuten. Die Jüngeren lernen vor der Taufe das ganze Pensum auswendig. Es sind die gewöhnlichen Gebete: Morgen- und Abendgebet, die Gebete an Sonn- und Festtagen, Kreuzweg, Rosenkranz, Kommuniongebete; ferner die 5 Katechismen vom Glauben, von der Beichte, von der heiligen Kommunion, von der Firmung und von der Ehe. Der Wortlaut der Gebete und des Katechismus ist in ganz China fast der gleiche. Infolgedessen finden sich die Christen auch in der Fremde leicht zurecht und können ohne Schwierigkeit mitbeten. Die Gründe für das Auswendiglernen wurden schon angegeben. Jeden Sonntag wird vor dem Beten des Kreuzweges ein Stück aus dem Katechismus von der ganzen Gemeinde abwechselnd hergesagt, so daß dem Vergessen gut vorgebeugt ist.

Das Erlernen der Gebete und des Katechismus ist für die meisten die erste Schule im Leben, in der sie noch eine Menge chinesischer

Schriftzeichen lernen und so in den Stand gesetzt werden, in einfacher Sprache geschriebene Bücher zu lesen.

Selbstverständlich bleiben wir aber nicht beim Auswendiglernen stehen. Nebenher geht gründliche Erklärung und fortwährende Katechese.

Es ist an sich keine Kleinigkeit, die vielen Gebete auswendig zu lernen. Gewöhnlich findet sich aber doch in der Gemeinde der eine oder der andere, der mit dem Buche in der Hand vorbeten kann. Die übrigen lernen durch fortwährendes Mitbeten bedeutend schneller, als man erwarten sollte, wenn sie auch, was sie gemeinschaftlich mitbeten, noch lange nicht für sich allein beten können. Wir dringen vor Empfang der Taufe mit Nachdruck auf das Erlernen des ganzen Pensums, weil es erfahrungsgemäß nach der Taufe mit dem Lernen meist vorbei ist. Die Hauptaufgabe des Missionars vor Spendung der Taufe besteht deshalb darin, den Eifer im Lernen wachzuhalten, bis die Leute hinreichend unterrichtet sind. Bisweilen steht der Missionar vor der Tatsache, daß in einer Familie die einen lernen und die anderen nicht. Der Grund ist bisweilen Nachlässigkeit, bisweilen wirklicher Zeitmangel. Vielfach sind die Kinder vollständig zur Taufe vorbereitet, während die Eltern noch nichts erlernt haben. Nach unseren Erfahrungen soll der Missionar diese Kinder nicht zur Taufe zulassen, mögen sie auch noch so gut und eifrig sein, und mögen die Eltern auch die heiligsten Versprechungen geben, weil in 99 von 100 Fällen bei solch lauen Eltern die Gefahr des Abfalles besteht, mit dem aber fast immer, wenigstens auf die Dauer, auch der Abfall der Kinder verbunden ist. Diese Gefahr wird verständlich, wenn wir an die väterliche Machtstellung in China denken, die z. B. die Kinder mit Heiden verloben kann, in welchem Falle die Kinder regelmäßig für das Christentum verloren sind. In der Hoffnung aber auf die heilige Taufe bitten und drängen gute Kinder die Eltern zum Lernen, bis sie nachgeben. Ja sie selber unterrichten die Eltern des Abends nach des Tages Arbeit, und sie geben sich nicht zufrieden, bis auch die Eltern in die Kapelle zu den Gebeten gehen und reif sind für den Empfang der Taufe. Ich kenne nicht wenige Kinder, die durch moralischen Druck die Lauheit ihrer Eltern besiegt und sie dem lieben Gott zugeführt haben.

In einigen Fällen indessen, in denen die Eltern nicht reif für die Taufe sind oder den Glauben gar nicht annehmen, darf der Missionar füglich den Bitten der Kinder nachgeben und ihnen die heilige Taufe spenden; wenn wenigstens der eine Teil der Eltern, besonders die Mutter, mittut und zusammen mit den Kindern die heilige Taufe empfängt. Er hat dann in dem christlichen Teile immerhin eine Handhabe zur Einschärfung der Christenpflichten, und der andere Teil kommt bisweilen nach längerer Zeit auch noch zur Taufe. Größere Knaben kann der Missionar zulassen, wenn sie bereits mit einem christlichen Mädchen,

besonders mit einer Altchristin, verlobt sind. Am besten läßt man aber obendrein für die späteren jungen Eheleute durch ein Schriftstück freie Ausübung ihrer Religion garantieren. Damit ist meist die Gefahr abgewandt auch für den Fall, daß die Eltern später nicht zur Taufe kommen oder abfallen. Unsere altchristlichen Mädchen aber gehen nach ihrer Einheirat in Neuchristenfamilien fast ausnahmslos so zielbewußt zu Werke, daß sie für gewöhnlich die ganze Familie nach sich ziehen. Sie arbeiten im allgemeinen schon darauf hin und wissen es danach einzurichten, daß allmählich alle getauft werden. Einfacher ist die Sache für junge Eheleute, wenn, wie die Chinesen sich ausdrücken, die Familie bereits geteilt ist, d. h. wenn sie ihren eigenen Hausstand gegründet haben. Der väterlichen Gewalt entwachsen, können sie meist ungehindert nach ihrem Glauben leben, weshalb vielfach dieser Weg zur Lösung der Schwierigkeiten eingeschlagen wird.

Nicht selten sind die Mädchen schon vor der Bekehrung ihrer Eltern an Heiden verlobt worden. Durch die Verlobung hat der heidnische Bräutigam vor dem Gesetze ein Recht auf das Mädchen. Trotzdem das neue chinesische Gesetz in dieser Beziehung freiere Grundsätze aufstellt, ist doch die praktische Durchführung sehr schwer. In den meisten Fällen halten sich die Beamten an die alte Praxis, nach der sich der Missionar richten muß, so daß er einem solchen Mädchen vor Regelung dieser Angelegenheit mit ruhigem Gewissen nicht die Taufe spenden kann. Zunächst wird darum der Versuch gemacht, die Familie des Bräutigams, oder doch den Bräutigam allein, zur Annahme des Glaubens zu bewegen, was in vielen Fällen gelingt. Im anderen Falle versucht man die Auflösung des Verlöbnisses, zu der manche Familien bereit sind. Nicht selten aber drohen sie, die Braut auf gerichtlichem Wege zur Heirat zu zwingen. Unter solchen Umständen entstehen leicht die größten Schwierigkeiten, ja es kann sich daraus dauernde Feindschaft und eine Gefahr für die ganze Christengemeinde entwickeln, weil durch Auflösung des Verlöbnisses die Leute nach chinesischer Anschauung das „Gesicht" verlieren. In solcher Lage muß der Missionar mit der größten Klugheit und Zurückhaltung vorgehen. Eine christliche Frau, die an einen Heiden verheiratet ist, hat der Volkssitte gemäß in allem, auch in religiöser Hinsicht, ihrem Manne zu folgen; für sie ist nur äußerst selten die freie Ausübung ihrer Christenpflichten sicherzustellen, noch weniger die christliche Erziehung der Kinder, so daß wir Missionare trotz unserer sonst weitgehenden Vollmachten christliche Mädchen v o r der Heirat nicht von dem Ehehindernisse der disparitas cultus (Heirat mit Heiden) dispensieren können. Ein Neuchristenmädchen also, das bereits an einen Heiden verlobt ist und die Angelegenheit vorher nicht in der einen oder anderen Weise regeln kann, darf der Missionar unter keinen Umständen taufen.

Oft findet sich jedoch folgender Ausweg. Man läßt ein solches Mädchen ohne Taufe heiraten und gibt ihm die nötigen Verhaltungsmaßregeln mit auf den Weg. Wenn es sich nämlich nach der Heirat durch Gehorsam, Fleiß und Ordnungsliebe das Wohlgefallen der Schwiegereltern und des Mannes erworben hat, so legt man ihr durchweg in Ausübung der religiösen Pflichten kein Hindernis in den Weg. Wird ihr also freie Religionsausübung zugestanden, kann der Missionar nach der Heirat die Taufe spenden, ohne mit den Ehegesetzen in Konflikt zu geraten. Die Praxis, solche Frauen erst nach der Heirat zu taufen, hat sich überall ausgezeichnet bewährt. Überall gibt es Frauen, die unter solchen Verhältnissen frei ihre Religion ausüben. Ja, durch Gehorsam, Fleiß und Freundlichkeit haben viele nicht nur die christliche Erziehung ihrer Kinder, sondern die Bekehrung der ganzen Familie erreicht.

Vor Spendung der Taufe überzeugt sich der Misionar von den religiösen Kenntnissen der Täuflinge. Sie werden vor den letzten Unterweisungen über die heilige Taufe einzeln durch den Missionar geprüft; denn er weiß aus Erfahrung, daß er sich in dieser Hinsicht nicht leicht auf seine Katechisten verlassen kann. Auch die Unreifen nämlich möchten zur Taufe zugelassen werden, weil sie bei Zurücksetzung „das Gesicht zu verlieren" fürchten. Auch die meisten unserer Katechisten sehen in diesen Fällen weit mehr auf „das Gesicht" als auf ihre Pflicht und Schuldigkeit.

Die Zeit des Katechumenates verfolgt aber nicht einzig den Zweck, den Katechumenen die nötigen religiösen Kenntnisse beizubringen. Ebenso wichtig ist die Gewöhnung an ein christliches Leben. Die Katechumenen sollen nicht allein ihre Christenpflichten kennenlernen, sie sollen sie auch schon praktisch ausüben. Man muß von vorne herein an sie die Forderung stellen (Ephes. 4, 24): „Ziehet den neuen Menschen an, der nach Gott geschaffen ist in Gerechtigkeit und Heiligkeit der Wahrheit!" Die praktische Betätigung des christlichen Lebens fordert von unseren chinesischen Christen zunächst das Erscheinen bei den gemeinschaftlichen Gebeten morgens und abends. Wenn es auch nicht als Gewissenspflicht hingestellt wird, halten wir doch an der erprobten Praxis unserer Vorfahren. Haben doch schon unsere Vorfahren in der chinesischen Mission das gemeinschaftliche Gebet aus weisen und sehr triftigen Gründen eingeführt. Zunächst würde der größte Teil der Christen ohne das gemeinschaftliche Gebet überhaupt nicht beten, wenigstens die Neuchristen nicht. Die meisten können ja nicht lesen. Was sie an Gebeten gelernt haben, vermögen viele wohl zusammen mit anderen herzusagen, aber nicht für sich allein. Weiterhin würden sie ohne das gemeinschaftliche Gebet jahrein jahraus einzig an ihre Arbeit und an materiellen Gewinn denken und ihr Christentum bald vergessen. Der Glockenschlag morgens und abends erinnert sie immer wieder an ihre Christen-

pflichten. Das Beispiel der Mitchristen ist ein weiterer Ansporn. Da können doch auch sie nicht gut zurückbleiben! Unsere alten Missionare haben da wirklich mit klug psychologischer Berechnung gehandelt. Was würden unsere Christen ohne das gemeinschaftliche Gebet wohl noch vom Christentum beibehalten? Unter den gegenwärtigen Verhältnissen, die wohl noch lange fortbestehen werden, kann der Missionar nur selten im Jahre in den einzelnen Gemeinden erscheinen, und dann auch nur für kurze Zeit. So bildet das Gebet, und in unserem Falle das gemeinschaftliche Gebet, für unsere chinesischen Christen die gewöhnliche und hauptsächlichste Gnadenquelle. Daß sich unsere chinesischen Christen in sovielen Stürmen tapfer gehalten, daß sie soviele harte Verfolgungen überstanden haben, schreibt man mit vollem Rechte und ohne Bedenken dem treu geübten gemeinschaftlichen Gebete zu.

Nach Empfang der Taufe haben die Neuchristen die Pflicht, Sonntags nach Möglichkeit die heilige Messe zu hören und sich knechtlicher Arbeiten zu enthalten. Sie sind ferner zum Fasten- und Abstinenzgebote verpflichtet. Das alles üben sie am besten schon zur Zeit des Katechumenates, damit ihnen die Beobachtung von Anfang an in Fleisch und Blut übergeht. Katechumenen mit der rechten Gesinnung finden darin auch keine allzu großen Schwierigkeiten.

Schwieriger wird es mit dem praktischen Christentum, wenn man auf Ablegung gewisser Laster und Fehler dringen muß. Da hat der eine mehrere Frauen, der andere hat bereits früher einer Frau den Scheidebrief gegeben, sie verstoßen, verkauft und dann eine andere geheiratet.

Vor Empfang der Taufe sind diese Angelegenheiten den göttlich-kirchlichen Gesetzen gemäß in Ordnung zu bringen. Die Regelung dieser zahlreichen Ehesachen bildet für den Missionar eines der schwersten Kreuze. In diesen Fällen zeigt sich meistens schon die Gesinnung der Neuchristen, von denen viele vor der Schwierigkeit zurückweichen und abfallen. Vor Taufen von Erwachsenen darf der Missionar niemals die Nachforschung unterlassen, ob nicht schon eine gültig geschlossene Ehe auf eigene Faust aufgelöst worden ist. Diese Fälle sind außerordentlich häufig und erfordern vom Missionar die größte Aufmerksamkeit und Klugheit.

Öffentliche Sünder, zu denen in China die Opiumraucher und -verkäufer gehören, müssen vor Empfang der Taufe dem Laster entsagen und durch Besserung das öffentliche Ärgernis wiedergutmachen. Von den schädlichen Wirkungen des Opiums hat wohl schon jeder gelesen, aber von dem Umfange der Wirkungen macht man sich in Europa kaum den rechten Begriff. Wie der chinesische Staat über das Ziehen, Verkaufen und Rauchen des Opiums mit Recht die strengsten Strafen verhängt, hat auch der apostolische Stuhl für China diesbezüglich strenge

Verbote erlassen, und der Missionar darf die sogenannten „Opiumteufel" nicht eher taufen, bis sie sich vorher vom Opium freigemacht haben.

Zu den öffentlichen Sündern zählen in China ferner die berufsmäßigen Spieler, ferner solche, die einen gesetzlich verbotenen Handel treiben. Mit Fug und Recht verhängt der Staat auch über alle diese die schwersten Strafen; denn jeder Kenner der chinesischen Verhältnisse weiß, daß Diebe, Räuber und dergleichen Gesindel sich regelmäßig aus Opiumrauchern, Spielern und Schleichhändlern rekrutieren.

Wieder andere besitzen ungerechtes Gut oder haben Feindschaft mit dem Nächsten. Pflichtgemäß macht der Missionar vor der Taufe auf die diesbezüglichen Pflichten aufmerksam.

All die neuen Verhältnisse und Schwierigkeiten, denen sich die Katechumenen gegenüber sehen, bringen manchen ins Wanken. Der persönliche Umgang mit dem Missionar trägt nun viel dazu bei, auf ihr sittliches Verhalten einzuwirken. Unsere Neuchristen kommen gewohnheitsmäßig in großer Zahl zu den hohen Festtagen in die Residenz des Missionars, der vielfach in einer Altchristengemeinde, jedenfalls aber in einer größeren Gemeinde wohnt. So tritt denn bei diesen Festfeiern das christliche Leben den Katechumenen sinnfällig vor Augen und macht auf sie den besten Eindruck. Freilich bedeuten solche Festtage für den Missionar, der übrigens für Verpflegung und Unterkunft sorgen muß, eine große Last. Wenn er nach langer Tätigkeit im Beichtstuhle ermüdet aufsteht, umringen ihn bald die Scharen der Neuchristen. Dann gilt es, allen ein gutes, freundliches Wort zu sagen, ihre Fragen zu beantworten, ihre Anliegen anzuhören, ihre Wünsche zu befriedigen. Weist man sie zurück, oder wird man unfreundlich, so werden sie kopfscheu und kehren dem Christentume für immer den Rücken. Bei der Mahlzeit sieht er sich wieder von den Katechumenen umringt. Man hält es für höflich und aufmerksam, „dem Pater auf den Mund zu schauen", was nicht gerade angenehm ist. Aber auch dann heißt es, sich überwinden, ein freundliches Gesicht zeigen. Auch nach der Mahlzeit laufen die guten Leute wieder hinter dem Pater her und verfolgen ihn mit ihren Höflichkeiten, Fragen und Anliegen auf Schritt und Tritt. An die Müdigkeit des Paters denken sie nicht. Sie wollen ihm auf ihre Art ihre Liebe, Anhänglichkeit und Ergebenheit bekunden. Dieser Gedanke läßt denn auch den Missionar immer wieder freundliche Worte finden.

Die sittliche Erziehung der Katechumenen erfordert ohne Zweifel eine längere Zeit. Die Dauer des Katechumenates für die einzelnen hängt von verschiedenen Umständen ab, so daß eine allgemein gültige Norm sich nicht aufstellen läßt. Auch die Meinungen der Missionare sind diesbezüglich geteilt. In früheren Zeiten war in den Franziskanermissionen ein dreijähriges Katechumenat die Regel. So bedeutsam aber ein langes Katechumenat für gründliche religiöse Erziehung ist, so leicht

erweckt es Überdruß und läßt manche den Mut verlieren. Jedenfalls muß auf die geistige Veranlagung, auf die häuslichen Verhältnisse, auf den Glauben und Eifer der Katechumenen Rücksicht genommen werden. Die Hauptsache ist die rechte Absicht, Kenntnis der notwendigen Wahrheiten und Pflichten und feste Glaubensüberzeugung. Unter diesen Voraussetzungen kann der Missionar ruhig die Taufe spenden auch nach einer Vorbereitungszeit, die auf keinen Fall weniger als ein volles Jahr betragen soll.

Alles in allem betrachtet, ist die Bekehrung eines Heiden ein schwieriges Werk sowohl für den Missionar, als auch für den Heiden selbst. Ein Fernstehender vermag sich kaum in dieses Problem hineinzudenken. Man zieht gerne einen Vergleich zwischen der Bekehrung der Völker in früheren Zeiten und den Missionsergebnissen der Neuzeit, der dann entschieden zu Ungunsten der Jetztzeit auszufallen pflegt; aber ob derartige Vergleiche einen gerechten Maßstab bilden, erscheint sehr fraglich. Die Verhältnisse, unter denen sich die Bekehrung der einzelnen Völker vollzogen hat, sind immer und überall sehr verschieden gewesen. Bei den nord-europäischen Völkern z. B. vollzog sich die Christianisierung gewöhnlich durch den voraufgehenden Übertritt der Landesfürsten. Dieser Weg ist ohne Zweifel der einfachste und kürzeste. Den entsprechenden Versuch hat man auch in China gemacht. Daß er gescheitert ist, müssen wir beklagen, müssen wir aber auch als Tatsache hinnehmen.

Nicht selten macht man der neueren Missionsmethode auch den Vorwurf, sie träte allzusehr in europäischem Gewande auf, oder auch, sie mute den Neubekehrten in bezug auf religiöse Kenntnisse ein Übermaß zu. Bezüglich des ersten Punktes ist zuzugeben, daß viele Chinesen das Christentum als einen Fremdkörper in ihrem Staate betrachten. Man nennt das Christentum vielfach „Jang djau“ — „ausländische Religion“. Das Wort besagt in sich nichts Falsches, wenn sich in ihm auch eine tiefe Verachtung ausspricht. Das Christentum ist und bleibt eben für den Chinesen etwas vom Auslande Stammendes; an dieser Tatsache ist nicht vorbeizukommen. Desgleichen weist das Christentum gegen das chinesische Heidentum grundlegende Unterschiede auf, so daß für den heidnischen Chinesen das Christentum etwas „Fremdes“ bleibt! Freilich, durch Annahme des Christentumes wird der Heide kein Ausländer und soll es auch nicht werden; aber er muß doch ein anderer Mensch werden; und wenn der Heide ein echter Christ geworden ist, so kommt er nicht an der Erkenntnis vorbei, daß er jetzt etwas anderes ist als früher. Damit ist von selbst schon ein gewisser Gegensatz gegeben. Wäre es aber wohl das Rechte, den Neubekehrten gleichsam hinwegzutäuschen über die gewaltigen Unterschiede zwischen Heidentum und Christentum, nur um nicht anzustoßen?

Allerdings kann die Aufklärung sehr gut in schonender Weise und

unter Vermeidung aller anstößigen Worte geschehen. Ebenso soll die Religion in gewissen Fällen ruhig in chinesischem Gewande auftreten! Mann kann z. B. Kirchen und Kapellen in chinesischem Stile bauen, die klerikale Kleidung kann sich der Landestracht anpassen, zur Erhöhung der kirchlichen Feiern kann man chinesische Musik und chinesische Melodien verwenden und so noch vieles andere. Man vergesse indessen das eine nicht: derartige Fragen sind nicht dem Gutdünken des Missionars anheimgestellt, sondern unterstehen der Entscheidung des päpstlichen Stuhles!

Desgleichen ist die Tatsache anzuerkennen, daß unsere Neuchristen in bezug auf religiösen Unterricht, Änderung der Anschauungen usw. nicht wenig zugemutet wird. Das ergibt sich aus der Natur der Sache. Andererseits aber nimmt der Missionar weitgehende Rücksichten auf Alter, Veranlagung und die äußeren Verhältnisse der einzelnen. Tatsächlich stellen wir an die religiösen Kenntnisse vieler keine größeren Anforderungen, als die Missionare früherer Zeiten und anderer Länder gestellt haben. Bei jüngeren Leuten freilich gestaltet sich der Unterricht sehr gründlich und eingehend. Auch unsere katholischen Schriften, die in ziemlicher Anzahl unter das Volk gebracht werden, erörtern die katholische Lehre mit aller Schärfe, Klarheit und Breite. Zu einem Volke von so alter Kultur und Bildung redet man in anderer Weise als zu Barbaren. Daß aber die jüngeren Leute unter den Chinesen sehr wohl befähigt sind, sich in unserem sogenannten verwickelten Lehrsystemen zurechtzufinden, beweist die Erfahrung.

Dem Kenner der Missionsgeschichte Chinas wird an dieser Stelle der berühmt gewordene Akkomodationsstreit in die Erinnerung kommen; auf ihn einzugehen, ist hier nicht der Ort; nur möchte ich bemerken, daß nach meiner Überzeugung dieser Kampf um die Akkomodation mit seinem Ergebnis des päpstlichen Verbots nicht unheilvolle Folgen für die Christianisierung gehabt hat, wie vielfach behauptet worden ist. Die Gründe für den verhältnismäßig bescheidenen Erfolg der bisherigen Missionierung liegen, wie schon früher angedeutet wurde, auf einem ganz anderen Gebiete. Der Streit scheint übrigens in unserer Mission nicht übermäßig heftig gewesen zu sein. Bei unseren Altchristen, die doch gerade zu jener Zeit teils von Jesuiten, teils Franziskanern pastoriert wurden, hat sich, soweit ich festzustellen Gelegenheit hatte, nicht die geringste Überlieferung an den Streit erhalten, während es in anderen Fällen durchaus nicht an klaren und bestimmten Traditionen zu fehlen pflegt.

Heutigentags ist unseren Christen auf kirchliche Entscheidung hin eine Reihe landläufiger Gebräuche gestattet, die offensichtlich nicht als Aberglauben und religiöse Kulthandlungen, sondern als rein weltliche Gebräuche aufzufassen sind. Es handelt sich vor allem um gewisse Gebräuche bei Heiraten und Begräbnissen.

Der Missionar hat allen Grund, Gott dem Herrn zu danken, wenn es ihm mit vieler Liebe, Güte und Geduld gelungen ist, seine Katechumenen zur heiligen Taufe zu bringen. Damit ist aber die Arbeit nicht beendet. Eine Neuchristengemeinde darf nach Spendung der Taufe nicht vernachlässigt werden, damit der erste Eifer nicht erkaltet. Noch längere Jahre wohnt füglich ein Katechist im Dorfe, der die Leute auch weiterhin anleitet und ihnen mit Rat und Tat beisteht. Sind genügend Kinder vorhanden, so muß unbedingt eine Knaben- und Mädchenschule errichtet werden. In der Schule lebt sich die Jugend in christliches Leben und christliches Denken ein. Je häufiger der Missionar die Gemeinde besucht, um so besser ist es. Durch Predigt, Empfang der heiligen Sakramente festigt sich das Glaubensleben, und die göttliche Gnade bleibt wirksam. Dabei soll der Missionar den Leuten nicht lästig fallen, ihnen keine Kosten verursachen, abgesehen zur Zeit der jährlichen Mission. Ist noch kein Bethaus vorhanden, so muß es jetzt unbedingt errichtet werden; denn ohne das tägliche Gebet erhält man eine Gemeinde nicht lebensfähig. Endlich trägt der Missionar Sorge, daß in die neue Gemeinde möglichst viele altchristliche Mädchen verheiratet werden, die das leuchtende Beispiel für die Neuchristen sind.

Es vergehen durchschnittlich zehn und mehr Jahre, bis eine neue Gemeinde wirklich im Glauben gefestigt dasteht. Während dieser Jahre wendet ihr der Missionar seine besondere Sorge zu. Fast immer tritt früher oder später, manchmal erst nach Jahrzehnten, eine Krisis ein, die oft durch Reibereien und Eifersucht entsteht und so weit gehen kann, daß alle, oder doch ein Teil, des Christentumes überdrüssig werden, in Lauheit verfallen, ja vom Glauben abzufallen drohen. Während dieser Krisis muß der Missionar mit ganz besonderer Klugheit, Vorsicht und Unparteilichkeit zu Werke gehen. Ist diese Krisis glücklich überstanden, dann kann er über ihre Zukunft beruhigt sein.

Die geistige Ernte des Missionars fällt bisweilen gut aus, meistens spärlich, zuweilen ist alle Arbeit vergebens. Ohne den Geist des Glaubens müßte er oft in Verzagtheit und Mutlosigkeit verfallen. Ein starkes Herz voll Liebe zu Gott und den armen Heiden ist für ihn das erste Notwendige. Frischen Mut und frische Kräfte schöpft er im Gebete, im heiligen Meßopfer und in dem Gedanken, daß soviele fromme, tugendhafte Seelen in der Heimat Herz und Arme für ihn zu Gott erheben. Seine Christen sind fast ausnahmslos arme, einfältige, schlichte Landleute, zu deren Ideen er herabsteigt, mit denen er denkt und fühlt, mit denen er sich freut und trauert. Sein Herz ist mit ihnen verwachsen durch soviele Sorgen und Arbeiten, deren er sich ihretwegen unterzogen; durch soviele Liebe, Güte und Geduld, die er an ihnen geübt hat. „O meine Kindlein, die ich abermals mit Schmerzen gebäre, bis Christus in Euch ausgestaltet wird!“ (Gal. 4, 19.)

Sechstes Kapitel.

Die Gehilfen des Missionars. — Katechisten und Jungfrauen.

Der Missionar sieht sich außerstande, alle ihm obliegenden Arbeiten in eigener Person zu bewältigen. Weder seine Kräfte, noch seine Zeit würden dazu ausreichen. Man bedenke nur dies: Ein Missionar versieht nicht eine Pfarrei mit vielleicht mehreren Filialen wie beispielsweise ein Pfarrer in Deutschland! Er hat ein weit ausgedehnteres Gebiet zu verwalten. Die Ausdehnung der Distrikte ist freilich den Verhältnissen entsprechend sehr verschieden. Bei Abgrenzung derselben wird Rücksicht genommen auf die politische Zugehörigkeit, weiterhin auf die Zahl der schon vorhandenen Christen. Einige Missionare verwalten für sich allein zwei bis drei politische Kreise. Es sind also große Entfernungen zu bewältigen. Daneben gibt es auch den einen oder anderen Kreis mit besonders hoher Christenzahl, in dem zwei Missionare wirken. Für unsere Verhältnisse würde es schon einen Idealzustand bedeuten, wenn jeder politische Kreis seinen eigenen Missionar besäße. Nehmen wir den Durchschnitt unserer chinesischen Kreise zu 500—700 Dörfern, so erhalten wir eine annähernde Vorstellung von der Ausdehnung eines Missionsdistriktes. Nehmen wir weiter an, in jedem Kreise finden sich 30, 40 oder 50 größere und kleinere Christengemeinden, so bekommen wir einen Begriff von der Arbeitslast, die auf den Schultern eines Missionars ruht.

Die Pastorierung der Getauften allein nimmt begreiflicherweise schon einen guten Teil der Zeit in Anspruch. Daneben soll aber den Heiden womöglich in allen Dörfern das Evangelium verkündet werden. Die Katechumenen müssen im Glauben unterrichtet und zu einem christlichen Leben erzogen werden. Das ist nicht die Arbeit eines Tages und läßt sich nicht mit wenigen Worten oder mit einigen Predigten abtun. Alles dieses erfordert eine ganz intensive, langdauernde und systematische Arbeit.

Der Missionar kann aber nicht überall sein. Noch weniger vermag er sich mit dem Unterrichte eines jeden einzelnen zu befassen. Er ruft also die Laien zu Hilfe. Ihnen, den sogenannten Katechisten, liegt ein großer Teil der Glaubenspropaganda ob. Sie haben auch für gewöhnlich das öffentliche Auftreten des Missionars erst vorzubereiten und möglich zu machen. Der eigentliche Unterricht und die ganze sittlich-religiöse

Erziehung der Katechumenen liegt fast ganz in ihrer Hand. Der Missionar führt hauptsächlich die Aufsicht, gibt Ratschläge und Anweisungen, ermuntert und tadelt und lenkt alles in die richtigen Bahnen.

Das Institut der Laienkatechisten ist jedenfalls zur Zeit für uns Missionare eine Lebensfrage und wird es voraussichtlich noch auf lange Zeiten bleiben. Darum bildet die Erziehung guter, tüchtiger Katechisten eine der Hauptsorgen für jede Mission. Der Missionar aber schuldet seinen Katechisten die größte Aufmerksamkeit, Liebe, Fürsorge und Dankbarkeit. Er erblickt in ihnen, wie der heilige Paulus, seine „Mitarbeiter im Evangelium". Glücklich der Missionar, welcher solche Gehilfen findet, wie sie St. Paulus gefunden hat!

Über die Tätigkeit der Katechisten zur Gewinnung von Katechumenen, über die Art, sie zu unterrichten und zu erziehen, wurde im Voraufgehenden schon manches erwähnt und angedeutet. Einzelne Punkte verdienen noch kurze Beleuchtung.

Die Gewinnung von Katechumenen bietet in den einzelnen Bezirken ganz verschiedene Schwierigkeiten und gelingt nicht überall. Bisweilen macht sich in einer Gegend ein gewisser Zug zum Christentume bemerkbar, bisweilen ist dieser Zug sogar auffallend stark. Da gewinnt der Katechist mit Leichtigkeit Katechumenen und meist auch in bedeutender Anzahl. Diese Leute kommen durchweg aus guten Motiven und werden in der Folge überzeugte, gute Katholiken. Man muß aber die gute Gelegenheit benutzen und mit aller Energie vorgehen, denn man weiß nicht, wie lange die Glaubenswilligkeit der Leute anhält.

Vielfach indessen begegnet der Katechist in einem Dorfe offener Feindseligkeit. Für gewöhnlich sind es einige einflußreiche Leute, die sich an die Spitze der Opposition stellen, um die Einführung der christlichen Religion zu verhindern. Man hört dann mitunter die drohende Bemerkung: „Wir wollen in unserem Dorfe keine Christen haben!" Solche Leute schrecken auch vor Gewalttätigkeiten nicht zurück. Bei dieser Sachlage ist die Verkündigung der christlichen Lehre meist unmöglich. Wenn auch wirklich einige da sind, die gerne christlich würden, so wagen sie doch nicht ihre Absicht kundzugeben, um nicht in Gegensatz zur ganzen Dorfbevölkerung zu geraten.

Für gewöhnlich aber sind die Schwierigkeiten nicht so groß. Indessen die Leute zeigen wenig oder gar kein Interesse für die christliche Religion; viele hegen ein gewisses Mißtrauen oder bezeigen doch dem katholischen Katechisten wenig Zuvorkommenheit. In diesen Fällen kann ein tüchtiger Katechist schon etwas erreichen. Er muß dann unter die Leute gehen, mit ihnen verkehren, sie besuchen, mit ihnen bekannt werden. Er muß aus sich selber den Versuch anstellen, Verbindungen mit den Leuten anzuknüpfen. Wenn er stets und überall mit allen freundlich redet, wenn er alle mit Höflichkeit und Zuvorkommenheit behandelt.

wenn er den Leuten Interesse entgegenbringt, glückt es ihm allmählich das Vertrauen der Leute zu gewinnen. Bescheidenheit, Klugheit, Milde und Güte verschaffen ihm einen guten Namen und überwinden das Mißtrauen und die Interessenlosigkeit. Man redet mit Hochachtung über ihn, sein guter Name spricht sich rund, und so erkundigt man sich nach seiner Religion, ihren Zielen, Lehren und Einrichtungen. Die Heiden sehen die Religion, von der sie vielleicht viel Ungünstiges gehört haben, auf einmal in einem ganz anderen Lichte. Das erweckt die Neugierde, und aus der Neugierde entwickelt sich allmählich das Interesse.

Wenn der Name des Katechisten erst einmal in aller Munde ist, so kommt es gar nicht selten dahin, daß gute Leute ihn aus sich selber zu einem Besuche und zu einer Predigt in ihr Dorf einladen. Für gewöhnlich haben sie die Sache vorher unter sich besprochen und einen gemeinsamen Beschluß gefaßt, so daß der Katechist leichtes Spiel hat und williges Gehör findet.

Vielfach verkehren die Heiden mit dem Katechisten in zutraulicher und freundschaftlicher Weise. Aber ihre Gespräche drehen sich um rein weltliche Dinge; von Religion erwähnen sie kein Wort. Vielleicht empfinden manche ein Verlangen danach, mit dem Christentume bekanntzuwerden. Aber der eine mag nicht selbst den ersten Schritt tun; ein anderer hat eine gewisse Scheu und Befangenheit über solche Dinge zu reden; ein dritter wartet auf das Beispiel anderer. Alle diese Stimmungen muß der Katechist genau beobachten und genau abwägen. Im gegebenen Momente muß er dann das rechte Wort sprechen und den rechten Anstoß geben. Allmählich findet er eine Anzahl Interessierter, die ihm gewöhnlich noch andere Neugierige und Glaubenswillige aus ihrer Bekanntschaft zuführen. Wenn der Katechist nun eine genügende Anzahl um sich gesammelt hat, kann er mit seiner Arbeit und mit seinen Predigten beginnen.

Bei den Predigten erscheinen auch manche Heiden, die nicht beabsichtigen Christen zu werden. Sie wollen sich die Sache nur einmal anhören. Wenn der Katechist dann durch Redegewandtheit imponiert, wenn er schlagfertig ist, wenn er geschickt die rechten Gründe ins Feld zu führen versteht, kann er auch von diesen noch manchen für den Glauben gewinnen.

Zweifel und Schwierigkeiten gegen die christliche Lehre werden selten vorgebracht. Die einzigen, die wohl bei der Predigt einige Bemerkungen dazwischen werfen, sind die alten Literaten. Sie mischen sich gerne unter die Zuhörer und kommen dann mit den Lehren ihres Meisters Kung dse. Das Erscheinen dieser alten Gelehrten ist immer von Vorteil. Ihr Interesse wirkt günstig auf das Volk. Ihre Schwierigkeiten und Einwendungen bringen sie für gewöhnlich nicht in böser Absicht vor: sie

wollen sich vor den Leuten zeigen und ihre Gelehrsamkeit ins rechte Licht setzen.

Der Katechist tut gut, auf ihre Ideen einzugehen und sie mit besonderer Rücksicht zu behandeln. Noch besser ist es, wenn er selbst auch die weisen Aussprüche des Kung dse und Mung dse zur Erklärung und Erhärtung der christlichen Lehre heranzieht. Das imponiert den Literaten, und sie sparen in diesem Falle gewöhnlich nicht mit anerkennenden Worten. Dadurch wird das Ansehen des Katechisten vor dem Volke erst recht gehoben. Das Vertrautsein mit den alten klassischen Schriften ist also für unsere Katechisten auch heutzutage noch ein notwendiges Erfordernis.

Wird ein solcher Literat Christ, so ist er der gegebene führende Mann in der Gemeinde. Es genügt aber schon, wenn die alten Gelehrten nicht unsere Gegner sind. Wenn der Katechist rücksichtsvoll und freundlich mit ihnen verkehrt, bleiben sie auch als Heiden im allgemeinen unsere Freunde. Damit ist für gewöhnlich der Friede in der neuen Gemeinde gesichert.

Der Katechist ist seiner Stellung nach die Mittelsperson zwischen Christen und Missionar, ebenso zwischen Christen und Heiden. Den Missionar hat er immer auf dem Laufenden zu halten über den Zustand der Gemeinde, über ihren Fortschritt oder Rückschritt. Der Missionar anderseits überlegt ständig mit dem Katechisten über die Mittel und Wege den Fortschritt zu fördern. Beide suchen auf jede Weise den Eifer zu wecken und wachzuhalten. Je mehr Missionar und Katechist Hand in Hand arbeiten, um so vorteilhafter entwickeln sich die Neuchristen. Was dem Katechisten bei den Leuten an Autorität mangelt, muß die Autorität des Missionars ersetzen.

Der Katechist sorgt ferner für Frieden und Eintracht in der Gemeinde. Kleine Mißhelligkeiten schafft er mit Milde und Unparteilichkeit, oder auch mit Energie und Festigkeit aus der Welt.

In gleicher Weise trägt der Katechist Sorge für ein gutes Verhältnis zwischen Christen und Heiden. In neuen Gemeinden entstehen bisweilen im Anfange Streitigkeiten; vielfach bildet sich eine heidnische Gegenpartei, welche die Christen auf jede Weise bedrückt, so daß in solchen Fällen bei diesen Reibereien außerordentlich viel auf die Klugheit, das Ansehen und das ganze Verhalten des Katechisten ankommt. Seine Aufgabe ist es auszugleichen, zu vermitteln und zu versöhnen. Bei Anwesenheit eines mustergültigen, klugen Katechisten entstehen solche Schwierigkeiten bedeutend seltener. Jedenfalls stellt ein solcher Mann mit Leichtigkeit den Frieden und das gute Verhältnis zwischen beiden Teilen wieder her.

Zweifelsohne bekleiden unsere Laienkatechisten ein außerodentlich wichtiges Amt. Von ihrem guten oder schlechten Wirken hängt zu nicht

geringem Teile das Wohl und Wehe der ganzen Mission, der Fortschritt oder Rückschritt des Christentums ab. Sie verkündigen ihrem Volke das Reich Gottes, sie sind neben dem Priester die Herolde Gottes an ihre Landsleute.

Deshalb müssen unsere Katechisten tief durchdrungen sein von der Erhabenheit und Verantwortlichkeit ihres Berufes. Sie müssen ihr Amt verwalten im Geiste des Glaubens und im Geiste der Liebe zu Gott. Denn wie soll jemand, der selbst nicht tief vom Glauben erfaßt ist, anderen den Geist des Glaubens einpflanzen? Wie soll ein Mann ohne Liebe zu Gott andere zur Gottesliebe erziehen? Feste religiöse Überzeugung, musterhaftes sittliches Betragen sind die ersten Forderungen, die wir an unsere Katechisten stellen müssen. Die Heiden schauen begreiflicherweise mit kritischen Augen auf das Verhalten des katholischen Katechisten, sie achten peinlich auf jedes seiner Worte. Nach seinem Benehmen und nach seinen Reden beurteilen sie die Religion, die er verkündet. Gute Katechisten sind für die Heiden eine ständige, lebendige Predigt der Wahrheit; schlechte hingegen dienen dem heidnischen Volke zum Gespötte und machen die Verbreitung unseres heiligen Glaubens einfach unmöglich.

Selbstredend soll der Missionar nur die besten Elemente seiner Christen als Katechisten verwenden. Er muß eine scharfe, rücksichtslose Auslese halten, wenn anders er mit seinen Katechisten Erfolg haben will. Aus diesen Gründen ist auch die aszetisch-religiöse Ausbildung für unsere Katechisten so unumgänglich notwendig. Sie ist weit wichtiger als die wissenschaftliche Ausbildung. Leute, die erfüllt sind vom Geiste der Liebe, des Eifers, der Hingabe ihrer selbst an Gott und ihre armen Mitmenschen, wirken Gutes und Großes, auch wenn ihnen mehr oder weniger an der wissenschaftlichen Bildung abgeht.

Bei der bedeutsamen, angesehenen und einflußreichen Stellung unserer Katechisten sollten nur Leute aus den besseren Kreisen verwandt werden. Arme Leute in schlechten Kleidern werden in China allgemein über die Schulter angesehen. Leute, die zwar Glauben haben, denen es aber an Gesittung und Bildung fehlt, stehen in Mißachtung und sind nicht geeignet, unter dem Volke mit Erfolg zu arbeiten.

Unsere Katechisten müssen notwendig Berufskatechisten sein. Mit Leuten, die nur nebenbei, die nur zeitweise das Amt eines Katechisten versehen, ist uns nicht gedient. Sie bringen niemals den rechten Eifer und das rechte Interesse auf. Der Katechist muß sein Amt als Lebensberuf betrachten, und das Katechistenamt muß ihm wirklich eine gesicherte Lebensstellung bieten. Nur unter dieser Voraussetzung geht er ganz in seinem Berufe auf, wie es notwendig ist, und versucht wirklich alle Mittel und Wege für Ausbreitung des göttlichen Reiches. Ganz arme Katechisten beuten ihre Stellung auch nur allzuleicht zu allen möglichen

Inneres einer Dorfkirche.

Bergpartie südlich Tsinanfu.

Nebenverdiensten aus. Dadurch richten sie immer großen Schaden an, machen das Christentum verhaßt und verderben meist die ganze Arbeit des Missionars. Darum ist es notwendig, unsere Katechisten materiell so zu stellen, daß ihr Gehalt zu anständigem Auftreten und zur Ernährung einer Familien bequem ausreicht. Katechisten ohne gut bemessenes Gehalt werden uns untreu, sobald sie eine bessere Lebensstellung finden.

Die wissenschaftliche Ausbildung unserer Katechisten stellt hohe Anforderungen und kann eigentlich nie zu gut sein. Es wäre unbedingt zu empfehlen, wenn alle Katechisten die Befähigung besäßen, eine moderne chinesische Elementarschule zu leiten. Aus den schon früher betonten Gründen kann man bei ihnen auch von einer eingehenden Kenntnis der alten klassischen Bücher nicht absehen. Sie sollten womöglich auch vertraut sein mit den modernen Problemen, die heute das ganze chinesische Volk beschäftigen und ihrer Lösung entgegengehen.

Daß die Katechisten eine ganz gründliche und eingehende Ausbildung in religiöse Dingen benötigen, ist selbstverständlich. Sie tragen ja den Heiden und Katechumenen nicht nur die christlichen Wahrheiten vor, sondern müssen sie auch beweisen, erklären, veranschaulichen, gegen Einwände und Schwierigkeiten verteidigen. Predigt und Katechese setzen bei unseren Katechisten eine Erziehung und praktische Schulung voraus, ähnlich wie sie in den Priesterseminarien gepflegt und geübt wird.

Gute, tüchtige Katechisten sind für den Missionar ein wahrer Schatz. Mit Musterkatechisten gelingt es leicht, den Glauben zu verbreiten und neue Gemeinden zu gründen. Sie sind allerdings außerordentlich selten. Darum behilft sich der Missionar in vielen Fällen notgedrungen mit minder guten und minder befähigten. Für solche sind dann aber ständige Anleitung, Überwachung und Aneiferung unbedingt geboten.

Nicht alle Katechisten passen in gleicher Weise zu allen Leuten. Der Missionar muß seine Katechisten bezüglich ihres Charakters, ihrer Bildung, ihres Eifers, ihrer Befähigung und vor allem ihres sittlich-religiösen Verhaltens richtig einschätzen. In gleicher Weise muß er aber auch über den Charakter der Katechumenen und über alle Verhältnisse in den einzelnen Gemeinden genau unterrichtet sein. Danach ist dann die Auswahl der Katechisten zu treffen. Mißgriffe in dieser Hinsicht rächen sich immer bitter. Wenn ein Katechist ohne Erfolg arbeitet, oder wenn er geradezu ein Fiasko erlebt, so findet das in vielen Fällen seine Erklärung darin, daß nicht der richtige Mann an den richtigen Platz gestellt war.

Andererseits stützt der Missionar die Autorität seiner Katechisten. Ohne Autorität können sie nicht mit Erfolg arbeiten. Zu gewissen Zeiten versammelt er alle in seiner Residenz, bespricht ihre Erfolge und Mißerfolge, erkundigt sich nach den besonderen Verhältnissen und Schwierigkeiten, gibt Winke und Ratschläge, teilt Lob und Tadel aus. Alljährlich

machen alle Katechisten in der Residenz des Missionars die heiligen Exerzitien. Da sollen sie sich von neuem mit religiösem Geiste und mit der rechten Auffassung ihres hohen Berufes erfüllen.

Als Katechisten werden sowohl Altchristen wie Neuchristen verwendet. Die Altchristen haben im allgemeinen den Vorzug besserer religiöser Ausbildung. Die Einführung christlicher Gebräuche, mit denen sie von Jugend auf vertraut sind, ist ihnen Herzenssache. Indessen schauen sie vielfach mit Geringschätzung auf die Neuchristen herab. Dadurch stoßen sie leicht ab. Neuchristen betätigen als Katechisten gewöhnlich viel größeren Eifer und viel regeres Interesse an der Bekehrung ihres Volkes als die Altchristen. Jedenfalls sind auch Neuchristen, wenn sie gründlich unterrichtet und mit lebendigem Glauben erfüllt sind, sehr wohl als Katechisten zu verwenden. Natürlich kommt es vor allem bei ihnen auf die richtige Auswahl, Anleitung und Überwachung an.

Es wäre freilich ideal, wenn unsere Katechisten einer religiösen Kongregation mit Gelübden angehörten, um als Gehilfen des Missionars um Gottes willen an der Bekehrung ihres Volkes zu arbeiten. Die Genossenschaft müßte für Nahrung, Kleidung und Anstellung aufkommen. So könnten sie sich dann ganz und ungeteilt dem Katechistenamte widmen. Sie würden, aller materiellen und weltlichen Sorgen überhoben, zweifelsohne weit besser arbeiten als die Laien-Katechisten. Sie fänden ferner an der Genossenschaft einen starken Halt. Sie könnten von vorne herein viel besser und gründlicher ausgebildet werden sowohl in wissenschaftlicher als in aszetischer Beziehung. Wenn sie sich zu gewissen Zeiten in ihr Ordenshaus zurückzögen und daselbst das religiöse Leben pflegten, wäre es leicht, ständig in ihnen den rechten Geist wachzuhalten und sie dann wieder mit neuem Mute und mit neuer Kraft ausgerüstet an die Arbeit zu schicken. Sie würden unzweifelhaft die Mühen und Beschwerden ihres Amtes viel mehr aus dem Glauben und aus übernatürlichen Beweggründen heraus auf sich nehmen als die Laienkatechisten. Und zweifelsohne würde Gottes Segen in viel reicherem Maße auf ihrer Arbeit ruhen.

Solange eine solche religiöse Genossenschaft nicht besteht, muß mit Laienkatechisten gearbeitet werden. Sie erhalten in eigenen Katechistenschulen eine jahrelange Ausbildung und Erziehung.

Um auch unseren Laienkatechisten den notwendigen religiösen Halt zu geben, nehmen wir sie für gewöhnlich in den Dritten Orden des heiligen Franziskus auf. Das ist unbedingt zu empfehlen. Durch den Dritten Orden werden sie immer wieder auf ihre Christenpflichten aufmerksam gemacht, zu gutem Beispiele und zur Wachsamkeit über sich selbst angehalten. Wenn der Drittordensleiter bei den Versammlungen ihnen noch speziell einige Winke und gute Ratschläge gibt, fallen sie gewiß auf guten Boden und spornen die Katechisten zu regem Eifer

und zu neuen Opfern an. Gerade der Dritte Orden ist dazu berufen, unsere Laienkatechisten mit dem Geiste Christi zu erfüllen.

Sämtlich gehören unsere sogenannten „Jungfrauen" dem Dritten Orden an. Das Institut der Jungfrauen findet sich in allen chinesischen Missionen. Sie beobachten um Gottes willen die Jungfräulichkeit und erfreuen sich in den einzelnen Vikariaten einer größeren oder geringeren Aufsicht und Fürsorge der kirchlichen Behörde. In unserer Mission bestehen seit langen Jahren für die Aufnahme und das ganze Verhalten der Jungfrauen bestimmte bischöfliche Vorschriften.

Die Jungfrauen beobachten die Jungfräulichkeit in der doppelten Absicht, ein vollkommenes Leben zu führen und ihre Kräfte in der einen oder anderen Weise dem Dienste der Mission zu widmen. Der jungfräuliche Stand ist auch den Heiden nicht ganz unbekannt. Außer den Bonzinnen findet man aber nur sehr wenige jungfräuliche weibliche Personen. Unsere christlichen Jungfrauen werden „ku niang" — Mädchen, Jungfrau — genannt. Sie kleiden sich wie die gewöhnlichen chinesischen Landfrauen, haben aber eine besondere Haartracht. In der Kirche tragen sie als Unterscheidungszeichen einen schwarzen Schleier. Damit sie aller Sorge ledig sich ganz ihren Zielen widmen können, treten die Eltern ihnen vor der Zulassung zur Jungfrauschaft eine kleine Wohnung und einige Morgen Land ab, deren Ertrag zu einem anständigen Leben ausreicht. Über dieses Land können sie später frei verfügen.

Bei uns gelten für die Jungfrauen folgende Bestimmungen: Vor Zulassung zum Stande der Jungfrauen ist die Zustimmung des Bischofs einzuholen. Seit den letzten Jahren steht die Zulassung dem Dechanten zu. Der zuständige Missionar befürwortet die Bitte. Sie soll verweigert werden, wenn aus der Zulassung Unfrieden in der Familie zu befürchten ist, oder wenn niemand da ist, der die Sorge für das Hauswesen und den guten Ruf der Jungfrau übernimmt. Nach chinesischer Rechtsanschauung fällt nämlich die ganze Erbschaft einzig den Söhnen zu. Die Töchter sind nicht erbberechtigt und erhalten bei ihrer Verheiratung nur eine entsprechende Aussteuer. Wären die Brüder mit Abtretung des Landes nicht einverstanden, so wäre, jedenfalls nach dem Tode der Eltern, Feindschaft und Unfrieden unausbleiblich. Vielleicht würden sie sogar ihrer Schwester das Land wegnehmen. Infolgedessen soll sowohl die Einwilligung der Eltern, als auch die der Brüder eingeholt werden. In die notwendigen Vorbesprechungen soll sich der Missionar nicht einmischen. Über die Schenkung wird dann ein Dokument ausgefertigt, einige angesehene Christen übernehmen die Bürgschaft, und der Missionar gibt seine Unterschrift. Hat die angehende Jungfrau keine Brüder, so werden diese Abmachungen mit denjenigen Verwandten getroffen, denen nach dem Gesetze später die Erbschaft zufällt. Praktisch muß in diesem Falle einer aus der Verwandtschaft regelrecht adoptiert werden,

und dieser muß als Adoptivsohn das Dokument mitunterzeichnen. Diesen Adoptivsöhnen gegenüber ist aber große Vorsicht geboten. Gerade sie leiden durchweg an Geiz und Habsucht und versuchen nur zu leicht, nach dem Tode der Adoptiveltern die Jungfrau zu verdrängen.

Bei Zulassung zum jungfräulichen Stande hat der Missionar vor allem auf die rechte Gesinnung zu achten. Nur diejenigen Mädchen sollen zugelassen werden, die wirklich beabsichtigen, Gott in besonderer Weise zu dienen und sich der Mission nützlich zu machen. Nicht selten sind Nebenabsichten die Triebfeder: sie möchten ein bequemes Leben führen; oder sie erblicken in der Zulassung zum jungfräulichen Stande eine Frage des „Gesichtes".

Die Zulassung erfolgt nach dem vollendeten 19. Jahre. Die Mädchen machen dann eine vierjährige Probezeit durch. Diese Zeit kann aber aus besonderen Gründen verlängert werden. Während der Probezeit unterscheiden sie sich in nichts von anderen Mädchen. Nur kleiden sie sich ganz einfach und legen allen weltlichen Schmuck ab. In der Kirche ist ihnen ein besonderer Platz bei den Jungfrauen angewiesen, wie sie auch schon an den gemeinsamen Übungen der Jungfrauen teilnehmen. Nach Beendigung des Noviziates tragen sie das Haar nach Art der Jungfrauen, damit sie auch äußerlich als solche kenntlich sind. Nach drei weiteren Probejahren machen sie vor dem Missionar den Vorsatz (propositum), die Jungfräulichkeit zu beobachten. Bei dieser Gelegenheit wird der Schleier gesegnet, den sie von da an regelmäßig in der Kirche tragen. Nach Vollendung des 36. Lebensjahres dürfen sie zur Ablegung des Gelübdes der Jungfräulichkeit für je ein Jahr zugelassen werden.

Die Jungfrauen halten jeden Morgen vor dem gemeinschaftlichen Gebete in der Kirche eine halbstündige Betrachtung. Zweimal im Tage erforschen sie ihr Gewissen. Morgens und abends wird in der Kirche gemeinschaftlich das kleine Offizium der Mutter Gottes gebetet. Freitags und Samstags gehen sie den heiligen Kreuzweg. Sie sollen häufig zu den heiligen Sakramenten gehen und alljährlich die heiligen Exerzitien machen. Reisen, auch zu Verwandten, sind ihnen ohne Erlaubnis des Missionars untersagt. Sie werden angehalten, ihre Zeit mit Arbeit, Studium und Verrichtung guter Werke auszufüllen, damit sie später befähigt sind, sich der Mission nützlich zu erweisen. Bei notwendigen Angelegenheiten dürfen sie niemals allein, sondern nur in Begleitung zum Missionar gehen.

Alle angehenden Jungfrauen müssen Studien machen. In früheren Jahren besuchten die meisten unsere Katechistinnenschulen; heute absolvieren sie die moderne Elementarschule. Auf Religionsunterricht wird das Hauptgewicht gelegt. Die meisten Jungfrauen lesen ohne Schwierigkeit alle unsere religiösen christlichen Bücher und beherrschen den Stoff recht gut. Nach ihren Vorstudien fällt ihnen ihre weitere Ausbildung

und Vervollkommnung nicht schwer. Sie benutzen dazu vor allem die Sonn- und Festtage.

Selbstverständlich sind nicht alle in gleicher Weise zur Arbeit im Dienste der Mission befähigt. Die begabteren unter ihnen unterrichten in den jüngeren Jahren in den Katechismusschulen. Andere sind tätig als Lehrerinnen und Erzieherinnen in den Waisenhäusern. Jungfrauen ohne besondere Veranlagung und Kenntnisse unterrichten die Waisenkinder in häuslichen Arbeiten. Wieder andere leben ganz zurückgezogen in ihrer Familie und sorgen für Reinhaltung und Ausschmückung der Kirche. Die besten und tüchtigsten unter den Jungfrauen werden als Katechistinnen bei den Neuchristen verwandt.

Die Katechistinnen sollen nach unseren Vikariats-Statuten ein Alter von wenigstens 36 Jahren haben. Sie übernehmen bei den Katechumenen den Unterricht der Frauen und Mädchen, der der Volkssitte entsprechend nicht von Männern erteilt werden kann. Die Jungfrauen wirken wie die Männerkatechisten am besten und erfolgreichsten durch praktische Anleitung. Sie stehen bei Katechumenen und Heiden allgemein im größten Ansehen, einmal wegen ihres jungfräulichen Standes, dann auch wegen ihres guten Beispieles und ihrer guten, wissenschaftlichen Ausbildung. Wir verfügen über eine ansehnliche Anzahl besonders älterer Jungfrauen, die in geradezu mustergültiger Weise arbeiten und sich ganz ihrem Berufe hingeben. Ihr Beispiel veranlaßt manche Neuchristenmädchen, später gleichfalls den jungfräulichen Stand zu erwählen. Dazu geben die neuchristlichen Eltern gerne ihre Zustimmung.

Die wissenschaftliche Ausbildung der Jungfrauen-Katechistinnen braucht nicht so umfassend zu sein wie die der Männer-Katechisten. Ihnen werden im allgemeinen keine Schwierigkeiten und Zweifel vorgelegt, da die Männer sich der Volkssitte gemäß von ihnen fernhalten. Es gibt aber genug Jungfrauen, die auf jede Frage Rede und Antwort stehen. Der Unterricht der Katechumenenfrauen wickelt sich in derselben Weise ab wie bei den Männern. Die Jungfrauen übertreffen die Männer-Katechisten im allgemeinen an Eifer, Hingebung und musterhaftem Betragen um ein Bedeutendes.

Den Katechumenen erwachsen sowohl durch die Männer-Katechisten wie durch die Jungfrauen keine weiteren Auslagen. Nur das Brennmaterial zum Kochen und das Öl oder Petroleum für die Lampe stellen sie auf ihre Kosten. Desgleichen holt täglich einer der Männer für die Katechisten einige Eimer Wasser. Wir fordern grundsätzlich von den Katechumenen eine kleine Beisteuer für ihre Lehrer im Glauben, wenn sie auch in diesem Falle besonders gering ausfällt.

Das Gehalt der Jungfrauen-Katechistinnen ist bedeutend niedriger als das der Männer-Katechisten. Sie haben ja keine Familie zu ernähren. Sie besitzen zudem zu ihrem persönlichen Auskommen genügend Land

und sind auf das Katechistengehalt nicht angewiesen. Gute Jungfrauen verwenden aber gerne einen Teil ihres Gehaltes zu guten Zwecken: für die Bedürfnisse der Mission, für Ausschmückung der Kirche usw. Ist der Missionar in finanziellen Schwierigkeiten, so kommt es ihnen im allgemeinen nicht darauf an, ganz oder teilweise auf ihr Gehalt zu verzichten.

Manche unserer Jungfrauen wirken unter den Katechumenen noch weit mehr durch ihr Bußleben als durch Unterrichten. Gibt es Laue unter den Katechumenen, oder will der eine oder andere nicht mittun, so verrichten sie gerne besondere Bußwerke, um Gottes besondere Gnade auf sie herabzuziehen. Ihre frommen Bitten bleiben selten unerhört. Manche Neuchristengemeinde, in der ein Männer-Katechist nichts zustande brachte, oder die durch falsche Behandlung in ihrem Glauben wankend geworden war, ist durch den Eifer, das Tugendbeispiel und die Bußwerke einer Jungfrau wieder im Glauben bestärkt und zu einer Mustergemeinde umgestaltet worden.

Mit vollem Rechte ist der Missionar immerfort besorgt um das Wohlergehen seiner Mitarbeiter, der Männer-Katechisten und Jungfrauen, die unter den Heiden und Katechumenen wirken. Sein Vorbild ist der heilige Paulus mit seiner zarten Besorgnis (Phil. 2, 25. 29): „Ich habe es für notwendig erachtet . . . meinen Bruder, Mitarbeiter und Mitstreiter . . . zu Euch zu senden. . . . Heißet ihn denn willkommen im Herrn mit aller Freude und haltet solche Männer in Ehren!“ (4, 3) „Ich bitte [Euch], nehmet Euch ihrer an, die mit mir für das Evangelium gearbeitet haben, in Gemeinschaft . . . mit meinen übrigen Mitarbeitern, deren Namen im Buche des Lebens stehen!“

Siebtes Kapitel.

Die Qualität unserer Christen.

Mit dem Begriffe eines neugetauften Heiden verbindet mancher die Vorstellung einer außerordentlichen Glaubensinnigkeit, einer hohen Begeisterung für alles Religiöse, eines ganz in Gott aufgehenden Menschenherzens. Manche Missionsberichte legen tatsächlich solche Vorstellungen nahe. Gewiß, es gibt unter den Neugetauften wirklich unschuldige Seelen, die ganz in Dank gegen Gott aufgehen, die in rührender Weise Gott lieben. In jeder Mission sind Wunder der Bekehrung und Wunder der Gnade keine Seltenheit. Aber das sind und bleiben Einzelerscheinungen.

Im Voraufgehenden wurde schon darauf hingewiesen, daß die Bekehrung der Katechumenen aus ganz verschiedenen Motiven erfolgt. Bei manchen müssen die Bekehrungsmotive vor Spendung der Taufe erst einer gründlichen Korrektur unterworfen werden. Bei anderen ist der Eifer erst durch alle möglichen Mitteln zu wecken. Das alles legt schon eine große Verschiedenheit in dem sittlich-religiösen Verhalten der Neubekehrten nahe. Neben sehr vielen Guten und Eifrigen gibt es auch mittelmäßige und laue Christen. Nicht alle machen denselben Gebrauch von der Gnade Gottes, und bei ruhiger Überlegung erweist es sich selbstverständlich, daß die erste Generation von Neubekehrten meist noch vieles zu wünschen übriglassen muß. Alles erfordert seine Zeit, auch die Heranbildung guter, musterhafter Christen.

Aber es ist doch ein Unterschied. Bei einem Stamme guter Altchristen, die den Unterricht und die Erziehung der Katechumenen in die Hand nehmen, und die als lebendiges Beispiel eines christlichen Lebens dastehen, geht die Erziehung und Durchdringung mit christlichem Geiste viel schneller und viel gründlicher vor sich, als anderswo. Missionare ohne Altchristen finden viel größere Schwierigkeiten, den Neulingen christliche Auffassungen beizubringen und ihnen christlichen Geist einzupflanzen.

Unser Vikariat besitzt glücklicherweise eine ganze Reihe guter Altchristen-Gemeinden. Sie verteilen sich fast gleichmäßig auf die ganze Mission. Darum haben unsere Neuchristen überall leicht Gelegenheit, sich christliche Lebensgewohnheiten anzusehen. Davon machen sie reichlichen Gebrauch. Die zahlreichen neuchristlichen Festteilnehmer kommen in dieser ausge-

sprochenen Absicht zum Feste in die Residenz. Es verdient alle Anerkennung, daß sich unsere Altchristen dem Missionar bei Erziehung der Katechumenen, sei es als Katechisten, sei es als Lehrer, gerne zur Verfügung stellen. Sie geben den Neuchristen mit von ihrem Geiste und erziehen sie zu den bei ihnen üblichen Grundsätzen und Gewohnheiten. Dadurch sind wir in der Lage, in allen unseren Gemeinden denselben Geist und dieselben guten Grundsätze zu pflegen.

Zur Kennzeichnung des sittlich-religiösen Verhaltens sowohl unserer Altchristen, wie unserer Neuchristen genügt es, ihr gewöhnliches Leben darzustellen. Das gibt ein gutes, objektives Bild von dem Durchschnitt unserer Christen. Dabei sollen besonders Eifrige und Mustergültige, die doch nur eine Ausnahme bilden, unberücksichtigt bleiben.

Vor allem tritt die starke Glaubensüberzeugung unserer Christen hervor. Unsere Altchristen betrachten ihren Glauben als ein teures, wertvolles Vermächtnis ihrer Vorfahren. Sie wissen ganz gut, daß dieselben diesen Glauben unter den schwierigsten Verhältnissen standhaft bekannt haben. Die Erinnerung an die Verfolgungen lebt in allen Altchristen-Gemeinden fort. Die Altchristen sind mit Recht stolz auf ihre Vorfahren und wissen den von ihnen ererbten Glauben zu schätzen. Die Tätigkeit unserer Altchristen pflanzt auch den Herzen unserer Neuchristen eine tiefe Glaubensüberzeugung ein. Noch in jüngster Zeit, während der Boxerwirren im Jahre 1900, haben zahlreiche Neuchristen die Standhaftigkeit ihres Glaubens durch die Tat bewiesen, worüber an anderer Stelle noch einiges gesagt werden soll.

Unsere alten Franziskaner haben ihren Christen zielbewußt ein praktisches Christentum anerzogen. Zu diesem Zwecke haben sie ihnen vor allem den Gebetsgeist eingepflanzt. Unter den damaligen Verhältnissen, die zum Teile noch heute fortbestehen, waren sie dazu gezwungen. Man vergesse nicht, daß ihre Christen mitten unter Heiden wohnten und nur selten Gelegenheit fanden, aus den Gnadenquellen der heiligen Sakramente zu schöpfen. Das gemeinschaftliche Gebet schloß ein enges Band um alle. Es war für sie wirklich ein vinculum pacis et unitatis! In gemeinsamer, jahrhundertelanger Not sind unsere Christen durch dieses Band zusammengehalten worden. Unsere alten Missionare sind wegen dieser Einrichtung nicht genug zu loben. Die Wirkung derselben zeigt sich am schönsten in der großen Hochachtung unserer Christen vor dem gemeinschaftlichen Gebete und in der Treue, mit der es gepflegt wurde und gepflegt wird bis auf unsere Tage. Wer in diesem Stücke seine Schuldigkeit nicht tut, gilt bei allen als ein lauer, schlechter Christ.

Täglich werden in jeder Gemeinde das Morgen- und Abendgebet gemeinsam verrichtet. Beides dauert ungefähr eine halbe Stunde. Man betet in einem singenden Tone. Während der Erntezeit beginnt das Morgengebet so früh, daß es mit Tagesanbruch bereits zu Ende ist. Die Leute wollen so

Zeit gewinnen, denn wegen der furchtbaren Hitze ist die Arbeit auf dem Felde von vormittags 11 bis nachmittags 3 Uhr ein Ding der Unmöglichkeit. Während dieser Zeit bedeutet es besonders für die Männer ein großes Opfer, abends nach getaner Arbeit noch regelmäßig beim Gebete zu erscheinen. Man kann es den Leuten nicht verdenken, daß manche während dieser Zeit ihre Andacht zu Hause verrichten. Aber nicht wenige, besonders Altchristen, fehlen auch dann keinen Abend.

Für die Sonn- und Festage haben unsere alten Missionare den Umständen entsprechend sehr weise und wirksame Anordnungen getroffen. Zur praktischen Durchführung der Sonntagsruhe, besonders in den Gemeinden ohne Priester, haben sie die Andachtsübungen auf den ganzen Tag so verteilt, daß den Leuten kaum Zeit zum Arbeiten übrig bleibt. Sie sind auf diese Weise moralisch zur Sonntagsruhe gezwungen und diesbezüglichen Versuchungen ziemlich enthoben. Ich bemerke ausdrücklich, daß die Sonntagsordnung allgemein sehr treu und gewissenhaft beobachtet wird. Es ist das Amt des Gemeindevorstehers darüber zu wachen und die Lässigen zu mahnen und zu strafen. Vormittag und Nachmittag sind ganz mit Andachtsübungen ausgefüllt.

Europäischen Christen würde eine solche Sonntagsordnung zweifelsohne wenig behagen. Anders unseren Chinesen. Spaziergänge sind ihnen unbekannt. Ließe man ihnen Sonntags zuviel Zeit, so würden sie den ganzen Tag zusammenhocken oder sie würden arbeiten. Den Sonntag zu körperlicher und geistiger Erholung zu benutzen, ist unseren chinesischen Bauern kaum beizubringen. Das muß zur Beurteilung unserer Praxis berücksichtigt werden.

Mit Rücksicht auf die örtlichen Verhältnisse hat der päpstliche Stuhl uns Missionaren weitgehende Dispensations-Vollmachten erteilt. Davon machen wir ohne jede Engherzigkeit weiten Gebrauch. In den Residenzorten des Missionars sind die Christen angehalten, für dringende Arbeiten am Sonntage um Dispens zu bitten. Das wird im allgemeinen treu beobachtet. Die übrigen Christen, die nicht dazu in der Lage sind, sollen im gegebenen Falle sich selbst ein Gewissen bilden. Wenn sie glauben, der Priester werde ihnen in diesem bestimmten Falle anstandslos die Dispens gewähren, so können und sollen sie ruhig arbeiten. Während der Weizen- und Herbsternte sind alle Christen ausnahmslos von der Sonntagsruhe entbunden. Es ist das ein altes Gewohnheitsrecht mit wirklich sachlicher Begründung. Während beider Ernten kommt es den Leuten mit der Neubestellung des Ackers häufig auf einen Tag an. Das ist eine Folge der in Nordchina teilweise sehr geringen, teilweise sehr unsicheren Niederschläge. Nach dem Abernten des Weizens im Juni wird der Acker für die zweite Aussaat bereitgehalten. Bei der regelmäßigen Trockenheit wartet man notgedrungen auf einen Gewitterschauer. Dieser ist aber nicht nur unsicher, sondern bringt oftmals eben nur genügenden Regen für die Aussaat. Wartet man auch nur einen Tag, so ist die Erde schon wieder zu sehr ausgetrocknet. Das Niederkommen eines

neuen Regenschauers ist natürlich erst recht unsicher. Während der Herbsternte geht es ähnlich. Man muß wegen rechtzeitiger Weizenaussaat sorgen, die Früchte möglichst bald vom Felde nach Hause zu bekommen. In dieser Beziehung liegen die Verhältnisse bei uns in China anders als in Europa. Während der Erntezeit sind unsere Christen Sonntags nur zur Anhörung einer heiligen Messe verpflichtet.

Auch bezüglich des Fasten- und Abstinenzgebotes trägt die Kirche den hiesigen Verhältnissen Rechnung. Das Abstinenzgebot bietet in China an sich wenig Schwierigkeiten. Unsere chinesischen Bauern sind außer an den Neujahrstagen nur selten in der Lage, sich etwas Fleisch zuzulegen. Sie sind größtenteils Vegetarianer, nicht aus Grundsatz, wohl aber durch die Not gezwungen. Auch bezüglich des Fastengebotes braucht sich der Missionar nicht viel Kopfzerbrechen zu machen. Der größte Teil unserer chinesischen Bevölkerung lebt so ärmlich und hat so hart ums tägliche Brot zu kämpfen, daß man ihnen in Europa das Fasten nicht zumuten würde. Seit alten Zeiten sind unsere Christen nur an den Freitagen in der heiligen Fastenzeit und an einigen Vigilien zum Fasten verpflichtet. An den Fasttagen wird alter Gewohnheit gemäß vormittags gemeinschaftlich der heilige Kreuzweg gebetet. Von den wenigen Fasttagen wollen unsere Christen aber auch nicht dispensiert sein. Sie haben das Empfinden, sie müßten in dieser Beziehung doch wenigstens etwas tun. Selbst alte und kranke Leute fasten freiwillig, soweit es ihnen noch möglich ist. Nach alter Gewohnheit halten auch die Kinder ihre Fasttage. Es ist den Leuten immer wieder erklärt worden, daß die heilige Kirche kein Fastengebot für die Kinder kennt. Unsere Altchristen sind aber der Ansicht, einige Fasttage schadeten den Kindern in keiner Weise.

Der Sakramentenempfang ist bei uns durchschnittlich sehr gut. Gerade unter dieser Rücksicht haben die deutschen Patres in den letzten 20 Jahren das Vikariat auf einen erfreulich hohen Stand gebracht. Ich verweise auf die Statistik zu Ende des geschichtlichen Teiles. In jeder Missionsresidenz geht je nach den Umständen eine größere oder kleinere Anzahl frommer Leute beiderlei Geschlechtes wöchentlich zur heiligen Beichte und täglich zur heiligen Kommunion. Monatlicher Sakramentenempfang oder an allen Festtagen ist bei unseren Christen etwas ganz Gewöhnliches. Die Gemeinden ohne Priester bitten um die heilige Messe und um Empfang der heiligen Sakramente, so oft der Missionar Zeit findet zu ihnen zu gehen. Wohnen zwei Missionare zusammen — es sind allerdings nur 5—6 — so ist der eine außerhalb der eigentlichen Missionszeit jeden Sonntag und an vielen Wochentagen in irgend einer Gemeinde mit Spendung der heiligen Sakramente beschäftigt. Die Gemeinden selber erbitten sich diese Gunst.

Alljährlich wird in jeder Gemeinde die Mission abgehalten. Während dieser Zeit genügen unsere Christen ihrer Osterpflicht. Es wäre unmöglich, während der Osterzeit allen Christen Gelegenheit zum Sakramentenempfange

zu geben. Unsere Christen können also praktisch während des ganzen Jahres ihrer Osterpflicht genügen, sobald nämlich der Priester zur Mission erscheint. Die jährliche Mission verfolgt aber den weiteren Zweck, den Leuten Gelegenheit zu geben, öfters der heiligen Messe beizuwohnen und öfters das Wort Gottes zu hören. Während der Mission werden die einzelnen besonders auf den Empfang der heiligen Sakramente vorbereitet.

In Kürze einige Worte über die Arbeit eines Missionstages. Während der heiligen Messe hält der Missionar eine Predigt. Vor derselben macht er 10 Personen namhaft, die im Laufe des Vormittags zum Examen erscheinen. Wenn dieselben erschienen sind, werden die Namen notiert, und dann wird jeder einzelne auf seine Kenntnisse im Katechismus und die üblichen Gebete hin geprüft. Das Resultat wird vermerkt und mit dem vorigjährigen verglichen. Dementsprechend erntet der Geprüfte Lob oder Tadel. Nach Beendigung der Prüfung wird Katechese gehalten, oder der Missionar erklärt einzelne wichtige Glaubenslehren eingehender. Nach Beendigung des Examens beten die Geprüften gemeinsam den heiligen Kreuzweg. Nachmittags legen sie die heilige Beichte ab. Nach alter Sitte halten sie heute Fasttag. Am nächsten Morgen empfangen sie während der heiligen Messe die österliche Kommunion. Nachmittags nach dem Beichthören hält der Priester vor oder nach dem Abendgebete wiederum eine Predigt. Nachher ist sakramentale Segensandacht.

Während der Mission werden mehrere Tage für jene Kinder bestimmt, die zum ersten Male zur heiligen Beichte oder zur heiligen Kommunion gehen. Unsere Kinder werden je nach der Vorbereitung mit 8—10 Jahren zu den heiligen Sakramenten zugelassen. Sie erhalten während der Mission längere Tage hindurch besonderen Unterricht und praktische Anleitung. Bei der vielen Arbeit des Missionars besorgt das entweder ein Lehrer, eine Jungfrau oder der Diener des Missionars. Der Missionar selbst prüft zuletzt die Kinder. Ein besonderer Tag wird außerdem für die Taufen der Kinder und der Erwachsenen festgesetzt.

Ganz kleine Gemeinden mit nur 1—2 Familien kommen zu einer nahe gelegenen größeren Gemeinde und erfüllen dort ihre österlichen Pflichten. Es gibt aber nicht wenige Einfamilien-Gemeinden, zu denen der Missionar wegen der allzu weiten Entfernung von anderen Gemeinden eigens zur Mission reisen muß.

Zur Zeit der Mission unterrichtet sich der Missionar über den Zustand der Gemeinde, gibt Ratschläge, berät sich wegen mancherlei Angelegenheiten mit den Gemeindevorstehern, schlichtet Streitigkeiten usw.

Während der Mission kommt die Gemeinde vollständig für den Unterhalt des Missionars auf. Die Kosten sind für die Leute verhältnismäßig bedeutend. Außer für den Priester ist für Beköstigung eines Dieners, eines Fuhrmannes und für 1 bis 2 Tiere zu sorgen. Für diese jährlichen Auslagen erheben die Christen den Vermögensverhältnissen der einzelnen entsprechend

eine Kirchensteuer. Die Gemeindevorsteher sammeln die Beträge ein, machen die Einkäufe und legen nachher der Gemeinde und dem Missionar Rechenschaft ab. Wegen dieser Kirchensteuer ergeben sich selbst bei neuen Gemeinden nur selten Schwierigkeiten und Reibereien. Einige alte Gemeinden besitzen bereits ein kleines Grundvermögen für Bestreitung der Missionsunkosten. Es sind meist Vermächtnisse verstorbener Gemeindemitglieder.

Durch die Verhältnisse gezwungen, halten wir die Missionen zu einer Zeit, wo die Leute ohne Beschäftigung sind. Es ist die Zeit nach Beendigung der Herbsternte, also von Ende Oktober bis März-April. Von dieser Zeit muß man jedoch einen Monat abziehen, nämlich 14 Tage vor und 14 Tage nach dem chinesischen Neujahr. Während dieser Zeit sind die Chinesen mit den Vorbereitungen zu Neujahr und mit den Neujahrsbesuchen derart beschäftigt, daß sie für anderes nicht zu haben sind. Dann hat also der Missionar Ferien. Nach April kann man nicht zu allen Orten auf Mission gehen.

Bei uns pastoriert jeder Missionar durchschnittlich 1100—1300 getaufte Christen. Manch einer hält in 30—40, manchmal weit auseinander liegenden Ortschaften die jährliche Mission. Bei einigen beträgt die Entfernung von einem Ende des Bezirkes zum anderen 80—90 km. Der Missionar ist also während der kalten Wintermonate begreiflicherweise stark in Anspruch genommen. Geheizte Zimmer kennt der Chinese nicht. Die Missionsreisen werden entweder auf Reittieren, im Reisekarren oder auf einem Schiebkarren zurückgelegt. Die Patres in der großen Ebene nördlich vom Gelben Flusse besitzen meist einen Reisekarren. In dem südlichen, gebirgigen Teile können die Reisen teilweise nur mit Reittieren gemacht werden. Das Gepäck und die Meßsachen des Missionars werden an Tragstangen befördert.

Mit besonderer Liebe nehmen sich unsere Christen der Sterbenden an. Der Gemeindevorsteher hat von Amts wegen darüber zu wachen, daß niemand ohne die heiligen Sakramente stirbt. Sobald er von der Erkrankung irgend jemandes Kunde erhält, überzeugt er sich persönlich von der Gefahr und sorgt, daß der Missionar rechtzeitig zur letzten Ölung eingeladen wird. In vielen Gemeinden werden die Auslagen für diese und andere Botengänge gemeinsam bestritten. Dadurch sollen den Armen die Kosten verringert werden. Unsere Altchristen wissen sehr wohl, daß ihre Angehörigen in früheren Zeiten für ihre Sterbenden ganz andere Opfer zu bringen hatten als heute. Damals — es war die Zeit nach dem Tode des letzten Franziskaners in Schantung, von 1797—1838 — mußten unsere Christen Leute nach Peking oder Schanghai oder nach Schansi schicken, um ihren Kranken die Gnade und den Trost der heiligen Sterbesakramente zu verschaffen. Das haben unsere Christen damals nicht nur in vereinzelten Fällen getan! Die diesbezüglichen Traditionen leben noch in allen Altchristen-Gemeinden fort. Ja, es steht ein Fall fest, daß man selbst Boten nach Macao schickte. Glücklicherweise trafen dieselben durch Gottes Fügung auf halbem Wege einen

Missionar an, der gern der Einladung nach Schantung folgte. Aus diesen großen Opfern, die unsere Christen in früheren Zeiten sich für ihre lieben Kranken auferlegten, spricht zweifelsohne ein außerordentlich tiefer Glaube. Das alles haben unsere Christen heutigentags nicht vergessen.

Gelegentlich der letzten Ölung versammelt sich die ganze Gemeinde auf ein Glockenzeichen hin um den Kranken. Alle harren unter Gebeten aus, bis der Sterbende den Geist aufgegeben hat. Mit rührender Liebe, ja mit Zärtlichkeit bemüht man sich um den Sterbenden in seinen letzten Augenblicken, um seinen Geist ganz auf Gott hinzulenken. Nach dem Hinscheiden werden bis zur Beerdigung an bestimmten Stunden die Totengebete verrichtet. Dazu erscheinen alle, denen es nur eben möglich ist.

Es verdient alle Anerkennung, daß unsere Altchristen sich auch der Neuchristen in der Sterbestunde mit großer Liebe und Sorge annehmen. Sobald sie Kenntnis erhalten von der gefährlichen Erkrankung eines Neuchristen, machen sie bereitwillig auch einen weiten Weg, um ihm in der Stunde des Todes zur Seite zu stehen. Bei Eintreffen des Priesters haben sie bereits alles Nötige in Ordnung gebracht.

Den Glauben des Herzens bekennen unsere Christen auch nach außen hin. Im Durchschnitt schämt sich keiner seines katholischen Glaubens. Sie bekunden öffentlich ihren Glauben bei verschiedenen Gelegenheiten. Jeder Chinese klebt z. B. bestimmte Segenssprüche an seine Türpfosten. Diese Zettel werden an jedem Neujahr erneuert. Die Heiden verwenden allerhand abergläubische Sprüche; die Christen haben ihre besonderen christlichen Spruchzettel. Jeder des Lesens Kundige sieht also sofort ein: in diesem Hause wohnen Christen! Bei Hochzeiten und Beerdigungen beobachten unsere Christen manche von den heidnischen abweichende Gebräuche. Sie geben sich auch dadurch offen als Christen bekannt. Auf Reisen knien sie morgens und abends in der heidnischen Herberge ohne Scheu nieder und verrichten ihre gewohnten Gebete. Man beobachtet kaum jemals, daß die Heiden darüber spotten oder Bemerkungen machen. Selbst große Taugenichtse fühlen sich als Christen, sobald ihr Glaube öffentlich angegriffen wird. In Sche öl li dschuang z. B. starb vor einigen Jahren ein Mann, der zu allem Schlechten fähig war. Er ging seit Jahren weder zu den Sakramenten noch in die Kirche. Aber wehe dem Heiden, der sich unterstand, in seiner Gegenwart etwas Ungünstiges über das Christentum zu sagen! Der liebe Gott hat ihm, vielleicht wegen seines offenen christlichen Bekenntnisses, im Tode die Gnade einer aufrichtigen Bekehrung verliehen.

Was unsere Christen in alten Zeiten für ihren Glauben gelitten haben, ist weithin bekannt geworden. In der Zeit von 1724 bis 1844 wütete eine ununterbrochene Verfolgung mit größerer oder geringerer Heftigkeit. Davon erzählt man sich noch manche Einzelheit. In der Stadt Dung tschang fu z. B., wo zu jener Zeit mehrere tausend Christen gelebt haben sollen, starben viele des Martertodes, weil sie sich weigerten, das Kreuz mit Füßen zu

treten. Die übrigen flohen und ließen sich anderswo nieder. Ähnlich war es in anderen Gemeinden. Noch heutzutage wissen viele christliche Familien, von woher ihre Ahnen zur Zeit der Verfolgung geflohen sind. Anderswo z. B. in Män dschuang (Kreis Tai ngän) und in Hän dschuang (Kreis Jü tscheng) bezeichnet man noch jetzt die heidnischen Familien, welche zur Zeit der Verfolgungen die Christen denunzierten, sobald der Missionar bei ihnen weilte. Leider läßt sich für die angegebenen Tatsachen die Zeit nicht mehr genau bestimmen. Am lebhaftesten hat sich die Regierungszeit des Kaisers Dja tching (1796—1821) in den Überlieferungen unserer Christen erhalten. Für diese Zeit liegen noch ganz bestimmte Zeugnisse vor. Die Verfolgung scheint im Jahre 1813 ihren Höhepunkt erreicht zu haben. Man schrieb hohe Belohnungen für Angabe eines europäischen Missionars aus. Die Christen, die dem Missionar Obdach gewährten, mußten in die Verbannung wandern.

Noch vor wenigen Jahren drang die Kunde eines Falles aus jener Zeit zu uns. Der Tatbestand ist folgender. Ein Christ kehrte aus Ili an der russisch-sibirischen Grenze in die Heimat seiner Vorfahren zurück. Er überbrachte einer katholischen Familie in Siau lu (Kreis Lin tsing) ein rotes Gewand, das einer ihrer Angehörigen auf der Reise in die Verbannung nach Ili getragen hatte. Ili war nämlich zur Zeit der letzten Dynastie der Aufenthaltsort für die lebenslänglich Verbannten. Die zur Verbannung Verurteilten wurden mit einem roten Gewand bekleidet. Dieser Christ aus Siau lu hatte in Ili eine Reihe christlicher Mitgefangener gefunden. Bei seinem Tode hatte er den Mitgefangenen die Bitte ausgesprochen, wenn einer von ihnen in die Heimat zurückkehren sollte, möge man seinen Verwandten dies Gewand überbringen mit der Botschaft, er sei trotz der größten Leiden seinem Glauben treu geblieben und als guter Katholik gestorben. Dieser Mann ist nach den noch vorhandenen Nachrichten um das Jahr 1813 in die Verbannung geschickt worden.

Um europäischen Missionaren auf die Spur zu kommen, wurde in jenen Zeiten bei den Christen oftmals und unversehens Haussuchung gehalten. Auf heidnische Anklagen hin unterwarf man sie scharfen Verhören oder spannte sie auf die Folter. Die Bessergestellten mußten schwere Geldbußen erlegen. Leider haben damals unsere Christen so manches schriftliche Denkmal, so manches Buch und so manches teure Andenken an unsere alten Missionare zerstört. Es geschah allerdings in der entschuldbaren Absicht, sich vor weiteren Belästigungen, Anklagen und Leiden zu schützen. P. Hannibal Fantoni († 1882) hat uns über jene Zeit eine Reihe schriftlicher Aufzeichnungen hinterlassen. Er hat persönlich noch eine Anzahl alter Leute gekannt, die Zeugen jener traurigen Zeiten waren.

Die Verfolgung war indessen nicht überall gleich heftig. Auch davon erzählt man sich noch manche interessante Einzelheit. Wo die Christen mit den Heiden in gutem Einverständnisse lebten, war die Gefahr anscheinend

weniger groß. Auch in China gilt: wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter! Viel kam auf die Gesinnung der Beamten an. Einige von ihnen scheinen einen tiefen Haß gegen das Christentum besessen zu haben, unter dem die Christen schwer zu leiden hatten. Obenan steht in dieser Beziehung wohl der Kreis U tscheng. Milder gesinnte Beamte drückten ein Auge zu. Sie taten, als hätten sie keine Kenntnis von den Christen. Manche mochten sich selber mit der Prozessierung von Christen auch wohl keine Schwierigkeiten und Kosten verursachen. Die Kosten für die Deportierung der Verbannten mußten nämlich die betreffenden Beamten tragen. Auffallenderweise haben sich einige Gemeinden direkt in der Nähe der Stadt Tsinanfu durch alle Stürme hindurch gerettet. Dort finden sich die wenigsten Erinnerungen an die früheren Verfolgungen. Die höheren Beamten der Provinz scheinen also durchweg den Christen nicht übel gesinnt gewesen zu sein.

Der letzte Sturm gegen das Christentum, die Boxerwirren im Jahre 1900, ist noch allen in Erinnerung. Diese Verfolgung hat in unserem heutigen Vikariate 182 Opfer gefordert. Davon waren 137 neuere Christen, die erst seit 10 bis 20 Jahren getauft waren. Allein in dem Dorfe Siau dschang dja im Kreise Schang hö wurden 108 Personen ermordet. Die Gemeinde bestand damals eben 20 Jahre. Die größeren Altchristen-Gemeinden waren weit besser in der Lage, sich zu verteidigen. Sie haben deswegen auch bedeutend weniger gelitten als die Neuchristen. Im Jahre 1911 wurden mit päpstlicher Gutheißung die Voruntersuchungen zum Zwecke der Seligsprechung unserer Boxer-Martyrer angestellt. Bei dieser Gelegenheit verschaffte sich Bischof Giesen eine Abschrift des kaiserlichen Dekretes an den damaligen Gouverneur der Provinz Jüän sche kai. Es galt die offizielle Stellung der Regierung zu den Boxerwirren festzustellen. Man vermutet nämlich nicht ohne Grund, Jüän sche kai habe das kaiserliche Dekret nicht in seinem Wortlaute veröffentlicht. Das fand sich bestätigt. Das kaiserliche Dekret fordert offen die Ermordung aller europäischen Missionare, sowie aller Christen, die nicht vom Glauben abfielen. Jüän sche kai hatte das kaiserliche Dekret in starker Abschwächung publiziert. In allen betreffenden Kreisen wurde bei der Untersuchung folgende Fassung des Dekretes festgestellt: Der Gouverneur sieht keine Möglichkeit, die Christen an Gut und Blut zu schützen, wenn sie an ihrer Religion festhalten. Von den Missionaren war nichts erwähnt.

Auch gegenwärtig haben unsere Christen mitunter ihres Glaubens wegen Unannehmlichkeiten und Ungemach zu erdulden. Weit verbreitet ist der Ausdruck „Öl kui dse“ als Schimpfname für die Christen. Das Wort bedeutet „Teufelssohn“ oder „kleiner fremder Teufel“. Nicht selten werden den Neuchristen im Anfange ihrer Bekehrung von schlechten Elementen allerhand Schwierigkeiten bereitet. Man untersagt ihnen die Benutzung der öffentlichen Brunnen. Oder man verbietet unter Drohungen jene Hilfeleistungen und Freundlichkeiten, die man sonst niemanden verweigert. Mit Klugheit und Vorsicht arbeitet der Missionar auf ein gutes Verhältnis

zwischen Heiden und Christen hin. Dann hören solche Belästigungen meist von selber auf. Eine nicht geringe Schwierigkeit entsteht den Neuchristen recht oft bei der Verheiratung ihrer Söhne und Töchter infolge der geringen Christenzahl. Sie haben zu wenig Auswahl. Gerade dieser Punkt fordert von den Neuchristen große Opfer, und diese Opfer schrecken manche von Christentume ab.

Den Priestern bezeigen die chinesischen Christen die größte Hochachtung und Liebe. Sie beehren uns mit dem Titel „Schenfu", „geistlicher Vater". Und wirklich besteht zwischen Priester und Christen das Verhältnis von Eltern und Kindern. So oft der Priester in einer Gemeinde erscheint, wird ein Zeichen mit der Glocke gegeben. Dann erscheint alt und jung zur Begrüßung des Priesters. Erst in neuester Zeit sehen wir uns infolge der großen Veränderungen im ganzen Volksleben veranlaßt, die alten Begrüßungsformen in etwa abzuschwächen. Bis dahin machte ein jeder bei der Begrüßung des Priesters den „Ko tou", d. h. er kniete nieder und berührte mit der Stirn den Boden. In Gegenwart des Priesters durfte sich niemand setzen oder Tee trinken. Diese alten Ehrfurchtsbezeugungen, dem asiatischen Volksempfinden entsprungen, waren dem Volke außerordentlich teuer. Man hatte das Empfinden: es muß so sein! Den meisten war die Milderung der alten Formen gar nicht recht. Jetzt machen die Christen zur Begrüßung des Priesters stehend eine Verneigung.

Im Verkehr mit den Frauen ist der Volkssitte entsprechend große Vorsicht geboten. Bei uns erledigt die Frauen-Katechistin, meist eine ältere Person, nach altem Gebrauche alle Angelegenheiten des weiblichen Geschlechtes beim Missionar. In besonderen Fällen müssen die Frauen wenigstens zu zweien erscheinen. Nach Beginn des Abendgebetes ist allen Frauen der Zutritt zur Wohnung des Missionars untersagt.

Nach der Landessitte bringt jeder Christ dem Priester seine ersten reifen Baumfrüchte. Zu chinesisch Neujahr muß der Missionar von jeder Familie eine Anzahl „bau dse", die chinesische Nationalspeise, als Geschenk annehmen. Er feiert dadurch mit den einzelnen Familien das neue Jahr.

Dem väterlichen Verhältnisse des Missionars zu den Christen entsprechend hat der Missionar nach Auffassung der Chinesen auch das Recht und die Pflicht zu strafen. Bei Strafen muß aber immer vorher der Grund angegeben werden: der Sünder selbst muß seine Schuld einsehen! Dann darf ruhig gestraft werden. Wir deutschen Missionare geben uns nicht zu körperlichen Züchtigungen her, wie es früher wohl geschah. Die frühere Praxis ist nach chinesischen Verhältnissen zu beurteilen. Nach den Anschauungen des Volkes, auch der Heiden, und dem väterlichen Verhältnisse zwischen Missionar und Christen entsprechend ist darin nichts Unstatthaftes oder Außergewöhnliches zu erblicken. Bezeichnenderweise übergaben früher die Beamten selbst nicht selten dem Missionar Christen, die etwas verbrochen

Bischöfliche Residenz in Tsinanfu (Zu Seite 57).

Kirche in der Stadt Tsinanfu (Zu Seite 57).

hatten, zur körperlichen Züchtigung. Die Zeiten sind unterdessen andere geworden; mit Recht ist eine Änderung eingetreten.

Bei der väterlichen Stellung des Missionars pflegen die Christen alle möglichen Familienangelegenheiten mit ihm zu besprechen. Vor Verlobung der Kinder machen sie ihm Mitteilung und bitten um seinen Rat. Bei Teilung der Erbschaft oder bei Streitigkeiten unter einander soll der Missionar die Entscheidung treffen. In solchen Fällen ist Vorsicht geboten. Nur zu leicht fühlt sich der eine Teil durch die Entscheidung beeinträchtigt. Am besten überläßt der Priester die Schlichtung solcher Händel den Gemeindevorstehern. Bei den vielfach von unseren Anschauungen so ganz verschiedenen Methoden der Chinesen fällt es vielen Europäern schwer, die richtige Entscheidung zu treffen. Die seltenen Fälle, in denen sich der Missionar zum Eingreifen veranlaßt sieht, bezwecken Vermeidung einer gerichtlichen Austragung. Derartige Prozesse haben tatsächlich für gewöhnlich jahrzehntelange Feindschaften im Gefolge. Ein Missionar mit reicher Erfahrung und gründlicher Kenntnis der chinesischen Rechtsanschauungen kann da große Übel verhüten, sieht sich aber meist vor einer schweren Entscheidung. Für gewöhnlich ist ein Zuwenig besser als ein Zuviel.

Die Anhänglichkeit unserer Christen zeigt sich in besonders rührender Weise bei Krankheit und beim Sterben des Missionars. Als unser P. Irenaeus Öllers vor längeren Jahren sich bei einem Versehgange die Cholera zugezogen hatte und ohne priesterlichen Beistand sterben mußte, haben seine Christen ihm eine solche Liebe erzeigt, sich so um seine Rettung bemüht, ihn mit solcher Sorgfalt verpflegt, wie es die nächsten Verwandten nicht besser vermocht hätten. Als dann alle Hoffnung geschwunden war, umringte die ganze Gemeinde den Sterbenden. Unter Schluchzen und Tränen und heißen Gebeten waren sie ihm behilflich, den Weg in die Ewigkeit anzutreten. Sie wichen nicht von seiner Seite, bis er den Kampf überstanden hatte. Nach seinem Tode hat die ganze Gemeinde ihn betrauert wie den eigenen Vater. Ähnlich war es einige Jahre nachher beim Tode unseres P. Aemilian Stappert. Die Missionare, welche inmitten ihrer Christen sterben, erfahren eine Liebe und sorgfältige Verpflegung, die nicht zu beschreiben sind. Da zeigt sich so recht, wie eng unsere Christen mit ihren Priestern verwachsen sind. Die Liebe dieses so ganz anders gearteten Menschen findet da erst ihren rechten Ausdruck.

Für den verstorbenen Bischof beten sämtliche Christen des ganzen Vikariates jeden Morgen und Abend die Armenseelen-Litanei und verschiedene Totengebete durch 6 Monate hindurch; für jeden verstorbenen Missionar 3 Monate lang, für die Eltern und nächsten Angehörigen eines Priesters während eines Monates. Unsere Christen vergessen ihre verstorbenen Missionare nicht. Sie betrachten es als eine selbstverständliche Pflicht, für dieselben recht viele heilige Messen lesen zu lassen. Manche alte Leute, Männer und Frauen, haben sich von den verstorbenen Missionaren

ein Totenregister angelegt. An jedem Sterbetage opfern sie eine heilige Messe. Verstorbene Missionare erfahren noch nach 40 und 50 Jahren die Liebe und Anhänglichkeit ihrer Christen. Sie rechnen es uns europäischen Missionaren hoch an, daß wir ihretwegen die Heimat verlassen haben. Dafür bezeigen sie uns noch nach dem Tode ihre Dankbarkeit.

Die Liebe zum Nächsten ist ein Zeichen echt christlicher Gesinnung. Auch unter dieser Rücksicht stellt man unseren Christen mit Recht ein gutes Zeugnis aus. Es wurde schon betont, welche Hilfe sie dem Priester bei Gewinnung und Erziehung des Neuchristen leisten.

Eine große Zahl unserer sogenannten Heidenkinder ist in christlichen Familien untergebracht. Die Leute erhalten für ihre Auslagen, d. h. für Nahrung und Kleidung des Kindes monatlich eine Entschädigung von 2 Mk. Selbstverständlich reicht die Entschädigung bei weitem nicht für alle ihre Auslagen. Die Mehrausgaben tragen sie gerne für Gottes Lohn. Durchschnittlich findet der Missionar wenig Schwierigkeiten bei Unterbringung eines Heidenkindes trotz der Last und der Unkosten, die den Leuten entstehen. Nicht selten entheben die Christen den Missionar um Gottes willen der ganzen Sorge um ein Heidenkind und adoptieren es förmlich. Sie wollen dadurch Barmherzigkeit an ihren heidnischen Mitmenschen üben.

Unsere alten Franziskaner verdienen noch ein anderes Lob: sie haben ihre Christen von Anfang an zur Beisteuer für die Missionsunkosten herangeholt. Verständlicherweise geschah das in mäßigen Grenzen und in schonender Weise. Aber sie haben doch seit alten Zeiten ein Prinzip durchgeführt, das in der Zukunft erst seine rechte Bedeutung gewinnen wird. Ist die Zahl unserer Christen erst einmal groß genug, so werden sie selbst alle Missionsauslagen bestreiten müssen. Die materielle Hilfe des Auslandes kann und wird nicht ewig dauern. Wo dies Prinzip bereits praktische Anerkennung gefunden hat, werden die Schwierigkeiten in der Zukunft nicht besonders groß sein. Missionen, die bisher nicht auf diesem Standpunkte standen, sehen jetzt die Zeit gekommen, auch ihrerseits Hand ans Werk zu legen. Sie beneiden die Franziskaner mit Recht wegen ihrer weit vorausschauenden Handlungsweise. Die Beisteuer unserer Christen ist auch heutigentags nicht groß. Die Verpflichtung zur Beisteuer ist aber — und darin liegt die Bedeutung — im Prinzip von unseren Christen längst anerkannt. Infolgedessen erwachsen uns bei Entrichtung der Gemeindelasten keine ernstlichen Schwierigkeiten.

Wie schon früher bemerkt, kommen die Christen zur Zeit der jährlichen Mission für unsere volle Verpflegung auf. Ausgenommen sind einzelne Fälle, in denen der Missionar — z. B. bei vollständiger Mißernte — einen Teil der Auslagen trägt. Prinzipiell aber übernimmt der Missionar auch dann nur einen Teil der Kosten. Es kommt in solchen Fällen ganz auf die Erziehung an, daß die Leute auch in einer beschränkten Beihilfe eine große Wohltat erblicken. Bei den übrigen Besuchen in der Gemeinde sorgt der Missionar

grundsätzlich selbst für seine Beköstigung. Die Altchristengemeinden indessen bewirten den Missionar aus freien Stücken auf ihre Kosten, so oft er erscheint. Je öfter er kommt, um so lieber ist es ihnen. Auch viele unserer Neuchristen-Gemeinden betrachten das als selbstverständlich.

Alle größeren Gemeinden werden angehalten, einen bescheidenen Teil der Schullasten zu tragen. In dieser Richtung hat es bei den neueren Gemeinden schon mehr Schwierigkeiten. Deshalb darf das Schulgeld vor allem nicht zu hoch berechnet werden. In manchen Fällen muß sich der Missionar mit dem guten Willen der Leute begnügen. Ältere Gemeinden zahlen das Schulgeld anstandslos.

Für den Bau einer Kirche oder Kapelle fordern wir von den Christen grundsätzlich die Hergabe des Bauplatzes. In 9 von 10 Fällen geben sie ihn mit Freuden. Weil das alte chinesische Gesetz keine Schenkung kennt, wird in diesen Fällen ein Kaufvertrag geschrieben und offiziell abgestempelt. Zur Ausschmückung der Kirche werden überall in den größeren Gemeinden freiwillige Beiträge gesammelt.

Gut situierte Christen, besonders kinderlose, vermachen der Mission auch wohl einen Teil ihres Besitztumes. In diesem Falle wird zur Vermeidung von späteren Schwierigkeiten gleichfalls ein Kaufvertrag geschrieben. Besser ist es noch, wenn auch die in Betracht kommenden Erbberechtigten ihre Zustimmung zu dem Vermächtnis geben. Für den Fall einer gerichtlichen Anfechtung würde die Schenkung an die Mission auf die heidnischen Beamten einen schlechten Eindruck machen und die Mission leicht in den Ruf der Habsucht bringen. Unsere alten Christen betrachten es als ein gutes Werk, die Mission durch Vermächtnisse zu unterstützen. In der Gemeinde Sche öl li dschuang z. B. ist ein großer Teil unseres heutigen Grundbesitzes Schenkung christlicher Familien.

Zur Zeit öffentlichen Unglückes, z. B. bei ansteckenden Krankheiten, großer Dürre usw. machen unsere Altchristen gerne Gelübde. Für den Fall der Erhörung versprechen sie einen Teil des Ernteertrages als Schenkung an die Mission. Auch Neuchristen haben schon diese Gewohnheit angenommen. Diese Versprechen werden treu gehalten. Die Gemeindevorsteher sorgen zu seiner Zeit für pünktliche Ablieferung.

Jede Gemeinde hat ihre Vorsteher, ihren Kirchenvorstand, sowohl für die Männer, wie für die Frauen. Auch sie werden bei uns häufig Katechisten genannt. In großen Gemeinden zählt man je 4 Vorsteher, in den kleineren je 2 bis 3. Sie sind dem Missionar gegenüber die Vertreter der Gemeinde; sie sollen aber auch seine Stütze sein. Ihr Amt erfordert ein gewisses Ansehen und die Gabe des Wortes. Der Missionar sucht in seinem eigenen Interesse ihre Autorität zu stärken und behandelt sie mit einer gewissen Rücksicht. Eine Gemeinde mit tüchtigen, guten Vorstehern ist immer in gutem Zustande. Sobald die Vorsteher ihre Pflichten vernachlässigen, entstehen Unordnung und Verwirrung.

Die Pflichten und Obliegenheiten der Gemeindevorsteher wurden im Voraufgehenden schon einzeln angedeutet. Ein kluger Missionar überlegt in allen vorkommenden Schwierigkeiten mit seinen Gemeindevorstehern. Wer sich dieselben recht zu erziehen versteht, hat an ihnen eine große Hülfe und eine starke Stütze. Er kann ihnen ruhig auch etwas Schweres zumuten. Gemäß unseren altbewährten Traditionen haben unsere Gemeindevorsteher auch den guten Ruf des Missionars, der Gemeinde und der gottgeweihten Jungfrauen zu schützen. Manche der älteren Vorsteher haben in dieser Beziehung ganz hervorragend gearbeitet. Die Hauptsache ist, daß der Missionar immer mit ihnen in Fühlung steht, ihnen kleine Aufmerksamkeiten erweist und sie in hundert kleinen Angelegenheiten zu Rate zieht. Dadurch fühlen sie sich geehrt und sind dann in jeder Weise bereit, dem Missionar ihre guten Dienste anzubieten.

Tatsächlich bekleiden sie ein ganz bedeutsames Amt. Wer sich um die Gemeindevorsteher nicht kümmert oder sogar durch Wort und Tat ihre Autorität untergräbt, der schneidet sich ins eigene Fleisch und bereitet sich selber eine Menge Schwierigkeiten. Besonders der jüngere europäische Missionar, in manchen Dingen noch nicht hinreichend vertraut mit chinesischen Anschauungen und Gebräuchen, ist unbedingt auf die Hülfe und den Rat guter und erfahrener Gemeindevorsteher angewiesen. Da dieselben einen Vertrauensposten bekleiden, ist es immer ratsam, sie von den Christen selber wählen zu lassen, um von vornherein ihres Einflusses und ihres Ansehens sicher zu sein. Ein Machtwort des Missionars ist nur dann am Platze, wenn die Christen bei der Wahl zu keiner Einigung kommen.

Es gibt auch abgefallene Christen. Das soll der Wahrheit halber nicht verschwiegen sein. Wir haben in unserem Vikariate eine Anzahl abgefallener Gemeinden mit Sicherheit festgestellt. Die Zeit ihres Abfalles läßt sich durchweg nicht mehr genau angeben. Einige scheinen während der besonders grausamen Verfolgung unter Kaiser Dja tching (1796—1821), als sie ganz ohne Priester waren, ins Heidentum zurückgesunken zu sein. Im allgemeinen unterhalten abgefallene Gemeinden mit den Christen keinen Verkehr mehr. Ausnahmen kommen auch da vor. Alle abgefallenen Gemeinden wissen sehr gut um ihr früheres Christentum.

Die Gründe ihres Abfalles sind im allgemeinen unbekannt. Sicher haben viele in den Verfolgungen diesen Schritt getan, um den ewigen Quälereien vonseiten der Beamten und den Drohungen der Heiden ein Ende zu machen. Erwiesenermaßen sind einige christliche Mandarine ihrem Glauben untreu geworden und haben auch ihre Verwandten zum Abfalle beredet, um nicht ihrer Stellen verlustigzugehen. Die Beamten waren nämlich offiziell mit den Opfern an die Götter und den Nationalheiligen Kung dse beauftragt. Die Unterlassung der Opfer hatte Absetzung zur Folge. Soweit ich festzustellen Gelegenheit hatte, ist jedoch die Mehrzahl der abgefallenen Gemeinden nicht infolge der Verfolgungen um ihren

Glauben gekommen, sondern durch Einheirat heidnischer Frauen. Für zwei solcher Fälle finden sich noch Zeugnisse.

Die altchristliche Gemeinde Miau dja lin im Kreise Jü tscheng war bis vor wenigen Jahrzehnten beinahe vollständig um ihren Glauben gekommen. Alte Leute, die noch jene Zeiten mitgemacht hatten, erzählten, in ihrer Jugend seien alle Frauen im Dorfe ausnahmslos Heidinnen gewesen. Und so war es damals schon seit langen Jahrzehnten gewesen. Man kann sich nicht wundern, daß die Kinder wie Heiden heranwuchsen und später wie Heiden lebten. Nach Erzählung dieser alten Leute hatte man vom Christentum nichts weiter mehr behalten, als daß die ganze Gemeinde am Neujahrstag in die Kirche ging und dem Tiën dschu (Gott) durch den Ko tou ihre Verehrung bezeugte. Damit war für ein Jahr Schluß gemacht. Selbstredend nahmen die Leute den Missionar nicht mehr auf. Einer unserer früheren französischen Patres hat dann durch freundliches Benehmen und gute Worte die Leute wieder zum gemeinschaftlichen Gebete und zur Abhaltung der Mission vermocht. Seine Hauptsorge ging dann naturgemäß dahin, christliche Frauen ins Dorf zu bringen. Heutigentags sind fast alle Frauen wieder christlich. Dadurch ist die ganze Gemeinde wieder im Glauben gefestigt worden. Die Altchristen-Gemeinde U kuän tuin im Kreise Tsche ping hat ungefähr dieselbe Geschichte zu verzeichnen.

Diese Beispiele zeigen die Berechtigung der strengen Forderung, daß Heiraten immer nur mit Chinesen geschlossen werden, oder daß uns jedenfalls die nötigen Garantien in die Hand gegeben werden. Heidnische Frauen bilden erfahrungsgemäß für eine Gemeinde immer eine große Gefahr des Abfalles.

Einzelne abgefallene Gemeinden bewahren bis auf den heutigen Tag noch christliche Gegenstände auf. Seit langem abgefallene Christen in der Gemeinde Jü tuin im Kreise Jü tscheng besuchten mich einmal bei der Mission auf meine Einladung hin. Sie zeigten mir alte Medaillen und Kruzifixe. Sie wußten im christllichen Glauben noch recht gut Bescheid. Beim Bau der Kirche vor einigen Jahrzehnten hatten sie trotz ihres langjährigen Abfalles noch wacker Hand mitangelegt. Ausnahmsweise ist ihr Verhältnis zu den Christen sehr gut geblieben. Dem Priester bezeigen sie noch große Ehrfurcht. Aber alle freundlichen Worte und Ermahnungen meinerseits waren vergebens. Sie konnten sich nicht entschließen, die Tat ihrer Väter wiedergutzumachen.

Diese Erfahrung machen wir leider überall. Es ist noch nicht ein Fall bekannt geworden, daß eine vollständig abgefallene Gemeinde wieder zum Christentume zurückgekehrt ist. Der „Greuel der Verwüstung" ist über sie gekommen, ihre Herzen sind verhärtet. Trotzdem sind sie im allgemeinen nicht vollständig zu Heiden geworden. Sie glauben nicht an die heidnischen Götzen und enthalten sich dementsprechend der abergläubischen Gebräuche. Praktisch sind diese Leute in religiöser Hinsicht gar

nichts. Aber man soll keinen Stein auf sie werfen. Die Leiden, die ihre Vorfahren für den christlichen Glauben erduldet haben, waren groß. Unglücklicherweise gab es zu derselben Zeit nicht einen Missionar mehr in der ganzen Provinz. Möge der liebe Gott auch diesen Leuten von neuem seine Gnade schenken!

Auch von unseren Neuchristen fällt hin und wieder ein Bruchteil vom Glauben ab. Aber das sind vereinzelte Fälle. Wo eine größere Anzahl zum Heidentume zurückgekehrt, sind in den meisten Fällen Fehler in der Behandlung begangen worden. Oder es mangelte vor Spendung der Taufe an der gehörigen Vorbereitung und an der rechten Gesinnung. Allgemein gesprochen kann man ruhig behaupten, daß unsere Neuchristen nach guter Vorbereitung und bei richtiger Behandlung gut standhalten. Bei unseren Altchristen ist der Abfall noch seltener, ja beinahe ausgeschlossen. Abgefallene Altchristen wenden sich nie dem Heidentum zu. Sie tuen praktisch nicht mehr mit. Im Tode bekehren sie sich fast ohne Ausnahme, ein Zeichen, daß sie den Glauben nicht ganz verlieren.

Bei ruhiger Abwägung aller Verhältnisse wird wohl jeder dem Urteile zustimmen, daß unsere chinesischen Christen durchaus gut sind. Und wenn mit Gottes Gnade und mit Gottes Hülfe die Christianisierung dieses Volkes gelingt, dann wird sich auch in diesem so ungewöhnlich volkreichen Lande das Antlitz der Erde erneuern.

Achtes Kapitel.

Die Stellung der Missionare zur chinesischen Regierung. Ihre rechtliche Stellung.

Die Stellung der Missionare zur chinesischen Regierung ist im Laufe der Jahrhunderte sehr verschieden gewesen. Zeitweilig geachtet und mit außergewöhnlichen Privilegien und Gunstbezeugungen überhäuft, wurden sie später durch Jahrhunderte verfolgt, eingekerkert und dem Henker überliefert. Zuletzt warf sich die französische Regierung als Beschützerin der katholischen Religion auf. Sie erzwang nach blutigen Kriegen mit der chinesischen Regierung der katholischen Religion die Freiheit. Durch diese erzwungenen Verträge wurden die Missionäre, wie alle Ausländer, der chinesischen Gerichtsbarkeit entzogen, erhielten das Recht, sich überall im Lande niederzulassen, zu predigen, Grundbesitz zu erwerben, Kirchen, Kapellen und Wohnungen zu bauen. Begreiflicherweise erblickte die chinesische Regierung in diesen erzwungenen Privilegien einen Eingriff in ihre landesherrlichen Rechte. Sie versuchte darum immer wieder, sich diesen eingegangenen Verpflichtungen zu entziehen.

Aber auch in Europa hörte man verschiedene Urteile über die Stellung der Missionare und über das französische Protektorat. Freilich ist dasselbe längst durchbrochen und hat einen guten Teil seiner Bedeutung verloren. Ferner begegnet man auch in katholischen Kreisen bisweilen dem Vorwurfe, die Mission stütze sich zuviel auf auswärtige Staatsgewalt. Bezüglich des Protektorates über die Mission, um es schon hier vorwegzunehmen, sind die Meinungen unter den Missionaren verschieden gewesen. Der letzte Vorwurf aber sollte, wenn er überhaupt berechtigt ist, nicht verallgemeinert werden! Eine ruhige, objektive Darstellung der historischen Entwicklung trägt am besten zur richtigen Würdigung und gerechten Beurteilung dieser Frage bei.

Zur Zeit der Mongolenherrschaft (1280—1368) erfreuten sich die ersten Franziskaner-Missionare (seit 1282) der besonderen Gunst des kaiserlichen Hofes. Priester und Kirchen wurden auf Staatskosten unterhalten. Mit der Thronbesteigung der Ming-Kaiser (1368) wurde der katholische Glaube vollständig ausgerottet und das Reich gegen das Abendland abgeschlossen. Erst gegen Ende dieser Dynastie im Jahre 1601 gelang es P. Ricci S. J., nach verschiedenen fehlgeschlagenen Versuchen ins Innere und bis nach

Peking vorzudringen. Freilich kam er zunächst nur als Gefangener dorthin. Unter den Geschenken, die er für den Kaiser mitgebracht hatte, befand sich eine Schlaguhr. Die Erklärung dieses Wunderwerkes erwarb ihm die Freundschaft des Kaisers. Er erhielt nicht nur seine Freiheit, sondern auch die Erlaubnis, ungehindert den katholischen Glauben zu predigen. Schon damals unter Kaiser Wän li (1573—1627) besaßen die Jesuiten in Peking ein Haus, das von der Regierung für steuerfrei erklärt worden war. Die Jesuiten standen am Hofe im höchsten Ansehen. Nach dem Sturze der Ming-Dynastie (1644) blieb das Verhältnis zu den Man dschu-Eroberern sehr gut. Kaiser Suin dsche gab sofort nach Eroberung Pekings den Befehl, die katholische Religion in allen Provinzen zu schützen. Suin dsche selbst wurde nur durch seine Sinnlichkeit vom Übertritte zum katholischen Glauben abgehalten. Auf seinem Sterbebette (1662) ernannte er trotzdem den P. Adam Schall S. J. zum Erzieher des Thronerben, des Kaisers Kang hi. Aber wahrscheinlich schon in demselben Jahre wurde die Religion auf Betreiben der hohen Staatsbeamten wieder verboten. Dieses Verbot scheint allerdings ziemlich wirkungslos geblieben zu sein. Die vier Reichsverweser aber setzten alle Hebel in Bewegung, die Gewalt über den jungen Kaiser in ihre Hände zu bekommen. Sie erlangten im Jahre 1665 ein neues kaiserliches Dekret, das die christliche Religion im ganzen Lande verbot. Gemäß diesem Dekrete wurden die Missionare eingekerkert und in die Verbannung geschickt, die Kirchen und Gebäulichkeiten der Mission beschlagnahmt. P. Adam Schall wurde eingekerkert und entging nur durch das kräftige Einschreiten der Kaiserin-Witwe dem Tode. Er wurde erst kurz vor seinem Hinscheiden (am 15. August 1666) aus der Haft entlassen.

Auch die Missionare in Schantung ereilte das Schicksal. P. Valat S. J., P. Antonius de S. Maria O.F.M. und P. Coronado O. P. wurden 1665 in Tsinanfu ergriffen, nach Peking gebracht und dort eingekerkert. Von den späteren Schicksalen derselben wurde schon im geschichtlichen Teile berichtet.

Zehn Tage nach dem Tode des P. Schall ergriff Kaiser Kang hi selbst die Zügel der Regierung. Damit wurde die Lage für die Mission sogleich besser. Das Verfolgungsdekret vom Jahre 1665 war indessen vom Kaiser nicht offiziell rückgängig gemacht worden, sodaß die Verfolgung in den Provinzen mit größerer oder geringerer Heftigkeit fortdauerte. In Schantung herrschte in diesen Jahren allen Anzeichen nach Ruhe. Der Franziskaner P. Augustin a S. Pascuale konnte ja im Jahre 1676 die 1665 beschlagnahmten Kirchen in Tsinanfu, Pu tai und Buo hing zurückerwerben.

Im Jahre 1692 reichten nun die Missionare von Peking dem Kaiser eine Bittschrift ein, in der sie um Aufhebung des Verfolgungsdekretes und um Freiheit für das Christentum baten. Diese Bittschrift mußte den kaiserlichen Tribunalen vorgelegt werden. Kaiser Kang hi, der vorher die Bittschrift einsah, fand die Gründe der Missionare nicht stichhaltig genug

und verfaßte eigenhändig eine neue Bittschrift, die dann von den Tribunalen angenommen wurde. Ein kaiserliches Dekret gestattete ungehinderte Verkündigung und für alle Untertanen freies Bekenntnis der katholischen Religion. Die Kirchen sollten auf Staatskosten unterhalten werden, die Missionare durften nach Belieben Grundbesitz erwerben. Wir finden also hier bereits die meisten Privilegien, deren sich die Missionare in der Folge erfreuten.

Später überließ Kang hi den Missionaren eines seiner schönsten Häuser innerhalb der kaiserlichen Stadt, das in eine Kirche umgewandelt wurde. Als sie später zu klein geworden war, schenkte der Kaiser einen großen Bauplatz zum Bau einer zweiten Kirche. Er lieferte auch den größten Teil des Baumaterials und ernannte sogar einen seiner Beamten zum Bauleiter. Über dem Haupttore der neuen Kirche ließ er in großen goldenen Buchstaben den von ihm selbst verfaßten Spruch zu Ehren des Christengottes anbringen: „Dem Urgrunde aller Dinge. Er ist unendlich gut, unendlich gerecht. Er erleuchtet, erhält und regiert alles mit höchster Macht und Gerechtigkeit. Er hat keinen Anfang und wird kein Ende haben. Er hat alle Dinge von Anbeginn hervorgebracht; er ist, der sie regiert. Er ist der wahre Herr!"

Nach Jahren freilich schlug die Stimmung des Kaisers gründlich um, und im Jahre 1706 wurde das Freiheitsdekret für die katholische Religion wieder aufgehoben. Zu Lebzeiten des Kaisers kam es jedoch nicht zu schweren Verfolgungen, wenn auch Belästigungen für die Missionare nicht ausblieben.

Bezüglich Schantung haben wir schon früher gehört, daß im Jahre 1709 ein spanischer Franziskaner im Kreise Dung ping dschöu eingekerkert und auf Verwendung des P. Franchi S. J. aus der Haft befreit wurde. P. Franchi selbst wurde einige Jahre später, noch unter Kang hi, in Tsinanfu gefänglich eingezogen, während im Jahre 1710 der Franziskaner P. Johannes d'Illiceto auf der Reise ermordet wurde.

Jedenfalls war zu Lebzeiten Kang hi's die Verfolgung nicht allgemein. Das wurde sofort anders unter seinem Nachfolger Jung dscheng (1722 bis 1735). Schon im Jahre 1724 begann eine allgemeine, grausame Verfolgung. Die Anregung gab der Statthalter der Provinz Fukien. Er wieß darauf hin, daß die Dominikaner der Landessitte entgegen Männer und Frauen in derselben Kirche versammelten. Durch öffentliche Zuschrift an den Kaiser regte er die Abschaffung des Christentums im ganzen Reiche an. So wurde denn durch Dekret vom 10. Januar 1724 die christliche Religion im ganzen Reiche verboten. Der Kaiser ließ die Kirchen und Kirchengüter einziehen und die Missionare nach Macao ausweisen. Nur für die Missionare in Peking, für „die nützlichen Europäer" wurde eine Ausnahme gemacht.

Das Verfolgungsdekret wurde im ganzen Reiche rücksichtslos durchgeführt, auch in unserer Provinz Schantung. Ich verweise auf die im

geschichtlichen Teile erwähnten Bemerkungen, die P. Carolus Horatii a Castorano über jene Jahre macht. Sowohl Missionare wie Christen in allen Provinzen hatten schwer zu leiden.

Kaiser Tchiën liung (1735—1796) verbot unmittelbar nach seinem Regierungsantritte das Christentum im ganzen Reiche. Persönlich war er ein Freund der Missionare in Peking. In den Provinzen aber wütete die Verfolgung gegen Missionare und Christen mit Zustimmung des Kaisers um so heftiger. Viele Missionare und Christen starben den Martertod. Vom Jahre 1785 an unterzeichnete der Kaiser, durch schwere Unglücksfälle in seiner Familie eingeschüchtert, kein Todesurteil gegen Missionare mehr. Die Verfolgungsdekrete aber blieben in Kraft.

Die Auswirkung der Verfolgung unter Tchiën liung beobachten wir auch wieder in Schantung. Ein Dekret vom 7. März 1785 verordnet die Gefangennahme von 4 Franziskanern in Schantung. Die zwei Spanier P. Matthias a. S. Theresia y Garcia und P. Bonaventura d'Astorga scheinen der Verfolgung glücklich entgangen zu sein. Nicht so die beiden anderen Franziskaner in Schantung. Zweifelsohne waren es P. Crescentianus Cavalli und P. Atho Biagini, von denen früher schon die Rede war.

Der schlimmste Christenverfolger war Dja tching von 1796 bis 1820. Die Kaiser Jung dscheng und Tchiën liung hatten das Christentum nicht so sehr aus religiösen, als vielmehr aus politischen Gründen verfolgt. Sie witterten in den Missionaren Sendlinge der europäischen Eroberer. Dja tsching, von Natur ein Wüstling und grausamer Mensch, war innerlich dem Christentume feindlich gesinnt. Sogleich bei seinem Regierungsantritte begann die Verfolgung. Auch die Christen von Peking wurden in der Folge nicht mehr verschont. Besonders heftig war die Verfolgung in den Jahren 1811 bis 1813 und ein Dekret aus dem Jahre 1811 erklärte alle Missionare für vogelfrei.

Da Schantung in jenen Jahren keinen ausländischen Missionar mehr besaß, hatten bei uns nur die Christen zu leiden, wie schon anderswo bemerkt worden ist.

Unter Kaiser Dau kuang (1820—1850) dauerte die Verfolgung mit unverminderter Heftigkeit fort. In den letzten Regierungsjahren des Kaisers schloß die französische Regierung mit der chinesischen die ersten Verträge zum Schutze des Christentums. Darüber ist Folgendes zu verzeichnen.

Nach Beendigung des sogenannten Opium-Krieges von 1840 bis 1842 erhielt England durch den Frieden von Nanking vom 22. August 1842 die Insel Hongkong und eine Reihe von Handelsprivilegien. Bald darauf schlossen auch andere Staaten ähnliche Verträge mit der chinesischen Regierung ab. So schloß Frankreich am 24. Oktober 1844 durch seinen Gesandten M. de Lagrané mit dem Gouverneur der Provinz Canton Li yin einen Vertrag zum Schutze seines Handels. Zu gleicher Zeit ließ die französische Regierung durch denselben Gouverneur dem Kaiser Dau kuang

eine Bittschrift zugunsten der katholischen Religion überreichen. Hier tritt also Frankreich zum erstenmal offiziell als Schutzmacht der katholischen Religion auf. In dieser Bittschrift wird die katholische Religion als eine gute Religion bezeichnet. Desgleichen wird für alle Chinesen und für alle Ausländer das freie und ungehinderte Bekenntnis derselben gefordert. Das Gesuch erbat den Missionaren noch nicht die Erlaubnis, frei im Innern des Landes zu reisen. Nur sollten sie, wenn sie im Innern abgefaßt würden, dem zuständigen französischen Konsul übergeben werden. Sie sollten einzig in den offenen Hafenstädten Canton, Amoy, Fucou, Ning buo und Schanghai das Recht haben, Kirchen zu bauen. Kaiser Dau kuang genehmigte die Bittschrift, indem er sie durch Abstempeln mit dem roten Siegel zu einem kaiserlichen Dekrete machte.

Auf Grund dieses ersten Vertrages wurde, wie wir früher gesehen haben, im Jahre 1847 der Missionar P. Languillat S. J. nach seiner Gefangennahme in der Gemeinde Ma dja taen im Kreise Ping du nach längerer Kerkerhaft dem französischen Konsul in Schanghai übergeben.

Am 20. Februar 1846 erwirkte die französische Regierung durch Vermittlung ihres Gesandten de Lagrané und des Gouverneurs Li yin von Canton ein neues kaiserliches Dekret, in dem die katholische Religion wieder als eine gute Religion lobend erwähnt wurde. Außerdem befahl das Dekret, alle Kirchen, die während der Verfolgungen beschlagnahmt worden waren, der Mission wieder herauszugeben. Nach De la Serviere (S. 8) hat der betreffende Paragraph folgenden Wortlaut:

„Es wird bestimmt, daß die lokalen Behörden bezüglich der Kirchen, die zur Zeit des Kaisers Kang hi in den Provinzen erbaut und jetzt noch vorhanden sind, die Sache untersuchen sollen. Nur wenn dieselben sicher als Eigentum von Mitgliedern dieser Religion erwiesen sind, sollen sie ihnen zurückgegeben werden. Ausgenommen sind die Fälle, wo sie in heidnische Tempel oder in Gebäude für den öffentlichen Nutzen umgewandelt sind. Ferner wird bestimmt, daß die, welche Kirchen bauen, sich in den Kirchen zum öffentlichen Kulte versammeln, um dort das Kreuz oder die Statuen und die Bilder zu verehren, daran nicht gehindert werden dürfen."

Nach dem Kriege zwischen England—Frankreich und China im Jahre 1856 stellte die französische Regierung neue Bedingungen. Durch das Friedensprotokoll von Tientsin vom 27. Juni 1858 wurde den Missionaren das freie Umherreisen im Innern gestattet, falls sie im Besitze eines Schutzpasses sind; Artikel VIII dieses Friedensinstrumentes bestimmte, daß China nur die vom französischen Konsul ausgestellten Pässe anzuerkennen habe. — Seit 1888 wurde das Recht, Schutzpässe für Missionare auszustellen, auch Deutschland und Italien eingeräumt.

Schon 1859 entstand ein neuer Krieg zwischen England—Frankreich und China. Er wurde beendet durch den Frieden von Peking am 25.

Oktober 1860. Der Vertrag von Tientsin wurde noch einmal bestätigt. Man fügte aber neue Bedingungen hinzu. In Artikel VI drängte Frankreich noch einmal auf Herausgabe der konfiszierten Immobilien, die schon durch kaiserliches Dekret vom 20. Februar 1846 verordnet, aber noch nicht zur Ausführung gekommen war. Desgleichen erhielten die katholischen Missionare das Privileg, in allen Provinzen Grundstücke zu pachten, zu kaufen und auf denselben nach Belieben Gebäude zu errichten. Der Wortlaut des Artikel VI ist nach dem chinesischen Texte folgender:

„Es soll so schnell wie möglich im ganzen Lande bekannt gegeben werden in den Ausdrücken des kaiserlichen Ediktes vom 20. Februar 1846, daß es einem jeden in allen Teilen Chinas erlaubt ist, die Lehre des „Himmelsherrn" zu verbreiten und auszuüben, zusammenzukommen zur Predigt der Lehre, Kirchen zu bauen und Gottesdienst zu halten. Ferner sollen alle diejenigen, welche Christen unterschiedslos verhaften, entsprechend bestraft werden. Und solche Kirchen, Schulen, Friedhöfe, Ländereien, und Gebäude, die früher verfolgten Christen gehört haben, sollen bezahlt und das Geld dem französischen Vertreter in Peking zur Aushändigung an die Christen in den betreffenden Orten überwiesen werden. Es wird ferner den französischen Missionaren gestattet, in allen Provinzen Grundbesitz zu pachten oder zu kaufen und nach Belieben Gebäude darauf zu errichten."

Das Friedensprotokoll war in französischem und chinesischem Texte ausgeführt. Der französische Text sollte maßgebend sein. Im chinesischen Texte fehlte nun aber bei der Unterzeichnung der Zusatz betreffend Erwerb von Grundstücken usw. Das Fehlen dieser Klausel im chinesischen Texte ist bis heute nicht aufgeklärt. Dem damaligen Dolmetscher der französischen Gesandtschaft Abbé Delamarre wird von gewisser Seite der Vorwurf gemacht, er habe diese Klausel in den französischen Text hineingeschmuggelt. Andererseits aber wagte die chinesische Regierung in der Folge nicht, die sich aus der Klausel ergebenden Forderungen mit Entschiedenheit zurückzuweisen. Es gelang dann im Jahre 1865 dem französischen Gesandten Berthémy, durch Verhandlungen die chinesische Regierung zur Anerkennung dieses Artikels VI zu bewegen. Dabei wurde die Einschränkung vereinbart, daß nicht die einzelnen Missionäre, sondern die Missionsgesellschaften im Innern Grundstücke erwerben dürften.

Artikel XIII des Vertrages vom 25. Oktober 1860 hat folgenden Wortlaut: „Da die christliche Religion die wesentliche Aufgabe hat, die Menschen zur Tugend anzuleiten, sollen die Anhänger aller christlichen Gemeinschaften volle Sicherheit genießen für ihre Person, ihr Eigentum und die ungehinderte Ausübung ihrer Religion. Auch wird man den Missionaren, welche mit ordnungsgemäßen Pässen ausgerüstet sich in friedlicher Absicht ins Innere des Landes begeben, wirksamen Schutz angedeihen lassen. Das Recht, das jedem chinesischen Staatsbürger zugestanden ist, die christliche Religion anzunehmen und ihre Gebräuche frei und ohne

Furcht vor Strafe auszuüben, soll vonseiten der Behörden des chinesischen Reiches in keiner Weise angetastet oder verkürzt werden. Alles und jedes, was vordem auf Befehl der Regierung in China gegen den christlichen Kult geschrieben, angeordnet und veröffentlicht worden ist, sei hiermit zurückgezogen und abgeschafft und soll in allen Provinzen des Reiches keine Geltung mehr haben."

Das Privileg der Missionare, im Innern des Landes Grundstücke zu erwerben, wurde definitiv geregelt durch einen neuen Vertrag zwischen dem französischen Gesandten Gérard und dem Tsungli-Jamen am 14. April 1895. Darin wird bestimmt, „daß in Zukunft, wenn die französischen Missionare im Innern des Landes Ländereien oder Gebäude erwerben, der Verkäufer in dem Kaufvertrage angeben muß, daß sein Eigentum durch Verkauf in den Besitz der katholischen Mission seines Ortes übergegangen ist. Es ist unnütz, den Namen des Missionars oder eines Christen in den Kaufvertrag aufzunehmen. Nach Abschluß des Kaufvertrages wird die katholische Mission die durch das chinesische Gesetz für alle Verkäufe vorgeschriebene Taxe entrichten. Der Verkäufer braucht nicht die lokalen Behörden von der Absicht des Verkaufes zu benachrichtigen, er braucht auch nicht im Voraus um die Erlaubnis dazu einzukommen."

Zum rechten Verständnisse aller dieser Verträge zwischen der französischen und chinesischen Regierung muß man folgendes im Auge behalten. Nach Abschluß der ersten Verträge von 1844 und 1846 mit Kaiser Dau kuang hatte Kaiser Hiën fung (1850—1861) sogleich nach dem Tode seines Vaters die alten Verfolgungsdekrete im geheimen erneuert. Infolgedessen wurde eine Reihe von Missionaren eingekerkert und ermordet. Daraus erklärt sich der neue Druck Frankreichs auf die chinesische Regierung. Kaiser Tung dsche (1861—1875) suchte sich gleichfalls den vertraglichen Verpflichtungen zu entziehen. Das zeigt das Blutbad von Tientsin im Jahre 1870. Nicht besser war es unter Kaiser Kuang sü (1875—1908), wie die Ereignisse vom Jahre 1900 beweisen.

Die neugegründete chinesische Republik garantierte den auswärtigen Mächten alle von der Mandschu-Regierung eingegangenen Verpflichtungen. Aber auch die Republik machte verschiedentlich den Versuch, in der einen oder anderen Provinz die Verträge außer Kraft zu setzen. Allen Anzeichen nach stellte die Regierung absichtlich an dem einen oder anderen Orte den Versuch an, ob sie sich ohne Einspruch der auswärtigen Mächte ihren Verpflichtungen entziehen könnte. Sobald dann Einspruch erhoben wurde, gab sie den Versuch auf. Darüber zwei interessante Dokumente!

Am 24. Juli 1920 erschien in der Ki dschang je bau, einer chinesischen Zeitung von Kirin in der Mandschurei, folgender offizieller Erlaß an die Beamten:

„Das Schatzamt macht Euch darauf aufmerksam, daß die ausländischen Missionare des öfteren Häuser und Grundstücke auf den Titel

der Mission kaufen. Es ist notwendig, daß Ihr sorgsam darauf achthabet. Dieses Vorgehen verletzt die Hoheitsrechte des chinesischen Staates. Deswegen ermahnen wir alle Kreisbeamte, daß gemäß der Verordnung des Finanz-Ministeriums in Zukunft den Missionaren keine Grundstücke verkauft, sondern nur verpachtet werden dürfen. Wenn die Missionare etwas erwerben, muß in dem Kaufvertrage geschrieben werden, daß die Grundstücke für den Gebrauch der Gemeinde dienen, ohne daß der Name des Missionars oder seine Nationalität oder der Name eines Christen genannt wird, damit für die Zukunft Schwierigkeiten vermieden werden. Alle öffentlichen Ämter, welche das Überschreiben von Grundstücken auszufertigen haben, müssen über den Kaufvertrag aufgeklärt werden. Die Vorsteher dieser Ämter müssen, wenn ihnen ein Kaufvertrag den lokalen Gewohnheiten gemäß vorgelegt wird, eine genaue Untersuchung anstellen über die Art des Kaufes, über die Größe der Häuser und verkauften Grundstücke, über Lage, Preis und Anzahl der verkauften Grundstücke. Nachdem alle diese Punkte untersucht und gesammelt sind, müssen sie dieselben an das Schatzamt in Kirin senden. Dieses Amt wird dann ein besonderes Formular zustellen, damit die Grundstücke auf ewige Zeiten verpachtet werden. Ich bitte, daß Ihr ganz besonders auf diese Angelegenheit achthabet."

Das Schatzamt in Kirin erklärte auf Befragen, den Behörden in den Provinzen Tschili und Ngän hui sei ein gleiches Aktenstück zugestellt worden. Man geht kaum fehl in der Annahme, daß dieses Aktenstück aus dem Finanzamte Peking stammt und einen Versuch darstellt, unauffällig die alten Verträge abzuändern. Dieser Erlaß ist in der chinesischen Staatszeitung nicht erschienen. Sobald dann von den Missionsleitern auf die bestehenden Verträge aufmerksam gemacht wurde, ist die Sache eingeschlafen.

Der Peking Leader, Asiatic agence, berichtet unter dem 25. September 1925: „Die französische Gesandschaft hat die Aufmerksamkeit der chinesischen Regierung auf die kürzlich veröffentlichte Verordnung des Tu tung von Sui yüän gelenkt, wodurch er den Eingeborenen verbietet, den Missionaren und ausländischen Kaufleuten Häuser und Grundstücke zu verkaufen. Die Regierung hat an den General Dschang dse djang (ein General in der Armee des sogenannten „christlichen Generals" Fung yü siang und selbst Protestant) telegraphiert und um Auskunft gebeten. Da diese Verordnung gegen die bestehenden Verträge zwischen China und den auswärtigen Mächten verstößt, ist General Dschang angewiesen worden, die Verordnung aufzuheben, um Schwierigkeiten mit den Fremden zu vermeiden."

Aus dem bisher Gesagten ergibt sich bezüglich der rechtlichen Stellung der Missionare in China Folgendes: Die katholischen Missionen in China stehen unter französischem bzw. einem anderen staatlichen Protektorate. Die auswärtigen Missionare erhalten von ihrer Schutzmacht einen

amtlichen Paß ausgestellt, der ihnen Schutz garantiert gemäß den zwischen China und den auswärtigen Mächten geschlossenen Verträgen. Sie haben ferner das Recht, überall im Lande ungehindert die katholische Religion zu verbreiten, Häuser und Grundstücke zu pachten, zu kaufen und auf den erworbenen Grundstücken Kirchen, Kapellen, und andere Gebäude zu erbauen. Endlich genießen sie das Recht der Exterritorialität.

Frankreich beansprucht seit dem Jahre 1844 das Protektorat über alle katholischen Missionen. Es ist hier nicht der Ort, über die wahren Absichten Frankreichs zu urteilen. Jedenfalls muß man zugeben, daß Frankreich tatsächlich den Missionaren die freie Verkündigung der katholischen Religion und den chinesischen Christen das freie Bekenntnis ihres Glaubens durchgesetzt hat. Dafür verdient Frankreich Dank. Der Druck Frankreichs auf die chinesische Regierung ist zu beklagen. Man muß ihn aber beurteilen nach den jahrhundertelangen Quälereien und Mißhandlungen der Missionare und Christen. Unter den Missionaren befanden sich besonders viele französische Untertanen.

Unter den Missionaren selber sind die Ansichten betreffs des Protektorates stets sehr geteilt gewesen. Neben grundsätzlichen Gegnern jedes staatlichen Schutzes gibt es einsichtige Missionare, die das Protektorat für ein notwendiges Übel halten. Sie würden gerne auf das Protektorat verzichten, glauben aber, unter den obwaltenden Verhältnissen nicht darauf verzichten zu können. Ihre Ansicht beruft sich auf die immerwährenden Bemühungen und Winkelzüge der chinesischen Regierung, an ihren vertraglich garantierten Verpflichtungen vorbeizukommen. Man ist der Meinung, ohne das Protektorat einer fremden Macht würde sich China bald an keine vertragliche Abmachungen mehr gebunden halten.

Soviel ist freilich sicher: Es wäre ein schwerer Mißgriff, wenn die Mission sich einseitig auf eine auswärtige Macht stützen wollte. Soviel ist aber auch sicher, — und das sollte man in Europa nicht vergessen — daß die Mission in China durch karitativ-soziale Tätigkeit, durch Pflege der Wissenschaft und des Schulwesens allein, wie die Verhältnisse nun einmal lagen, niemals ihre Freiheit erlangt haben würde, eine Freiheit, die in heutigen Zeiten für jeden Staat selbstverständlich ist. Abgesehen davon wurde karitative und erzieherische Tätigkeit zum Teile erst durch das Protektorat und unter dem Protektorate möglich gemacht.

Das Privileg Grundbesitz zu erwerben, Kirchen, Kapellen und andere Gebäude zu errichten, ist ein Recht, das die chinesische Regierung schon während der Mongolenherrschaft, unter den letzten Ming-Kaisern und besonders zur Zeit der ersten Mandschu-Kaiser Suindsche und Kang hi den katholischen Missionaren aus freien Stücken eingeräumt hatte. Das darf zur rechten Würdigung nicht vergessen werden. Und schließlich sind doch der Grundbesitz und andere Immobilien, die von der Mission erworben werden, im Grunde für die Chinesen und verbleiben den Chinesen. Erstens

arbeitet die Mission im Interesse des chinesischen Volkes. Sodann ist auch die Zeit abzusehen, wo die katholische Kirche in China auf eigene Füße gestellt wird und sämtliche Immobilien von selbst an chinesische Untertanen fallen. Weiter ist wohl zu bedenken, daß die katholische Mission von allen Grundstücken genau wie jeder chinesische Untertan dem Staate die Steuer bezahlt. Jeder Missionar tut gut, in gegebenen Fällen die Behörden auf diese Tatsachen aufmerksam zu machen; erfahrungsgemäß findet er damit bei den Beamten immer gutes Verständnis. Wenn endlich die Regierung versucht, das Recht des Kaufens von Grundstücken in „Pacht auf ewige Zeiten" umzuändern, so könnte das der Mission im Grunde einerlei sein, für den Fall, daß sie keine unlauteren Nebenabsichten hegt.

Den größten Stein des Anstoßes bei Chinesen und bei gewissen Kreisen in der Heimat bildet das Recht der Exterritorialität, dessen sich die Missionare erfreuen oder zum Teil erfreut haben. Sie sind durch dieses Recht der chinesischen Gerichtsbarkeit entzogen und unterstehen allein der Gerichtsbarkeit ihrer Konsuln. Das Mißbehagen der Chinesen ist allerdings zu verstehen. Sie haben nicht gerade Unrecht mit der Behauptung, durch dieses Privileg sei ein Staat im Staate geschaffen. Man muß indessen folgendes bedenken:

Die Missionare sind nicht als solche der chinesischen Gerichtsbarkeit entzogen. Sie genießen dieses Recht wie jeder andere Bürger ihres Staates, der in China lebt. Die Mächte aber haben ihre Untertanen durch staatliche Verträge der chinesischen Gerichtsbarkeit entzogen aus Gründen, die nur der versteht, welcher aus langer Erfahrung mit den rechtlichen Zuständen im Lande bekannt ist. Jemand, der nur auf einer gelegentlichen Durchreise mit chinesischen Beamten zusammentrifft und sich von ihren schönen Reden imponieren läßt, erhält den besten Eindruck von den Rechtszuständen im Lande. Sein Urteil stützt sich aber in den meisten Fällen auf grundfalsche Voraussetzungen. Selbst heutigentags sind gewisse Mächte nicht ohne Grund sehr vorsichtig im Aufgeben früher erworbener Rechte und verlangen dafür vonseiten der Chinesen wirksame Garantien.

Der päpstliche Stuhl versuchte schon im Jahre 1885, und dann wieder im Jahre 1891, in Peking einen eigenen Legaten anzustellen. Der Versuch scheiterte beidemal an dem Widerstande der französischen Regierung. Durch Entsendung des jetzigen päpstlichen Delegaten nach Peking ist das Protektorat Frankreichs nach offiziellen Erklärungen nicht in Frage gestellt. Das Allein-Protektorat Frankreichs ist aber längst durchbrochen. Die Steyler-Mission stellte sich im Jahre 1890 unter deutschen Schutz, unsere Mission von Tsinanfu tat das Gleiche im Jahre 1913. Die italienische Regierung übernahm seit dem Jahre 1900 den Schutz verschiedener italienischer Missionen.

Regionalseminar in Hung dja lôu bei Tsinanfu. Im Hintergrund die Kathedrale (Z. S. 137).

Lehrpersonen und Kleriker des Regionalseminars (Zu Seite 137).

Auch gemäß unseren deutschen Schutzpässen verspricht uns die chinesische Regierung überall wirksamen Schutz, gibt uns das Recht, überall frei unsere Religion zu verbreiten, Häuser und Grundstücke zu pachten oder zu kaufen und überall Kirchen, Kapellen und andere Gebäude zu errichten.

Die deutsche Regierung hat im Jahre 1898 bei Ermordung der beiden Steyler Patres Henle und Nies wirksam zum Schutze der Mission eingegriffen. Sie benutzte diese Gelegenheit zur Besetzung der Kiautschou-Bucht. Zur richtigen Beurteilung dieser Tatsache sei folgendes bemerkt. Nach persönlichen Mitteilungen eines alt-erfahrenen deutschen Konsularbeamten in China hatte die chinesische Regierung dem Deutschen Reiche für die guten Dienste, die Deutschland der chinesischen Regierung bei den Friedensverhandlungen nach dem chinesisch-japanischen Kriege erwiesen hatte, die Abtretung eines Hafens versprochen. In der Folge drückte sich die chinesische Regierung immer wieder an der Einlösung ihres Versprechens vorbei. Deswegen benutzte Deutschland die vorhin genannte Gelegenheit dazu, China zur Haltung seines Versprechens zu zwingen.

Wir deutschen Franziskaner sind von Anfang an grundsätzlich jeder Einmischung der deutschen Regierung zu unseren Gunsten aus dem Wege gegangen. Wir haben in allen Schwierigkeiten mit bestem Erfolge immer mit den chinesischen Beamten selbst verhandelt und haben dies Vorgehen nicht zu bereuen gebraucht. Als China während des Weltkrieges gegen Deutschland in Kriegszustand getreten war und auf Betreiben der alliierten Mächte gegen die feindlichen Untertanen eine Reihe Kriegsgesetze erlassen wurde, hat uns die chinesische Regierung den Verhältnissen entsprechend mit der größten Rücksicht behandelt. Sämtliche Beamte haben uns gegenüber beide Augen zugedrückt, sodaß wir beinahe wie in Friedenszeiten unseren seelsorglichen Pflichten nachkommen konnten. Als dann später im Jahre 1919 auf Drängen der Alliierten sämtliche Deutsche und auch wir Missionare zur Ausweisung verurteilt werden sollten, hat sich die chinesische Regierung gesträubt, solange es ihr nur möglich war. Und als sie gezwungen dem fremden Drucke nachgab, erklärten die Beamten uns gegenüber ganz offen, China handle gegen seinen Willen einzig auf fremden Zwang hin. Der damalige Gouverneur von Schantung Dschang schu yüän aber versprach unserem Bischof Giesen, unsere Befreiung durchzusetzen. Er forderte von allen seinen Beamten ein Gutachten über die deutschen Missionare ein, das von allen in günstigem Sinne beantwortet wurde. Daraufhin wurden wir ausnahmslos von der Deportierung befreit und konnten nach einigen Tagen in unsere Wirkungskreise zurückkehren. Ja, die meisten Beamten haben dafür Sorge getragen, daß wir mit „gutem Gesichte" in unsere Bezirke zurückkehrten, sodaß uns die Ausweisung in den Augen des Volkes in keiner Weise geschadet hat. Das sei zu Ehren der chinesischen Beamten nicht verschwiegen!

Durch den Friedensschluß nach dem Weltkriege sind wir deutsche Missionare wie alle übrigen Deutschen, Österreicher, Russen und Türken unter chinesische Gerichtsbarkeit gestellt worden. Wir haben also die Exterritorialrechte verloren. Die chinesische Regierung hat damit unseren Schutz übernommen. Voraussichtlich werden wir uns bei dem chinesischen Schutze nicht schlecht stehen, solange wir die einzigen auswärtigen Nationen unter chinesischer Gerichtsbarkeit sind. Zweifelsohne werden aber alle übrigen Ausländer ohne Ausnahme sich in gar nicht ferner Zeit gleichfalls zum Aufgeben ihrer Vorrechte gezwungen sehen. Die Entscheidung scheint nahe bevorzustehen. Was dann wird, vor allem welche Erfahrungen dann die katholische Mission machen wird, ist zur Zeit noch nicht vorauszusehen.

Jeder Einsichtige fühlt es China nach, wenn es auf Änderung gewisser Verträge dringt. Eine friedliche Regelung ist aber fraglos besser als gewaltsames Vorgehen. Sie wäre im Interesse beider Teile nur zu wünschen. Wenn China, das sich dem internationalen Verkehr nicht mehr entziehen kann, dahin kommt, eine gerechte und humane Verfassung durchzusetzen, so kann die katholische Mission ruhig auf jedes Protektorat und auf alle Sonderrechte verzichten.

Neuntes Kapitel.

Priesterseminar und einheimischer Klerus.

Dem ausländischen Missionar in China gilt die Mahnung des heiligen Paulus (I. Cor. 10, 32. 33): „Seid ohne Anstoß für .... die Heiden und die Kirche Gottes, sowie auch ich allen in allem zu Gefallen bin, indem ich nicht suche, was mir nützt, sondern was den vielen nützt, damit alle selig werden!“ Der Missionar ist nicht dazu gekommen, sich im fremden Lande ein gemütliches Heim zu schaffen. Er soll unter Heiden den Tempel Gottes erbauen. Alle seine Arbeit verfolgt das eine Ziel, das Volk, unter dem er wirkt, für den christlichen Glauben zu gewinnen. Das Endziel ist die Bekehrung des ganzen Volkes. Solange dies Ziel nicht vollkommen erreicht ist, begnügt er sich mit der Bekehrung einer größeren oder geringeren Anzahl von Personen. Das Haupt- und Endziel darf aber niemals aus den Augen verloren werden; darauf muß sich alle Arbeit konzentrieren.

Ist das Volk einmal in großen Massen oder doch in genügender Anzahl katholisch geworden, so muß die einheimische Kirche auf eigene Füße gestellt werden. Sie übernimmt dann selbständig die Verwaltung. Sie kommt aber auch selbständig auf für alle Auslagen des Kultus und der kirchlichen Einrichtungen. Damit ist von selbst die Schaffung eines einheimischen Klerus gefordert. Sind einmal in einem Missionsbezirke die Verhältnisse soweit gediehen, daß der einheimische Klerus in genügender Zahl vorhanden ist, die Leitung der kirchlichen Verhältnisse selbständig in die Hand nehmen kann, und daß die Christen für die nötigen Auslagen aufzukommen imstande sind, so ist naturgemäß die Arbeit der ausländischen Missionare beendet. Sie können dann ähnlich wie in Europa in der Mission als Hilfsklerus weiter in der Seelsorge tätig sein. Oder sie können in einer anderen Gegend eine neue Mission gründen. Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß der ausländische Klerus früher oder später dem einheimischen weichen muß. So war es in allen Ländern, sobald das Christentum genügend festen Fuß gefaßt hatte. So wird es früher oder später auch in China sein. Ebenso wenig unterliegt es einem Zweifel, daß der einheimische Klerus schon beizeiten auf diese seine künftige Aufgabe vorbereitet und in die Verwaltung eingeweiht werden muß. Denn auch die Verwaltung will erlernt sein.

Nach dem Urteile des päpstlichen Stuhles ist für die chinesische Mission der Zeitpunkt gekommen, mit diesen Vorbereitungen Ernst zu machen. Es gibt bereits sechs chinesische Bischöfe. Dazu ist eine ganze Reihe eigener Gebiete für den einheimischen Klerus schon abgetrennt worden. Das ist bereits auch in unserer Mission geschehen. Daneben bleibt vorläufig noch soviel Arbeit zu tun, und auf lange Zeit gibt es noch so viele Heiden zu bekehren, daß sowohl der ausländische wie der einheimische Klerus noch ein ungeheueres Arbeitsfeld vor sich hat. Der Zustrom von ausländischen Missionaren wird voraussichtlich noch für lange Zeit notwendig sein.

Die Schaffung eines einheimischen Klerus hat aber noch andere Gründe. Es ist recht und billig, ja ein Gebot der Klugheit, die Chinesen selber für die Bekehrung ihres Volkes zu begeistern und heranzuholen. Viele Schwierigkeiten, die den ausländischen Missionar behindern, haben sie als Landeskinder gar nicht oder doch in weit geringerem Maße. Die Schaffung eines einheimischen Klerus trägt außerdem auch viel bei zur Zerstreuung von Vorurteilen. Manche Heiden beargwöhnen unsere Tätigkeit. Sie können den Gedanken nicht fassen, daß wir ohne alle Nebenabsichten einzig in ihrem Interesse arbeiten. Wenn sie nun mit eigenen Augen sehen, wie ihre Landeskinder zu derselben Würde erhoben werden wie die Ausländer, und erst recht wenn die Ausländer ihren Landsleuten die ganze Mission abtreten, liefern wir ihnen den handgreiflichen Beweis unserer lauteren Gesinnung. Sie können dann nicht umhin, unser uneigennütziges Wirken anzuerkennen. Eine besonders wichtige Aufgabe harrt des einheimischen Klerus in Zeiten der Verfolgung oder politischer Verwicklungen. Es ist gar nicht ausgemacht, daß die Zeiten der Verfolgung in China vorüber sind. Die Ausweisung aller ausländischen Missionare steht bei dem langjährigen Fremdenhasse mancher Kreise durchaus im Bereiche der Möglichkeit. Beim Fehlen eines einheimischen Klerus wären unsere Christen in solchen Zeiten ohne Seelsorger und ohne Halt.

Aus diesen Gründen dringt der römische Stuhl seit langen Zeiten in den Missionsländern immer wieder auf baldige Schaffung eines einheimischen Klerus. Vor allem für China legt schon Alexander VII. im Jahre 1659 allen apostolischen Vikaren dringend ans Herz, vor allen Dingen und auf jede Weise auf Erziehung eines guten einheimischen Klerus hinzuarbeiten.

In den ersten Zeiten unserer Mission hören wir nichts über das Wirken chinesischer Priester. Höchstwahrscheinlich gab es damals in Schantung keine. Die ständigen Verfolgungen machten die Ausbildung einheimischer Priester schwierig, wenn nicht unmöglich. Sicher wirkten beim Tode des P. Bonaventura († 1797) zwei chinesische Priester in Schantung. Sie waren für lange Jahre die einzigen Seelenhirten in unserem großen Missionsgebiete. Später kam ab und zu ein chinesischer Priester aus Schansi oder Peking nach Schantung. Sogleich mit Errichtung des selbständigen Vikariates Schan-

tung wurde dann mit Heranbildung eines einheimischen Klerus begonnen. Darüber kurz folgende Notizen:

Mgr. Besi war am 3. September 1839 zum ersten Apostolischen Vikar von Schantung ernannt worden. Sogleich nach seiner Weihe begab er sich nach Schantung. Indessen wurde er schon am 19. Dezember desselben Jahres gleichzeitig zum Administrator der Diözese Nanking ernannt. Nach seinem Besuche in Schantung reiste er am 17. Oktober 1841 (er war am 14. März 1841 geweiht worden) nach Kiangnan, um auch dort die Verhältnisse in Augenschein zu nehmen. Beide Missionen befanden sich in überaus traurigem Zustande. Bischof Besi erachtete die sofortige Eröffnung eines gemeinsamen Seminars für Kiangnan und Schantung mit vollem Rechte für das beste Mittel zur Hebung der gemeinsamen Missionsgebiete. Gerade zu jener Zeit hatte Besi die P.P. Jesuiten für seine Diözese Nanking berufen. Ihnen übertrug er die Leitung des neuen Seminars. 1843 trafen die drei ersten Jesuiten in Kiangnan ein. P. Bruyere wurde mit Errichtung des Seminars betraut. Das Seminar wurde am 3. Februar 1843 in der Christengemeinde Dschang pu tchiau, nicht weit von Schanghai, eröffnet. P. Bruyere begann mit 22 Alumnen im Alter von 13—18 Jahren. 17 der Alumnen stammten aus Kiangnan, 5 aus Schantung.

Die Christen von Dschang pu tchiau waren indessen mit der Errichtung des Seminars in ihrem Dorfe nicht recht einverstanden. Sie fürchteten, die Ansammlung so vieler junger Leute würde Auffallen erregen. Das konnte leicht Nachforschungen und Belästigungen vonseiten der Beamten nach sich ziehen. Infolgedessen wurde das Seminar im Juli 1843 nach Huang tang, in unmittelbare Nähe von Schanghai verlegt. Dort erbauten die Jesuiten auch ihre Residenz. Die Christen von Huang tang waren über die Wahl ihres Ortes außerordentlich erfreut. Bei Aufführung der neuen Gebäude für das Seminar im Jahre 1845 leisteten sie mit Freude unentgeltlich Handlangerdienste. Im November 1844 war die Zahl der Seminaristen auf 32 gestiegen. Sechs davon stammten aus Schantung. Die Seminaristen erhielten Unterricht im Lateinischen und in der chinesischen Literatur. Für das Chinesische waren zwei chinesische Lehrer angestellt. In den Berichten an die S. Congregatio und an die Oberen in Europa spricht sich der Direktor lobend über den Eifer und die Fortschritte seiner Zöglinge aus. Gleichzeitig aber berichtet er von Eifersucht zwischen den jungen Leuten von Kiangnan und Schantung, was bei der großen Verschiedenheit der beiden Provinzen nicht wundernehmen kann.

Bischof Besi kehrte am 21. November 1847 nach Europa zurück, nachdem er Mgr. Maresca zu seinem Koadjutor konsekriert hatte. Für Schantung hatte er bereits am 11. Mai 1845 dem P. Moccagatta die bischöfliche Weihe erteilt. Vor seiner Abreise am 15. Oktober 1847 schickte Besi die Seminaristen aus Schantung in ihre Heimat zurück. Sie trafen im November in Sche öl li dschuang ein, wo ein eigenes Seminar für Schan-

tung errichtet worden war. Der Biscof selbst übernahm vorläufig die Leitung. Da indessen die Gebäulichkeiten in der bischöflichen Residenz bei weitem nicht ausreichten, baute Moccagatta ein neues Seminar, das im April 1848 fertiggestellt war.

Am 18. Oktober 1849 war P. Eligius Cosi als einer der ersten Missionare in Sche öl li dschuang eingetroffen. Ihn ernannte der Bischof sogleich zum Direktor des Seminars. Cosi begann seine Lehrtätigkeit mit 15 Schülern. Sieben von diesen konnte Bischof Moccagatta im Jahre 1850 die erste Tonsur geben. Als erster aus dem neuen Seminar wurde am 19. April 1851 P. Matthaeus Hu aus Sche öl li dschuang zum Priester geweiht. Im Jahre 1856 mußten die Gebäulichkeiten des Seminars bedeutend vergrößert werden. Cosi war bis dahin als einziger Priester im Seminar tätig gewesen. Ende 1856 erhielt er in der Person des P. Antonius Feliciani einen Gehilfen. Dieser übernahm die jüngeren Seminaristen bis zum Jahre 1859. Am 17. Mai dieses Jahres reiste er im Auftrage der S. Congregatio zur Schlichtung einer Streitfrage zwischen Bischof und Klerus nach Schansi. Dort starb er im Mai 1866.

Während der Taiping-Revolution von 1850—1867 schwebte die bischöfliche Residenz von Sche öl li dschuang verschiedene Male in großer Gefahr. Deshalb verlegte Moccagatta die bischöfliche Residenz und das Seminar am 8. Januar 1863 nach Tsinanfu, wo er kurz vorher (1862) die alte Residenz der Jesuiten zurückerworben hatte. Dort blieb das Seminar 13 Jahre. Damals wirkten als Professoren: P. Cosi (er wurde am 5. Februar 1865 Koadjutor des Bischofs Moccagatta), P. Angelus Angelini (er war am 25. August 1864 angekommen und starb am 12. April 1877) und endlich P. Stephanus Pasinetti (seit dem 22. November 1873; gestorben am 24. April 1893). Im Jahre 1876 siedelte das Seminar unter seinem Direktor P. Stephanus von der Stadt Tsinanfu nach Hung dja lou, 3 km östlich von der Stadt, über. Der Bischof hatte dort seit dem Jahre 1865 verschiedene Grundstücke erworben. Allmählich hatte sich dort auch eine Reihe christlicher Familien angesiedelt. Von den Seminaristen blieben damals die 2 Minoristen Simon Kau und Paulus Wang in der Stadt Tsinanfu zurück, wo ihnen der Bischof persönlich den letzten Unterricht erteilte.

Nach dem Tode Cosis am 12. Januar 1885 wurde Mgr. Benjamin Geremia Bischof. Er ernannte im Mai 1886 den P. Pius Trovarelli zum Direktor des Seminars als Nachfolger des P. Pasinetti. P. Pius war am 3. Juli 1884 in Schantung angekommen und blieb 29 Jahre Direktor des Seminars. Im folgenden Jahre 1887 wurde das große Seminar von dem kleinen abgetrennt. P. Pius zog infolgedessen am 5. Februar 1887 mit den Theologen in die Stadt Tsinanfu zurück, während das kleine Seminar in Hung kia lou verblieb. Bis zu dieser Zeit war im großen Seminar nur Theologie doziert worden. Jetzt wurde ein Kursus Philosophie eingelegt. P. Pius verfaßte selbst ein brauchbares philosophisches Handbuch. Unter Bischof De Marchi (seit

1888) baute P. Erlemann aus der Steyler-Missionsgesellschaft im Jahre 1898 in der Stadt Tsinanfu ein neues, geräumiges Seminar. Bischof Giesen machte diese Gebäude im Jahre 1906 zu seiner bischöflichen Residenz. und verlegte das große Seminar nach Hung kia lou zurück. Dort waren im Jahre vorher für beide Seminare neue Gebäude aufgeführt worden. Bis zu diesem Jahre hatte P. Pius Trovarelli allein den ganzen philosophischen und theologischen Unterricht zu bewältigen. Er erhielt nun einen Gehilfen: P. Cyrillus Jarré von 1910—1913, P. Sigismund Michels von 1913 bis 1914 (er starb in Tsingtau während der Belagerung durch die Japaner) und P. Adalbert Schmücker von 1914—1915. Nachdem P. Pius im August 1915 wegen vorgerückten Alters sein Amt als Seminardirektor niedergelegt hatte, wurde P. Adalbert Schmücker dessen Nachfolger. Sein Gehilfe war P. Alphons Schnusenberg von 1915—1922. Nach Ernennung des P. Adalbert zum Apostolischen Vikar übernahm P. Cyrillus Jarré die Leitung des großen Seminars. Nebenbei waren ständig zwei chinesische Professoren tätig. Über den Lehrstoff wird später die Rede sein.

Das kleine Seminar ist den Tridentinischen Vorschriften gemäß von dem großen getrennt und besitzt seinen eigenen Direktor. Es sind in demselben zurzeit vier europäische Patres und zwei chinesische Lehrer tätig. Der Lehrstoff umfaßt Religion, Chinesisch, Latein, Mathematik, Geschichte, Geographie, Physik, Chemie, Gesang und Turnen. Der ganze Kursus dauert 8 Jahre.

In den Akten des Seminars ist die Anzahl der Alumnen in beiden Seminarien leider gemeinsam aufgeführt. Die Zahlen von 1880—1904 weisen große Lücken auf. Die Schülerzahl zeigt folgendes Bild:

Im Jahre	1843	Seminaristen	5		Im Jahre	1894	Seminaristen	?
„ „	1844	„	6		„ „	1904	„	31
„ „	1854	„	11		„ „	1914	„	56
„ „	1864	„	?		„ „	1924	„	44
„ „	1874	„	16		„ „	1927	„	55
„ „	1884	„	?					

Aus unserem Seminar sind bis jetzt 65 einheimische Priester hervorgegangen. Soweit mir die Akten zugänglich waren, wurden in den einzelnen Jahren zu Priestern geweiht:

Im Jahre	1851	wurden	geweiht	1		Im Jahre	1884	wurden	geweiht	1
„ „	1852	„	„	2		„ „	1890	„	„	5
„ „	1855	„	„	1		„ „	1893	„	„	2
„ „	1860	„	„	3		„ „	1894	„	„	4
„ „	1869	„	„	2		„ „	1897	„	„	1
„ „	1874	„	„	2		„ „	1902	„	„	4
„ „	1876	„	„	1		„ „	1903	„	„	1
„ „	1878	„	„	1		„ „	1904	„	„	1

Im	Jahre	1906	wurden	geweiht	3	Im	Jahre	1920	wurden geweiht 4
„	„	1909	„	„	4	„	„	1922	„ „ 2
„	„	1911	„	„	2	„	„	1923	„ „ 1
„	„	1915	„	„	4	„	„	1924	„ „ 5
„	„	1918	„	„	2	„	„	1926	„ „ 1

Von 5 einheimischen Priestern konnte ich das Jahr ihrer Ordination nicht mehr in Erfahrung bringen. Die Zahl von 65 Priestern in einem Zeitraum von 84 Jahren erscheint auf den ersten Blick niedrig. Freilich zeigte das Seminar in den ersten Jahrzehnten naturgemäß eine sehr mangelhafte Organisation. Es wurde aber ständig verbessert. Mit der Verbesserung des Seminars stieg auch die Anzahl der Priester. Zur Beurteilung der Priesterzahl muß man indessen auch die Zahl der Christen in Anschlag bringen. Ich verweise auf die entsprechenden Statistiken im geschichtlichen Teile. Ferner ist zu bedenken, daß sich unsere einheimischen Priester naturgemäß fast ausschließlich aus altchristlichen Familien rekrutieren, wenn sich auch einige Neuchristen unter ihnen finden. Die Zahl der Altchristen ist aber bedeutend niedriger als die Gesamtzahl der Christen überhaupt. Daß die Erreichung des Priestertums in den Missionsländern aber ganz besondere Schwierigkeiten bietet, und daß infolgedessen eine erhebliche Anzahl der Alumnen zurücktritt, findet wohl jeder natürlich. Die Zurückgetretenen sind aber meist für die Mission nicht verloren, und die von der Mission aufgewendete Mühe ist keineswegs vergebens. Eine gute Anzahl zurückgetretener Seminaristen arbeitet in der Mission als Katechisten, als Ökonomen und Diener der Missionare. Sie werden durchweg ihrer guten Eigenschaften wegen von den Missionaren vor anderen bevorzugt. Nimmt man alle diese Momente zusammen, so ist das Resultat unserer Seminarien durchaus gut zu nennen, erst recht, wenn man die Ergebnisse anderer chinesischer Seminare zum Vergleiche heranzieht. Über die Leistungen unserer einheimischen Priester und ihr Verhältnis zu den ausländischen Missionaren werden nachher noch einige Worte gesagt.

Mit Errichtung eines Regional-Seminars hat unser Vikariat seit einigen Jahren einen neuen bedeutsamen Auftrag erhalten. Darüber kurz folgendes.

Papst Benedikt XV. spricht in seinem apostolischen Schreiben „Maximum illud“ vom 30. November 1919 unumwunden die Forderung aus, daß der einheimische Klerus in den Missionsländern gut ausgebildet werden muß, wenn er den Hoffnungen, die man auf ihn setzt, entsprechen soll. Nach den Worten des Papstes genügt keineswegs eine halbe, unvollkommene Ausbildung, sodaß der Klerus eben imstande ist, die priesterlichen Funktionen zu verrichten. Es soll im Gegenteil den einheimischen Priestern eine in jeder Hinsicht vollkommene Ausbildung gegeben werden, eine Ausbildung, wie sie die Priester der gebildeten Nationen zu erhalten pflegen. Zur Erreichung dieses hohen Zieles empfiehlt der Papst die Errichtung von Regional-Seminarien.

Auch der apostolische Visitator Mgr. De Gébriant drang in den Jahren 1919—1920 überall mit apostolischem Freimute auf Errichtung von Regional- bezw. Zentral-Seminarien. Deshalb schlugen die Franziskanerbischöfe der beiden Provinzen Hupei und Hunan im Jahre 1920 die Errichtung eines Zentral-Seminars in der Stadt Hankow für alle chinesischen Franziskaner-Vikariate vor. Die nördlichen Vikariate standen diesem Plane ablehnend gegenüber. Bei dem großen Unterschiede in Sitten, Gebräuchen und Sprache zwischen Nord- und Süd-China erschien ihnen dieser Plan undurchführbar. Die Franziskanerbischöfe von Hupei und Hunan errichteten deshalb für sich allein ein Zentral-Seminar.

Aber auch bei den nordchinesischen Franziskanern ruhte die Angelegenheit nicht. Auf der ersten chinesischen Plenarsynode von Schanghai im Jahre 1924 kam nach Besprechungen mit dem päpstlichen Delegaten Mgr. Costantini eine Einigung zustande. Man beschloß, für den Westen ein Regional-Seminar in Si ngän fu zu gründen, für die übrigen Vikariate in unserer bischöflichen Residenz Tsinanfu. Der päpstliche Delegat befürwortete diesen Plan in warmen Worten, und so gab die S. Congregatio gerne ihre Zustimmung. Die S. Congregatio übertrug dieses Regional-Seminar unserem Orden, um so die einzelnen Bischöfe der Sorge um Beschaffung tüchtiger Professoren zu überheben. Die Ordensbehörde beauftragte unsere Provinz mit der Stellung geeigneter Professoren. Außer unserer Mission senden folgende Vikariate ihre Alumnen zur Ausbildung in unser Regional-Seminar: die französischen Franziskaner von Ost-Schantung, die holländischen Franziskaner von Süd-Schansi, die italienischen Franziskaner von Mittel-Schansi und die bayerischen Franziskaner von Nord-Schansi. Desgleichen müssen alle Franziskaner-Vikariate in den beiden Provinzen Schantung und Schansi, die in Zukunft noch errichtet werden, ihre Seminaristen in unser Regional-Seminar senden.

Das Regional-Seminar begann am 15. September 1925 mit 27 Philosophen. Im Jahre 1927 zählte es 44 Theologen und Philosophen. Der philosophisch-theologische Kursus ist vorläufig auf 6 Jahre berechnet. Der Unterricht umfaßt folgende Lehrfächer: Philosophie, lateinische und chinesische Literatur, Kirchengeschichte, Moral, Dogmatik, Exegese, Kirchenrecht, Homiletik und Pastoral. Zurzeit sind am Seminar tätig: 1 Direktor, 6 europäische Professoren und 2 chinesische Lehrer.

Im folgenden geben wir einige kurze Ausführungen über die Stellung unserer chinesischen Priester. Gutes Einvernehmen zwischen einheimischen und ausländischen Klerus ist für jede Mission von der größten Bedeutung.

Die chinesischen Priester sind sich durchweg sehr wohl bewußt, daß die ausländischen Priester zur Rettung ihres Volkes gekommen sind und in dieser Gesinnung bedeutende Opfer bringen. Das anerkennen die meisten nicht nur unumwunden, sondern sie nehmen aus diesem Grunde auch gerne gewisse Rücksichten auf die Ausländer. Sie wissen auch ganz gut, welch

eine Stütze die ausländischen Missionare für die Mission sind. Die meisten sprechen es offen aus, daß der ausländische Klerus für lange Zeit noch unentbehrlich ist. Schon allein die finanziellen Grundlagen für die Mission zu schaffen, wäre ohne den ausländischen Klerus nicht möglich.

Andererseits ist es wahr, daß der einheimisce Klerus nach Unabhängigkeit und Selbständigkeit strebt. Dieses Streben ist natürlich und nimmt einen vernünftigen Ausländer nicht wunder, und früher oder später werden diese Bestrebungen verwirklicht werden. Rom selbst vertritt diesen Standpunkt unzweideutig, der an sich vernünftig und selbstverständlich ist. Jeder Vernünftige und Wohlmeinende hat schon jetzt die Zukunft im Auge und überläßt ruhig dem römischen Stuhle die Entscheidung darüber, wann der Zeitpunkt für Selbständigmachung des einheimischen Klerus gekommen ist. Wenn Rom in einer Mission diesen Zeitpunkt für gekommen hält, so ist damit anerkannt, daß die betreffenden auswärtigen Missionare ihr Ziel erreicht und ihre erste Aufgabe glücklich und befriedigend gelöst haben.

Einige prinzipielle Bemerkungen sollen indessen nicht verschwiegen werden. Jeder Kenner der chinesischen Verhältnisse weiß, daß die Heranbildung des einheimischen Klerus außerordentlich viele Arbeit erfordert, und daß sich die einheimischen Priester selbst vor bedeutende Schwierigkeiten gestellt sehen. Die wissenschaftlichen Kenntnisse, die man von ihnen verlangen muß, bedeuten eine ganz ansehnliche Leistung. Schon das Erlernen der lateinischen Sprache fällt den Chinesen bedeutend schwerer als uns Europäern. Die lateinische und chinesische Sprache gehören grundverschiedenen Sprachstämmen an. Der sprachliche Ausdruck, der Satzbau und Gedankengang der beiden Sprachen weisen nicht die geringste Ähnlichkeit auf.

Es ist in missionswissenschaftlichen Abhandlungen schon die Ansicht ausgesprochen worden, daß von den einheimischen Priestern in den Missionsländern in wissenschaftlicher Beziehung viel zuviel verlangt werde. Freilich wäre die Sache bedeutend einfacher und leichter, wenn man an die einheimischen Priester in wissenschaftlicher Beziehung keine größeren Anforderungen stellen wollte als beispielsweise seinerzeit der heilige Patrik in Irland. Der päpstliche Stuhl stellt sich nicht auf diesen Standpunkt, wie aus den oben angeführten Worten Benedict XV. wohl zur Genüge hervorgeht.

In Wirklichkeit aber beansprucht die Aneignung der westländischen niederen und höheren Wissenschaften so viel Zeit und enorme Anstrengungen, daß unseren Seminaristen viel zu wenig Zeit und Kraft zur Pflege der altklassischen chinesischen Wissenschaft übrig bleibt. Und doch ist gerade altchinesische Wissenschaft für unsere einheimische Priester von ganz besonderer Wichtigkeit. Von einem Ausländer erwartet das Volk und vor allem die alte Gelehrtenwelt nicht einen hohen Grad altchinesischer Weisheit. Anders ist es mit den einheimischen Priestern. Wenn ihre chinesischen

Kenntnisse größere Lücken aufweisen, wie es leider Gottes fast allgemein der Fall ist, so kann man sich nicht wundern, daß sie bei ihren Landsleuten nicht jenes Ansehen genießen, das man doch erwarten sollte. Oft fehlen den chinesischen Priestern der Trieb und das Interesse, sich in chinesischer Wissenschaft zu vervollkommnen und weiterzubilden.

Wahr ist ferner, daß manche unserer einheimischen Priester den Christen gegenüber nicht die Autorität besitzen wie die meisten Ausländer. Das empfinden sie selbst recht gut und sprechen es bei ihren Schwierigkeiten unumwunden aus. „An diesen Platz gehört ein Europäer. Ich vermag die Leute nicht im Zaume zu halten!" Noch weniger Ansehen genießen sie meist bei den Beamten. Während die Beamten den ausländischen Priestern gegenüber fast immer große Rücksicht nehmen, kennen sie meist gegen ihre Landsleute nicht die geringste Rücksichtnahme. Die Beamten stehen auf dem Standpunkte: „Sie sind Chinesen wie wir, und sie sind unsere Untertanen!" — Wenn nun auch gottlob die Zeiten vorüber sind, daß der Missionar sich mit den Prozessen der Christen abärgern muß, so sind doch die Fälle nicht selten, in denen er sich an die Beamten wenden muß und auf ihren guten Willen angewiesen ist. Es wirkt immer sehr mißlich, wenn der Beamte in solchen Fällen den Missionar „das Gesicht verlieren" läßt. Tatsächlich bildet die künftige Stellungnahme der Beamten ihnen gegenüber eine recht ernste Sorge für unsere chinesischen Priester. Sie fürchten nicht ohne Grund, daß sich, sobald sie unabhängig und selbständig geworden sind, die diesbezüglichen Schwierigkeiten noch erheblich vermehren werden. Die chinesische Republik hat schon bald nach ihrer Gründung ein staatliches Gesetz geschaffen, das alle Religionsdiener vom aktiven und passiven Wahlrechte ausschließt: die Religionsdiener sind zu Bürgern II. Klasse herabgedrückt. Das richtet sich direkt auch gegen unsere einheimischen Priester. Bis aber die chinesischen Katholiken sich im Parlamente eine starke Position geschaffen haben werden, die es ihnen ermöglicht, die Freiheit der katholischen Kirche erfolgreich zu verfechten, darüber werden voraussichtlich noch lange Jahrzehnte und vielleicht Jahrhunderte vergehen. Die Zahl der Katholiken ist noch allzu gering, und gerade an tüchtigen, angesehenen und einflußreichen Männern fehlt es bisher. Der Schwierigkeiten ihrer späteren politischen Stellung sind sich die meisten unserer einheimischen Priester voll und ganz bewußt.

Vielfach stehen die einheimischen Priester auch wegen der Armut ihrer Verwandten bei den Christen in wenig hohem Ansehen. Der Chinese schaut immer zuerst auf das Äußere. Er ist daran gewohnt, die Menschen nach ihrem Auftreten zu beurteilen. Unsere chinesischen Priester stammen meist aus armen Familien. Wenn nun einer ihrer Verwandten in seinen gewöhnlichen Bauernkleidern zu Besuch kommt, so fallen leicht wegwerfende Bemerkungen, besonders wenn der Priester selbst Gewicht auf gute Kleider legt. Leicht sind auch die Leute mit allerhand Verdacht bei

der Hand. Sie argwöhnen, der Priester stecke seinen Verwandten im geheimen Geld zu usw. Solche Redereien schaden dem Ansehen eines Priesters in China mehr als anderswo. Aus diesen Gründen hat sich fast überall die Gewohnheit herausgebildet, die einheimischen Priester möglichst weit von ihrer Heimat zu stationieren.

Derartige Redereien fallen bei ausländischen Priestern von selber weg. Sie stehen allgemein im Rufe, freiwillig die Heimat und alles Irdische verlassen zu haben, um die Seelen des chinesischen Volkes zu retten. Daraus erklärt sich die Tatsache, daß viele unserer Christen lieber einen ausländischen Priester haben als einen einheimischen. Es entspricht keineswegs den Tatsachen, daß die einheimischen Priester als Landeskinder beim Volke mehr Vertrauen und mehr Liebe finden als wir Ausländer. Allerdings gibt es auch da einen Unterschied. Neue Gemeinden, die von Anfang an einen chinesischen Priester haben, der es versteht die Leute zu gewinnen, schätzen gewiß ihren einheimischen Priester aufrichtig. Jedenfalls aber erfreuen sich die einheimischen Priester durchschnittlich durchaus nicht einer größeren Liebe und Wertschätzung von seiten der Christen als die Ausländer.

Unser europäischer Charakter, den wir zeitlebens weder verleugnen noch ablegen können, bringt uns allerdings zu den Chinesen in manche Gegensätze. Beide Teile müssen sich erst an einander gewöhnen. Das „Jang pi tchi", wie das Volk scherzweise unseren westländischen Charakter nennt, äußert sich vor allem durch Festigkeit und Energie. Beides haben wir tatsächlich vor den Chinesen voraus und erklärt zum guten Teile unsere Autorität beim Volke. Das Volk weiß ganz gut, in gewissen Fällen ist mit dem Europäer nicht gut zu verhandeln, und ihm ist nichts abzuhandeln! Aber das imponiert ihm doch. Hingegen ist es eine chinesische Charakterschwäche, in Fällen, wo es kein Nachgeben gibt, oder wo ein Nachgeben vom Übel ist, immer erst zu paktieren und zu verhandeln und nicht überall gleich im Anfange die nötige Festigkeit aufzubringen.

Man liest bisweilen die Bemerkung: Die Chinesen verstehen aber doch die Eigenart ihres Volkes viel besser als die Ausländer! Viele Ausländer lernen überhaupt nie, das Volk richtig zu verstehen!

Diese Äußerung hat auf den ersten Blick viel Bestechendes. Ohne Zweifel fallen viele Schwierigkeiten, die der Ausländer erst mühsam überwinden muß, für den chinesischen Priester weg. Er spricht z. B. die Sprache seines Volkes. Das ist wahr. Dafür findet er in seinem Studiengange weit größere Schwierigkeiten als der Europäer im Erlernen der chinesischen Sprache. Was aber das Verstehen des chinesischen Volkscharakters, der Sitten und Gebräuche des Landes angeht, so wolle man eines nicht vergessen! Die ausländischen Priester kommen für gewöhnlich bald nach Vollendung ihrer Studien ins Land, gerade in den Lebensjahren, wo der Geist am meisten aufnahmefähig ist für neue und fremde Eindrücke, und in

einem Alter, wo man sich mit Verständnis und mit selbständigem Urteile an fremde Verhältnisse gewöhnt.

Andererseits treten unsere chinesischen Priester schon in sehr jungen Jahren ins Seminar ein. Während der langen Seminarjahre sind sie so sehr von der Außenwelt abgeschlossen und so sehr mit ihren Studien beschäftigt, daß sie gerade in den Entwicklungsjahren von dem typisch Chinesischen nicht viel erfahren und kennenlernen. Erfahrungsgemäß gibt es europäische Priester, die vom Chinesentume gerade soviel und vielleicht noch mehr verstehen als der Durchschnitt der chinesischen Priester. Die Liebe zum Volke und das Interesse am Volke, die doch wohl jeder ausländische Missionar mitbringt, sind für ihn die besten Lehrmeister.

Die Liebe zum chinesischen Volke muß sich der ausländische Missionar immer bewahren. Wenn das geschieht, so kommt es zwischen ihm und dem einheimischen Klerus leicht zu einem guten Einvernehmen. Die ausländischen Missionare haben an den einheimischen Priestern eine Aufgabe zu erfüllen, die sie nie aus dem Auge verlieren dürfen. Sie sollen ihre Erzieher sein, sie sollen ihnen in allem mit gutem Beispiele vorangehen. Pflichterfüllung, Gewissenhaftigkeit, Eifer für die Bekehrung des Volkes, Einfachheit, echt priesterliches und sittlich tadelloses Verhalten sollten die einheimischen Priester von einem jeden Ausländer lernen können. Es ist ein ausgezeichnetes Erziehungswerk, wenn der ausländische Missionar seinen chinesischen Konfrater zur Ordnung und peinlichen Reinlichkeit in der Kirche erzieht, wenn er ihn zu anhaltendem Studium aneifert, wenn er bereitwillig seelsorgliche Schwierigkeiten mit ihm bespricht usw. Die chinesischen Priester sind fast allgemein für derartige Anregungen sehr empfänglich und gehen gerne auf praktische Besprechungen ein. Ein vernünftiger Europäer aber verhehlt sich nicht, daß auch ein chinesischer Priester wohl imstande ist, ihm in manchen Angelegenheiten einen guten Rat zu geben. Das Vertrauen, das man ihnen bekundet, zeitigt immer die besten Früchte und trägt außerordentlich viel bei zur Schaffung eines gegenseitigen guten Verhältnisses.

Der Europäer muß den chinesischen Priester immer und überall als seinesgleichen, als seinen Mitbruder in Christus behandeln. Er muß ihm immer und überall jene Ehre erweisen, die er für sich selber beansprucht. Wer da glaubte und so täte, als stehe er als Europäer himmelhoch über allen Chinesen, als übertreffe er sie in allem an Klugheit und Einsicht, der würde niemals Vertrauen finden, und der erbrächte damit den Beweis für seine Torheit. Es wäre sehr zu verwerfen, wenn sich europäische Missionare in Gegenwart chinesischer Priester immer nur in ihrer fremden Sprache unterhalten wollten. Das würde Argwohn erregen, man rede Unvorteilhaftes über sie. Nebenbei verstieße das gegen jeden Anstand. Die chinesischen Priester haben für derartige Sachen ein sehr feines Empfinden. Ein kluger ausländischer Dechant faßt den einheimischen Priestern gegenüber sein Amt

nicht in dem Sinne auf, über sie zu herrschen. Er sucht im Gegenteil ihnen in jeder Weise zu raten und zu helfen, sie in Liebe zu belehren und aufzuklären, ihnen bei Schwierigkeiten Mut zu machen und wie ein Vater für sie zu sorgen. Das Schlimmste aber wäre es, wenn die Obrigkeit in Behandlung von Ausländern und einheimischen Priestern einen Unterschied machen wollte. Damit hätte sie alles Vertrauen untergraben.

Übrigens sind die chinesischen Priester mit ihren ausländischen Confratres durchweg gar nicht so unzufrieden, wie einige und vielleicht manche — nach gewissen Äußerungen zu schließen — zu glauben scheinen. Einige Unzufriedene gibt es überall. Und das sind gewöhnlich nicht die Besten. Daß ab und zu ein Mißton entsteht, soll nicht geleugnet werden und ist den Verhältnissen entsprechend leicht zu verstehen. Solche Fälle sollten aber nicht verallgemeinert werden.

Vor allem in unserem Vikariate ist, Gott sei Dank, das Verhältnis zwischen uns und dem einheimischen Klerus immer sehr gut gewesen. Die Arbeit, die wir deutschen Franziskaner während fast 25 Jahren geleistet haben, wird gerade von unseren chinesischen Priestern offen anerkannt und hat ihren ungeteilten Beifall gefunden. Eine Störung des gegenseitigen Vertrauens ist zu unserer Zeit kaum einmal eingetreten. Und so wird es hoffentlich auch in Zukunft bleiben! Europäer und Chinesen arbeiten friedlich neben einander; die gegenseitigen Besuche sind stets herzlich. Unsere einheimischen Priester verwalten fast ausnahmslos selbständig ihren eigenen Distrikt genau so wie die Europäer. Das ist allerdings nicht in allen Missionen der Fall, wenigstens nicht in dem Umfange. Besondere Anerkennung verdient es, daß unsere Mutterprovinz stets liebevoll in gleicher Weise für alle, Ausländer und chinesische Priester, gesorgt hat. Viele Wünsche unserer einheimischen Priester hat die Provinz stets mit großer Bereitwilligkeit und mit weitem Herzen erfüllt. Auch das hat stets die dankbare Anerkennung aller unserer chinesischen Priester gefunden. Daß unsere Mission während der 25 Jahre, die wir Deutsche hier tätig sind, so gute Fortschritte gemacht hat, verdanken wir fraglos zum guten Teile der wackeren, eifrigen Mitarbeit unserer chinesischen Confratres. Besonders in unseren Lehrlingsjahren sind sie uns uneigennützig und aufrichtig und guten Willens mit Rat und Tat zur Hand gegangen. Das soll nicht verschwiegen sein.

Allgemeine, freudige Zustimmung fand die Anordnung, durch die vor kurzem unseren einheimischen Priestern ein besonderes Vertrauen ausgesprochen wurde. Im vorigen Jahre wurde nach Rücksprache mit dem päpstlichen Delegaten in Peking einer unserer chinesischen Priester, der ausgezeichnete und fähige P. Petrus Kuo, als bischöflicher Vicarius delegatus für den westlichen Teil unserer Mission ernannt. Dadurch soll unserem einheimischen Klerus Gelegenheit gegeben werden, sich in selbständige Verwaltung einzuleben und selbständige Arbeit zu leisten. Für spätere Jahre

ist dann die vollständige Abtretung dieses Teiles an den einheimischen Klerus geplant. Bis zur endgültigen Abtrennung verbleibt er unter der Jurisdiktion unseres Bischofs, wie auch die finanziellen Lasten bis zu jener Zeit weiter von unserer Vikariatsleitung getragen werden.

Nach den Plänen und Wünschen des päpstlichen Delegaten soll endlich bei uns der Versuch gemacht werden, unseren I. Orden bei den Chinesen heimisch zu machen und auch chinesische Priester aufzunehmen, wie es schon anderswo geschehen ist. Den chinesischen Mitgliedern des I. Ordens soll dann in der Folge die Leitung des kleinen Seminars in dem abzutrennenden Teile als besondere Aufgabe zufallen. Die Philosophen und Theologen des künftigen chinesischen Vikariates sollen auch in Zukunft in unserem Regional-Seminare erzogen und ausgebildet werden.

Das Amt unserer einheimischen Priester ist — das soll mit aller Klarheit gesagt sein — recht mühsam und beschwerlich. Es fordert großen Opfermut. Die einheimischen Priester sind ausnahmslos geweiht auf den „titulus missionis" und widmen dementsprechend ihre Kräfte und ihre Fähigkeiten im Dienste der Mission der Verherrlichung Gottes und der Rettung ihres Volkes. Die Mission kommt, soweit die Mittel es gestatten, für ihre persönlichen Auslagen auf. Eine weitere Vergütung erhalten sie nicht. Sie leiden keinen Mangel, aber sie führen ein Leben der Armut. Sie alle gehören dem III. Orden des heiligen Franziskus an. Ebenso wie wir ausländische Missionare, unterziehen sie sich allen Beschwerden und Mühen des apostolischen Lebens einzig aus Liebe zu Gott und aus Liebe zu ihrem armen heidnischen Volke. Besondere Annehmlichkeiten bietet ihnen dieses Leben nicht. Dafür fordert es um so mehr Arbeit, Ermüdung, Opfer an Gehorsam, Demut und Selbstüberwindung. Für den irdisch gesinnten Menschen hat dieses Leben wahrlich nichts Verlockendes. Wer sich als Priester der Ruhe und dem Wohlleben ergeben wollte, käme gewiß nicht auf seine Rechnung. Es gehören ohne allen Zweifel ein lebendiger Glaube, ein Herz voll Liebe, ein idealer Sinn und ein gutes Maß von Opfermut dazu, diesen Stand als Lebensberuf zu erwählen. Solchen Männern kann niemand seine Hochachtung versagen.

Was die Leistungen und den Seeleneifer unserer chinesischen Priester angeht, so muß man ihnen unbedingt in beiden Stücken ein gutes Zeugnis ausstellen. Wie in früheren Jahrzehnten, so zählen wir auch unter den jetzigen chinesischen Priestern hervorragende Missionare, die mit einer Ruhe, Überlegung, Planmäßigkeit und Ausdauer arbeiten, die alle Anerkennung verdienen. Vor allem für Gewinnung und Erziehung von Katechumenen bekunden verschiedene von ihnen entschiedenes Talent und leisten Erstaunliches. Andere haben sich in Leitung von Altchristengemeinden ausgezeichnet bewährt. Wieder andere sind durch ihre Bescheidenheit, Einfachheit und Willigkeit bei allen beliebt. Was Seeleneifer angeht, können wir uns mit Grund kaum über einen von ihnen beklagen. Nicht wenige

arbeiten geradezu mustergültig. Keine Arbeit wird ihnen zuviel, kein Opfer ist ihnen zu groß, kein Weg ist ihnen zu weit und zu beschwerlich, sei es den Christen die heiligen Sakramente zu spenden, sei es die Neuchristen zu besuchen. Ihr Sinnen und Trachten geht dahin, ihre Landsleute zu Gott zu führen, ohne einen anderen als Gottes Lohn zu erwarten.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß unsere chinesischen Priester den Beweis für die Fähigkeit erbringen werden, eine Mission selbständig zu übernehmen, zu leiten und zur Blüte zu bringen. Das Vertrauen, mit dem sie sich jetzt beehrt sehen, wird sie zweifelsohne alle ihre Kräfte anspannen lassen. Wenn die Kräfte, die in ihnen schlummern, sich frei betätigen können nach der Weise ihres Volkes, werden sie sicherlich Großes zu Gottes Ehre vollbringen. An unseren chinesischen Priestern erfüllt sich jetzt das Wort (Ephes. 2, 19.22): „Ihr seid nicht mehr Gäste und Fremdlinge, sondern Ihr seid Mitbürger der Heiligen und Hausgenossen Gottes, erbaut auf der Grundveste der Apostel und Propheten, während Christus Jesus selbst der Haupteckstein ist, durch welchen das ganze Gebäude zusammengefügt ist und heranwächst zu einem heiligen Tempel im Herrn!“

Krankenfürsorge der Franziskanerinnen Missionärinnen Mariens (Zu Seite 147).

Waisenkinder der Franziskanerinnen Missionärinnen Mariens (Zu Seite 149).

Zehntes Kapitel.

Sozial-karitatives Wirken. — Unsere Missionsschwestern.

Die Predigt des göttlichen Wortes unter den Heiden stößt, wie schon früher dargelegt wurde, häufig auf Schwierigkeiten. Die Predigt muß, wenn sie Erfolg haben soll, vorbereitet werden. Diese Vorarbeiten, vielfach die schwierigsten Arbeiten, sind von der größten Bedeutung. Begreiflicherweise betrachten die Heiden in vielen Fällen den Missionar anfangs mit Mißtrauen; vor allem lassen sie sich in religiösen Dingen nicht gern von ihm beeinflussen. Solange es dem Missionar nicht gelingt, ihr Mißtrauen zu zerstreuen und auf irgend eine Weise ihr Vertrauen zu gewinnen, bleibt all sein Bemühen vergebens.

Unter den Annäherungs- und Einwirkungsmitteln, die der Mission zur Verfügung stehen, nimmt die sozial-karitative Hilfe einen hervorragenden Platz ein. Man muß den Heiden zeigen, daß das Christentum ihnen ein warmes, mitfühlendes Herz entgegenbringt. Ist den Heiden einmal diese Überzeugung beigebracht, dann ist es in den meisten Fällen nicht mehr schwer, sie zu gewinnen und sie zum Anschlusse ans Christentum zu bereden.

Die katholische Mission hat seit alten Zeiten sich mit Vorliebe der karitativen Werke zur Beeinflussung des Volkes bedient, und das mit ganzer Hingebung und vielfach mit heroischem Opfermute. An diesen karitativen Werken beteiligen sich teilweise die Missionare selbst; zum größten Teile liegt diese Arbeit in den Händen unserer Missionsschwestern.

Jeder Missionar gibt gerne von seinen Mitteln und Kräften den Heiden Almosen, und es sind überall recht viele, die sich vertrauensvoll an ihn wenden. Wenn zu dem Almosen ein gutes Wort kommt, so tut das den Heiden besonders wohl. Diese oft geringen Wohltaten erzielen meist sehr gute Wirkung: die Leute legen ihre Vorurteile ab, sie fassen Vertrauen zum Missionar und verbreiten den guten Ruf der Mission.

In den Jahren der Hungersnot, die gerade bei uns in Schantung nichts Seltenes ist, findet der Missionar erst recht Gelegenheit, den Heiden Wohltaten zu spenden und sie vom Tode zu erretten. Viele finden bei dieser Gelegenheit auch die Rettung vom geistigen und ewigen Tode. Unsere Missionszeitschriften haben in den letzten Jahren weit und breit über das Wirken unserer Patres zur Zeit der Hungersnot und bei der Überschwem-

mung durch den Gelben Fluß berichtet. Ihr Wirken fand bei der Bevölkerung ungeteilte Anerkennung und hat Tausende dem christlichen Glauben zugeführt. Darunter waren, das muß besonders hervorgehoben werden, sehr viele, die selbst keine Hilfe erhalten hatten; aber der Eindruck auf das Volk war so tief, daß es sich sagte: Das muß eine gute Religion sein!

Die eigentliche ärztliche Mission wird von unserer Seite nicht minder hochgewertet wie von den Protestanten. Freilich sind wir bei der Beschränktheit unserer Mittel nicht in der Lage, sie im gleichen Umfange zu betreiben, wie die protestantische Mission es tut. Die Missionare, teils in der Seelsorge tätig, teils im Schulbetrieb beschäftigt, kommen für diese Tätigkeit weniger in Betracht, sie fällt hauptsächlich unseren Missionsschwestern zu. Seit unserer 25jährigen Tätigkeit ist auch in dieser Beziehung in unserem Vikariate ein bedeutender Fortschritt zu verzeichnen. Zwei Missionsschwestern-Kongregationen sind seit jener Zeit im Krankendienste beschäftigt. In jüngster Zeit ist auch die Eröffnung eines Missionshospitals geglückt.

Zu den karitativen Anstalten, in denen sich unsere Schwestern betätigen, zählen sodann unsere Greisenasyle und Waisenhäuser, über die im folgenden noch das Nähere gesagt wird.

Die Ordensschwestern zählen zu den treuesten und opferwilligsten Hilfskräften des Missionars. Sie sind in mancher Hinsicht geradezu unentbehrlich. Es ist erfreulich, daß gerade die Schwestern, welche den heiligen Franziskus als ihren geistlichen Vater verehren, sich in den Dienst der Mission gestellt haben. Sie bekunden damit, daß sie von dem apostolischen Geiste des großen Heiligen von Assisi durchdrungen sind.

Als erste weibliche Genossenschaft wurden „Die Franziskanerinnen-Missionärinnen Mariens“ in unsere Mission berufen. Diese Genossenschaft wurde am 6. Januar 1877 von der ehrwürdigen Mutter Maria von der Passion (Hélène de Chappotin) gegründet. Wie der Name sagt, hat sich die Gesellschaft die Arbeit in den Missionen zum Hauptziel gesetzt. Die Genossenschaft zählt heute bereits 180 Häuser mit ungefähr 4500 Schwestern. Nur 50 von diesen Häusern kommen auf Europa. Sie dienen hauptsächlich dazu, den Nachwuchs für die Gesellschaft zu sichern, den Mitgliedern die nötige Ausbildung zu geben, sowie den bejahrten und kranken Schwestern Pflege zu bieten. Alle übrigen Häuser befinden sich mitten unter den Heiden und Ungläubigen. Sie sind ungefähr über die ganze Welt zerstreut. Die Kongregation ist also ein echter Missionsorden. Es werden von den Schwestern so ziemlich alle karitativen Werke ausgeübt: sie dienen den Armen in Krankenhäusern, in Aussätzigenheimen, in Greisenasylen und in Waisenhäusern. Besondere Beachtung verdient die Schultätigkeit dieser Schwestern. Sie leiten zahlreiche höhere Töchterschulen und unterrichten die weibliche Jugend in allen nützlichen Handarbeiten.

Selbst Handwerke, z. B. Goldschmiedekunst zur Anfertigung kirchlicher Geräte usw. werden von den Schwestern betrieben.

Leider ist es bisher den „Franziskanerinnen-Missionärinnen Mariens" trotz mehrfacher Bemühung nicht gelungen, in Deutschland eine Niederlassung zu gründen, obwohl sich unter den Schwestern eine sehr große Anzahl Deutscher befindet. Das Noviziat für die deutschen Schwestern ist in Eichgraben bei Wien. In Wien selbst (St. Leopoldskloster — Forsthausgasse 1) besitzt die Genossenschaft eine große Niederlassung mit allen Anstalten für Jugenderziehung, Armen- und Krankenpflege und Laienseelsorge. Jungen deutschen Mädchen, welche den Wunsch hegen, in der Mission ihr Leben dem Dienste Gottes und des Nächsten zu weihen, kann diese Genossenschaft unbedingt empfohlen werden. Den vielfachen Aufgaben der Genossenschaft entsprechend unterscheiden sich die Schwestern in Chor- und Laienschwestern. Über den religiösen Geist und über das Wirken der Schwestern bei uns wird aus eigener Anschauung heraus noch einiges gesagt werden.

Allein in der chinesischen Mission zählt die Genossenschaft 42 Niederlassungen. Davon fallen 9 auf die Provinz Schantung. Die Einrichtung, auch chinesische Schwestern aufzunehmen, zeugt von klugem Verständnisse der Verhältnisse. Das ist echter Missionsgeist! Das Noviziat für die chinesischen Laienschwestern befindet sich in Tschifu. Die chinesischen Chorschwestern machen ihr Probejahr in Europa. Nach dem Noviatsjahre werden die chinesischen Schwestern mit seltenen Ausnahmen in ihre Heimatprovinz zurückgeschickt. Sie stehen den ausländischen in allem gleich.

In einigen Vikariaten der chinesischen Mission — in Indien besteht diese Einrichtung schon seit Jahren — finden sich auch seit kurzem sogenannte Oblatinnen. Ihre Regel, Kleidung usw. sind denen der Kongregation ähnlich, aber mehr den einheimischen Verhältnissen angepaßt. Von den Oblatinnen werden die heiligen Gelübde zunächst für ein Jahr und später nach dem Gutachten des betreffenden Bischofs auch für längere Zeit abgelegt. Die Oblatinnen gehen zu zweien auf kleinere Stationen, wo sie in Schulen, im Krankendienste usw. Verwendung finden. Sie unterstehen der Aufsicht einer Schwester aus der Kongregation, welche dieselben öfters zu besuchen verpflichtet ist. Einmal im Jahre kommen die Oblatinnen zur Auffrischung des religiösen Geistes für einige Wochen in das nächstliegende Kloster.

„Die Franziskanerinnen-Missionärinnen Mariens" wurden im Jahre 1909 nach Tsinanfu berufen. Im Jahre 1910 wurde in der Ost-Vorstadt eine zweite Niederlassung eröffnet. Zur Vereinfachung des ganzen Betriebes wurde die Niederlassung in der Stadt im Jahre 1927 aufgegeben und die ganze Tätigkeit in die Ost-Vorstadt zusammengelegt.

Die Schwestern verlegten sich von Anfang an auf die Krankenpflege unter den armen Leuten. Zu gleicher Zeit wurden sowohl in der Stadt

wie in der Ost-Vorstadt Armenapotheken eröffnet. Die Schwestern fanden in Kürze das Vertrauen der heidnischen Bevölkerung. Die Lage der beiden Häuser, besonders des in der Ost-Vorstadt gelegenen, ist für diese Tätigkeit außerordentlich günstig, da in der Nähe der beiden Niederlassungen sich ähnliche Anstalten nicht vorfinden. Die Heiden bringen täglich eine Anzahl Kranker zum Kloster. Die Schwestern reinigen und verbinden ihre Wunden und Geschwüre, geben Anweisung und Anleitung zu ihrer Verpflegung, bereiten die Medizinen und verabreichen sie ohne Vergütung. Natürlich erfolgt die ganze Behandlung gleichfalls unentgeltlich.

Daneben betrieben die Schwestern von Anfang an ambulante Krankenpflege. Sie suchen in- und außerhalb der Stadt die ärmsten und verlassensten unter den Kranken auf, waschen und verpflegen sie, bringen ihnen kräftige Nahrung, verrichten in den elenden und schmutzigen chinesischen Hütten eigenhändig an den Kranken die niedrigsten Dienstleistungen, sorgen für Reinlichkeit und Ordnung in den Räumen. Welch tiefen Eindruck diese selbstlose Liebestätigkeit auf die heidnische Bevölkerung macht, ist nicht zu beschreiben. Die Leute kommen im Anfange nicht aus dem Staunen heraus, daß fremde und dazu ausländische Damen sich ihrer in ihrem Elende annehmen, ihnen eine Liebe erweisen, die sie von ihren Verwandten nicht erfahren. Und das alles ohne Entschädigung, und alles mit der größten Freundlichkeit und mit der größten Liebe und Aufopferung! Wer die Unordnung und Unsauberkeit chinesischer Wohnungen mit eigenen Augen gesehen hat, der begreift, welch ein Opferleben die Schwestern führen, und welch eine Selbstüberwindung sie bei dieser Tätigkeit üben. Man muß auch bedenken, welch ekelhafte, abstoßende und gefährliche Krankheiten in China heimisch sind. Von den vielfachen Geschwüren infolge unglaublicher Unsauberkeit ganz zu schweigen, sind Aussatz, Blattern, Typhus und Cholera gar nichts Seltenes. Die Chinesen wissen selbst ganz gut um die Ansteckungsgefahr dieser Krankheiten. Darum rechnen sie den guten Schwestern diese Liebestätigkeit um so höher an. Eine solche Barmherzigkeit und werktätige Liebe kennt das Heidentum nicht. Die Schwestern vollbringen in der Krankenfürsorge ein Werk der größten Wichtigkeit für uns Missionare. Sie zerstreuen Vorurteile und erwerben der Mission Sympathien, die wir durch unsere Predigten und durch unseren Verkehr mit dem Volke niemals zu erwecken imstande wären. Männer können sich nach chinesischer Volkssitte nicht ins Innere der Familien begeben; der Zutritt steht nur unseren Schwestern offen.

Auf den Krankenbesuchen gehen immer zwei Schwestern zusammen, eine ausländische und eine chinesische. Es ist das eine sehr kluge Einrichtung. Durch die Anwesenheit einer chinesischen Schwester bekommen sie um so leichter Eintritt in die heidnischen Familien. Die chinesische Schwester kennt die Sprache und Sitten ihres Volkes, sie hat von vorne herein das Vertrauen der Leute, sie kann leicht vermitteln und aufklären in allen jenen

Fällen, wo die Leute den Anordnungen der ausländischen Schwester ein gewisses Mißtrauen entgegenbringen. Gerade in diesen Fällen zeigt sich die Klugheit der Ordensstifterin, daß sie auch die Aufnahme chinesischer Schwestern in ihr Ordensprogramm aufgenommen hat. Ohne chinesische Schwestern würden die Ausländerinnen nicht so leicht das Zutrauen der Leute gewinnen und nicht so erfolgreich zu arbeiten imstande sein. Wie weit aber das Zutrauen der heidnischen Bevölkerung zu unseren Schwestern geht, zeigt allein schon die Tatsache, daß die Schwestern in Tsinanfu und Umgegend alljährlich gegen 8 000 Kranke in ihren Wohnungen aufsuchen.

Daß unsere Schwestern bei ihrer Liebestätigkeit an den armen, verlassenen Kranken die religiöse Propaganda nicht vernachlässigen, braucht wohl kaum eigens erwähnt zu werden. Kranke, die keine Rettung und Genesung mehr zu erhoffen haben, werden von den Schwestern ohne Aufdringlichkeit auf ihren Seelenzustand aufmerksam gemacht. Man erzählt ihnen vom lieben Vater im Himmel, der ihnen nach den Leiden und Trübsalen dieses Erdenlebens gerne ein ewiges Glück schenken will. Die werktätige Liebe unserer Schwestern gibt den armen Heiden einen guten Begriff von der Liebe Gottes zu den Menschen und wirkt kräftiger und eindringlicher als viele Predigten. Bezeichnenderweise lassen sich alljährlich bis zu 500 heidnische Kranke in der Todesstunde von den Schwestern taufen. Es ist das ein ganz außerordentlicher Erfolg, und man sieht, die Schwestern sind nicht nur wahre Engel der Barmherzigkeit, sondern auch wahre Missionarinnen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß viele von den Kranken und ihren Angehörigen, wenn sie auch die heilige Taufe nicht empfangen, dennoch von der Gnade Gottes berührt werden. Wahrscheinlich kommt noch mancher Kranke im Augenblicke des Todes durch Hülfe der göttlichen Gnade zu einer vollkommenen Reue und rettet seine Seele. Auch bei den Angehörigen der Kranken wird noch manches Wort der Schwestern auf guten Boden fallen.

Besonders gerne nehmen sich die Schwestern bei ihren Krankenbesuchen der kranken Kinder an. In sehr vielen Fällen spenden die Schwestern den Kindern, die nicht mehr zu retten sind, mit Genehmigung der Eltern die heilige Taufe. Manche werden vor dem Tode ohne Wissen der Eltern getauft.

Das Taufen von Kindern in Todesgefahr ist bei allen Missionen in Übung. Jeder Missionar hat eine größere oder geringere Anzahl sogenannter Täuferinnen. Es sind meist bejahrte Frauen mit einigen medizinischen Kenntnissen, die sich jahrein jahraus der kranken Kinder annehmen und in der Todesstunde die heilige Taufe spenden. Alljährlich werden auf diese Weise unzählige Kinderseelen für den Himmel gerettet. Im Nachstehenden sollen einige Zahlen von Kindertaufen bei uns angeführt werden. Sie sind

nach dem Gesagten teils von unseren Schwestern, teils von Täuferinnen an anderen Orten gespendet.

Im Jahre 1912 wurden von den Schwestern in der Ost-Vorstadt von Tsinanfu zwei Asyle für alte Leute eröffnet. Sogleich im ersten Jahre erhielten 70 Greise und Greisinnen Aufnahme und Verpflegung. Die Zahl stieg dann allmählich bis auf 100. Es sind alte Männer und Frauen, die in ihrer Armut niemanden haben, der sich um sie kümmert. Darunter finden sich viele Kranke, manche sind mißgestaltet und mit allen möglichen Gebrechen behaftet. Die meisten sind vor ihrer Aufnahme Heiden.

Begreiflicherweise fordert die Bedienung dieser alten Leute manches Opfer von den Schwestern. Das Alter ist ja an sich schon, auch hier in China, schwer zu bedienen. Zudem haben diese armen Leute ihr ganzes Leben keine Reinlichkeit gekannt und sind meist seit langem von ihren Verwandten vollständig vernachlässigt worden. Dazu die vielen ekelhaften Krankheiten und üblen Angewohnheiten und die ganz verschiedenartigen Charaktere! Diese armen alten Leute zu beköstigen, zu kleiden, zu bedienen, zu verpflegen, zu beschäftigen und bei guter Laune zu erhalten ist ein Stück Arbeit, das an die Geduld, den Opfersinn und die Selbstüberwindung der Schwestern die größten Anforderungen stellt. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung in einem solchen Betriebe müssen die Schwestern Liebe, Güte, Geduld und Energie mit einander verbinden. Die Schwestern wirken unter ihnen als wahre Engel der Liebe.

Die alten Leute bitten entweder persönlich oder durch ihre Verwandten und Bekannten um Aufnahme ins Asyl. Sie sind natürlich froh, eine Versorgung für ihre alten Tage gefunden zu haben. Die materielle Not, die sie so lange Jahre erlitten haben, hat nun ein Ende.

Die heidnischen alten Leute werden nicht zur Annahme des Christentums gezwungen, wohl aber dazu ermahnt und ermuntert. Die wenigen, die dazu keine Lust verspüren, gehen durchweg nach einiger Zeit von selbst wieder fort. Die übrigen werden gerne Christen und bekehren sich unter der besorgten, liebevollen Pflege und besonders infolge des heroischen Tugendbeispieles der Schwestern von ganzem und aufrichtigem Herzen. Sie werden dann von den Schwestern in den religiösen Wahrheiten unterrichtet und zur heiligen Taufe vorbereitet. Wenn man bedenkt, daß diese alten Leute beiderlei Geschlechtes Analphabeten sind, obendrein behaftet mit Krankheiten und allen möglichen Gebrechen, so versteht man leicht, welch eine Arbeit die guten Schwestern mit dem Unterrichte dieser alten Leute leisten. Die meisten leben nur noch wenige Jahre und sterben dann, von den Schwestern gut vorbereitet, eines guten, christlichen Todes. Es offenbart sich an diesen armen, verlassenen alten Leuten so recht die Güte und Barmherzigkeit Gottes, der sie vor ihrem Tode unter der liebevollen Pflege der Schwestern für die Entbehrungen und Leiden eines harten

Erdenlebens entschädigt und ihnen zum Schlusse obendrein die Gnade der ewigen Seligkeit verleiht.

Sofort bei Gründung der Niederlassung in der Ost-Vorstadt übernahmen die Schwestern auch die Sorge für einen Teil unserer Waisenkinder. Sie begannen mit 40 Mädchen. Die Zahl stieg dann allmählich bis auf 120 bis 130.

Wie gesagt, sorgen die Schwestern nur für einen kleineren Teil unserer Waisenkinder. Die übrigen sind in anderen Waisenhäusern oder in christlichen Familien untergebracht. Die Waisenhäuser in Sche öl li dschuang und Hung dja lôu bestehen am längsten. Im Laufe der Jahre wurden noch verschiedene andere gegründet, die aber nach dem Weltkriege infolge finanzieller Schwierigkeiten aufgegeben werden mußten.

Das Waisenhaus in Sche öl li dschuang wurde unter Bischof Cosi gegründet. Der erste Leiter, P. Joachim Orsi, sammelte während der großen Hungersnot im Jahre 1865 40 arme heidnische Kinder. Er berichtet in einem Briefe an Bischof Cosi aus demselben Jahre, er habe in seiner Not und Armut an die Barmherzigkeit der Christen von Sche öl li dschuang appelliert, die ihnen dann auch gebrauchte Kleider für seine 40 Kinder zum Geschenke machten. Im Jahre 1867 mußten neue Gebäude für das Waisenhaus aufgeführt werden, da die Zahl der Kinder bereits auf 200 angewachsen war. Das Waisenhaus ist seit seiner Gründung ohne Unterbrechung dort geblieben. Die Christen haben im Laufe der Jahrzehnte eine Anzahl Äcker für das Waisenhaus geschenkt und sind mit dem Waisenhaus gleichsam verwachsen. Ein Teil der Waisenkinder von Sche öl li dschuang wurde schon in den ersten Jahren nach der Gründung in der Stadt Tsinanfu und ein anderer in der neueröffneten Residenz von Hung dja lôu untergebracht.

Auf der Sorge für die armen Heidenkinder ruht das Wohlgefallen Gottes und der augenscheinliche Segen Gottes. Christus selbst hat sich immer mit Vorliebe der Kinder angenommen. Der chinesische Vater hat nach den Anschauungen des Volkes ein unbeschränktes Recht über seine Kinder. Von diesem Rechte macht mancher Gebrauch, um sich der Kinder, besonders der Mädchen zu entledigen. Söhne sind dem Vater im allgemeinen genehm. Sie sind die Stammhalter der Familie und haben die Aufgabe, den Verstorbenen die Ahnenopfer darzubringen. Darauf legt der Heide großes Gewicht und wünscht sich nichts sehnlicher als einen Stammhalter. Eine lange Reihe von Söhnen freilich empfindet mancher, besonders wenn er nicht mit Glücksgütern gesegnet ist, als eine Last. Der Familienbesitz würde durch Aufteilung unter zahlreiche Söhne bald verloren gehen. Die Mädchen werden von dem Vater sehr oft geradezu als lästige Eindringlinge in die Familie betrachtet. So groß für gewöhnlich die Freude bei der Geburt eines Sohnes ist, so schlecht gelaunt ist mancher Vater bei der Ankunft eines

Mädchens. Noch in heutiger Zeit legt man der Sitte gemäß die Mädchen bald nach ihrer Geburt dem Vater vor die Füße, damit er über Leben oder Tod bestimme. Stößt der Vater das Kind zurück, so wird es ausgesetzt. Es ist dann aller Wahrscheinlichkeit nach dem Tode verfallen. Hierzulande findet man zahlreiche arme Kinder in Lumpen gehüllt auf dem Felde oder an öffentlichen Wegen liegen. Die Mutter ist gezwungen das Kind zu entfernen. Aber sie hofft noch auf mitleidige Seelen, die sich des Kindes erbarmen und ihm das Leben retten.

Die näheren Gründe der Aussetzung sind sehr verschieden. Neben wirklicher Armut ist es doch meist eine verbrecherische Eigensucht und Bequemlichkeit, welche die heidnischen Eltern zur Aussetzung ihrer Kinder veranlassen. Man will nicht die Sorge für eine große Kinderschar auf sich nehmen und zu harter Arbeit gezwungen sein. Uneheliche, verkrüppelte, blödsinnige und kranke Kinder werden ganz allgemein ausgesetzt. Es zeigt sich da so recht die ganze Herzlosigkeit des Heidentums, die diese schuldlosen Wesen einfach von sich stößt.

Die Heiden wissen, daß sich der Missionar mit Freuden dieser armen Kinder annimmt. Deshalb legen die Mütter ihre Kinder gerne an christlichen Dörfern oder an der Missionspforte nieder. Sie hoffen auf die Barmherzigkeit des Missionars. Eltern, die noch Liebe zu ihren Kindern empfinden, und besonders solche, die aus triftigen Gründen sich nur ungern von ihren Kindern trennen, bitten meist durch Vermittlung von Christen um Aufnahme ihrer Kinder ins Waisenhaus. Ist z. B. die Mutter schwer erkrankt oder gestorben, so sieht sich ein Vater mit unmündigen Kindern in der schwierigsten Lage. Ein guter chinesischer Vater aber gibt seinen Kindern nur mit dem größten Widerstreben eine Stiefmutter. Eine gute Stiefmutter ist in China so selten wie ein weißer Rabe. Er bringt also das Kind lieber dem Missionar. Dort, weiß er, ist es gut aufgehoben.

In Südchina werden Kinder vielfach für Geld feilgeboten. Bei uns im Norden geschieht das nicht. Uns bringt man die Kinder entweder, oder wir sammeln die ausgesetzten Kinder und sorgen für sie. Im ersten Falle lassen wir immer eine Schenkungsurkunde ausstellen, um Schwierigkeiten für die Zukunft vorzubeugen. Es ist nämlich schon vorgekommen, daß heidnische Eltern ihr Kind dem Missionar übergaben und es nach längeren Jahren zurückverlangten. Die Rückgabe würde für das Kind den Rückfall ins Heidentum bedeuten.

Die Kinder kommen in ganz verschiedenem Alter in unseren Besitz. Die ausgesetzten Kinder sind für gewöhnlich noch ganz klein. Kranke, verkrüppelte und elternlose werden uns auch in höherem Alter gebracht.

Die kleinen Kinder finden meist für einige Jahre in christlichen Familien Unterkunft, manche verbleiben in den Familien bis zu ihrer Verheiratung. Durchweg muß man unseren Christen das lobende Zeugnis ausstellen, daß

sie sich der Heidenkinder mit der größten Liebe annehmen und sie genau so halten wie ihre eigenen Kinder. Nach der Verheiratung verkehren diese Kinder mit den Pflegeeltern und -geschwistern in der freundlichsten Weise weiter. Das Haus der Pflegeeltern steht ihnen immer offen.

Für gewöhnlich werden die Kinder im Alter von 6 oder 7 Jahren, soweit der Raum reicht, in eines unserer Waisenhäuser aufgenommen. Dort erhalten sie zunächst regelmäßigen Religionsunterricht und besuchen wenigstens die untere Stufe der Elementarschule. Die Mädchen werden nebenbei in allen häuslichen Arbeiten, wie sie für eine chinesische Hausfrau notwendig sind, unterrichtet. Die Knaben erlernen ein Handwerk, damit sie sich später ihr Brot verdienen können.

Die Versorgung der Heidenkinder obliegt zum Teile dem Missionar. Die Jünglinge müssen sich nach Erlernung eines Handwerkes auf eigene Füße stellen, die Mädchen werden vom Missionar verheiratet. Der Missionar läßt den Heidenkindern bei der Verheiratung selbstverständlich Freiheit in der Wahl. Die Kinder sind aber fast ausnahmslos mit dem Manne zufrieden, den der Missionar ihnen zu geben für gut hält. Bei der Verheiratung erhalten die Mädchen von der Mission eine für hiesige Verhältnisse gute Aussteuer. Nach der Verheiratung muß der Ehemann für die Kleidung seiner Frau aufkommen. Das wird schon bei der Verlobung als Bedingung gestellt, da die junge Frau in manchen Gegenden auf längere Jahre selber für ihre Kleidung aufkommen muß, also praktisch noch auf ihre Eltern angewiesen ist. In einigen Gegenden hat die junge Frau sogar für die Kleidung ihrer Kinder zu sorgen.

Das karitative Werk an den Heidenkindern ist zunächst für die Kinder selbst von der größten Bedeutung. Ohne die liebende Fürsorge der Mission würden die meisten elend umkommen. Die übrigen müßten eine freudenlose Jugend in größter Armut und Not verleben. So aber sind sie aller Not enthoben, für ihre Zukunft ist gesorgt, und vor allem erhalten sie die Wohltat und das große Glück des christlichen Glaubens. Der gute Eindruck auf das heidnische Volk ist ein weiterer, unschätzbarer Vorteil. Der beste Beweis, daß die heidnische Bevölkerung trotz aller alten Verleumdungen die Liebestätigkeit der Mission an den Heidenkindern richtig einschätzt und hochschätzt ist die Tatsache, daß uns die Heiden selbst so viele Kinder bringen. Viele von den Anverwandten dieser Kinder treten in der Folge zum Christentum über.

Die Mädchen werden, wie schon gesagt, an Christen verheiratet. Unsere Waisenmädchen sind überall sehr begehrt. Man weiß: es sind gute Kinder, sie sind gut im christlichen Glauben unterrichtet, und sie verstehen das Arbeiten! Freilich kommen unsere Kinder durchweg in ärmliche Verhältnisse, besonders zu Neuchristen, die sonst nicht leicht eine Braut finden. Durch Verheiratung seiner Kinder hofft jeder Chinese an

der neuen Verwandtschaft einen Rückhalt zu finden. Da nun unsere Waisenkinder elternlos sind, jedenfalls aus armen Familien stammen, mögen besser situierte Leute ein Waisenkind nicht gern als Schwiegertochter haben. Es gibt allerdings Ausnahmefälle.

Der Missionar achtet bei der Verheiratung der Kinder natürlich darauf, daß sie später keinen Mangel leiden. Der junge Mann, der eines unserer Waisenmädchen zur Frau begehrt, muß sich erst darüber ausweisen, ob er imstande ist, eine Familie zu ernähren.

Unsere Waisenkinder erfüllen in den neuchristlichen Familien eine ganz bedeutsame Aufgabe. Sie leiten die Neuchristen zum Gebete an und sorgen, daß alle zum Gebete erscheinen. Sie unterrichten die Kinder und die älteren Personen; sie bereiten die Erwachsenen auf die heilige Beichte und Kommunion vor, sie dringen auf Beobachtung der Sonn- und Festtage, sie ordnen bei der Mission alles Notwendige an usw. Eine Neuchristenfamilie, in die eines unserer Waisenmädchen verheiratet ist, kommt nie in Gefahr wieder abzufallen. Das Gute, das der Missionar diesen Kindern in der Jugend erweist, vergelten sie ihm später hundertfach.

Wie schon erwähnt, untersteht eines unserer Mädchenwaisenhäuser der Obsorge der Schwestern. Die übrigen werden von chinesischen Jungfrauen geleitet. Man kann geteilter Meinung sein, ob es besser ist, die Leitung der Waisenhäuser in die Hände der Schwestern oder in die Hände chinesischer Jungfrauen zu legen. Bei den Schwestern ist der religiöse Unterricht und die Ausbildung in Handarbeiten ohne Frage besser als unter Leitung einheimischer Jungfrauen. Die Kinder lernen bei den Schwestern vor allem Reinlichkeit und Ordnung. Andererseits ist die Erziehung der Waisenkinder in den Händen chinesischer Jungfrauen viel mehr „chinesisch", viel mehr den Anschauungen und Gewohnheiten des Landes angepaßt. Und das ist doch schließlich die Hauptsache. Unsere Kinder kommen später ja doch wieder in rein chinesische Verhältnisse und meist in recht ärmliche.

Hervorzuheben ist die Liebe, mit welcher die Schwestern sich der Heidenkinder annehmen, und die Anhänglichkeit, welche die Kinder an die Schwestern zeigen. Die peinliche Reinlichkeit in dem Schwesternwaisenhause hat in gesundheitlicher Beziehung großen Vorteil. Es kommen dort viel weniger ansteckende Krankheiten vor als in den übrigen Waisenhäusern, und die Kinder sind bedeutend gesünder. Herzens- und Charakterbildung der Kinder sind unter Leitung der Schwestern fraglos bedeutend besser als unter Leitung einheimischer Jungfrauen.

Um nun wieder ganz auf die Tätigkeit unserer Schwestern zurückzukommen, sind noch zwei Handarbeitsschulen zu erwähnen. Die eine ist eine Stickschule für chinesische Jungfrauen. Sie wird durchschnittlich von 20 bis 30 unserer Jungfrauen besucht. Dieselben erlernen dort unter aus-

gezeichneter Anleitung das Sticken und die Anfertigung von kirchlichen Paramenten. Die zweite Handarbeitsschule wird durchweg von heidnischen Mädchen besucht, die für ihre Arbeit eine angemessene Entschädigung erhalten. Neben vorzüglicher Ausbildung erwerben sich diese Mädchen noch einen schönen Verdienst. Deshalb wird die Schule von heidnischen Mädchen sehr gerne besucht. Durchschnittlich zählt die Schule bis zu 200 Schülerinnen.

Zur besseren Würdigung der Schwesternarbeit und der anderen karitativen Werke der Mission werden einige Zahlen beigefügt.

I.

In den zwei Armenapotheken der Schwestern wurden im Jahre

1913	Medizinen	ausgeteilt	an	12 639	Kranke
1919	„	„	„	4 832	„
1920	„	„	„	13 256	„
1921	„	„	„	13 866	„
1922	„	„	„	10 162	„
1923	„	„	„	22 179	„
1924	„	„	„	21 575	„
1925	„	„	„	21 167	„
1926	„	„	„	25 150	„
1927	„	„	„	26 753	„

II.

In den zwei Greisenasylen der Schwestern wurden verpflegt im Jahre

1913	Greise	34	Greisinnen 49	1924	Greise	46	Greisinnen 39
1919	„	64	„ 54	1925	„	47	„ 41
1920	„	59	„ 48	1926	„	60	„ 35
1921	„	44	„ 48	1927	„	54	„ 27
1922	„	46	„ 39				

III.

Heidenkinder in Todesgefahr wurden getauft teils von den Schwestern, teils von den Täuferinnen im Jahre:

1913	getaufte	Kinder	3879	1923	getaufte	Kinder	1074
1914	„	„	2422	1924	„	„	940
1919	„	„	1532	1925	„	„	1435
1920	„	„	1881	1926	„	„	1899
1921	„	„	1662	1927	„	„	1741
1922	„	„	1379				

IV.

Waisenhäuser und Heidenkinder waren vorhanden im Jahre:

1904	Waisenhäuser	3	Kinder	in	denselben	201	in	christl.	Familien	320
1913	„	6	„	„	„	518	„	„	„	1098
1914	„	7	„	„	„	660	„	„	„	1318
1919	„	7	„	„	„	501	„	„	„	725
1920	„	6	„	„	„	425	„	„	„	662
1921	„	6	„	„	„	413	„	„	„	671
1922	„	5	„	„	„	324	„	„	„	525
1923	„	5	„	„	„	268	„	„	„	502
1924	„	5	„	„	„	315	„	„	„	514
1925	„	4	„	„	„	259	„	„	„	515
1926	„	4	„	„	„	278	„	„	„	492
1927	„	4	„	„	„	250	„	„	„	492

V.

In den zwei Handarbeitsschulen der Schwestern waren vorhanden im Jahre:

1913	Schülerinnen	160	1923	Schülerinnen	205
1919	„	150	1924	„	205
1920	„	102	1925	„	201
1921	„	150	1926	„	185
1922	„	315	1927	„	165

Wie man sieht, entfalten die „Franziskanerinnen-Missionärinnen Mariens“ in unserer Mission eine mannigfaltige, aufopfernde und segensreiche Tätigkeit. Augenblicklich besteht die Niederlassung aus 12 Schwestern: 6 Ausländerinnen und 6 Chinesinnen. Dazu kommen 5 chinesische Agentinnen. Es ist zu bedauern, daß es der Mission bisher noch nicht möglich war, in der eigentlichen Schultätigkeit für die weibliche Jugend mehr zu tun und damit die Tätigkeit der Schwestern noch zu erweitern. Denn gerade ihre Genossenschaft verfügt über viele tüchtige Schulkräfte.

Abgesehen von der an sich opferreichen Tätigkeit in Tsinanfu führen die Schwestern ein sehr strenges Bußleben. Sie wirken durch ihr gutes Beispiel jedenfalls ebensoviel wie durch ihre Arbeit unter den Kranken, hilflosen Greisen und Waisenkindern. Es verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden, daß die Schwestern ihre Ordenssatzungen mit der größten Genauigkeit und Treue beobachten. Die Chorschwestern verrichten täglich das göttliche Offizium. Täglich wird in ihrer Kirche das Allerheiligste ausgesetzt. Gerade dieses Gebetsleben der Schwestern ist geeignet, nicht nur auf ihre eigene Arbeit, sondern auf die Tätigkeit der ganzen Mission Gottes besonderen Segen herabzurufen. Zweifelsohne verdankt die

Mission dem Opferleben und dem anhaltenden Gebete der guten „weißen Schwestern“ einen guten Teil ihrer glücklichen Entwicklung.

Nicht minder segensreich und zu großen Hoffnungen für die Zukunft berechtigend ist das Wirken der „Franziskanerinnen von St. Mauritz in Münster i. W.“ Diese Genossenschaft wurde im Jahre 1850 von dem Franziskanerpater Christoph Bernsmeyer gegründet und erhielt im Jahre 1901 von Rom ihre endgültige Bestätigung. Die Schwestern widmen sich in erster Linie der Krankenpflege in Privathäusern und in Hospitälern. Die Genossenschaft zeigt eine rasche und glückliche Entwicklung. In den Stürmen des Kulturkampfes dehnte sie sich auch über Nord-Amerika aus. Sie besitzt augenblicklich 186 Niederlassungen mit über 2600 Schwestern. Davon entfallen auf Nord-Amerika über 500 Schwestern, die sich in 13 großen Häusern in der Krankenpflege betätigen. Die amerikanischen Häuser haben sich zu einer eigenen Ordensprovinz zusammengeschlossen und stehen unter der Leitung des Hochw. Herrn Direktor Straub. Auf seine Anregung hin übernahm die Provinzialleitung in Springfield Ill. im Jahre 1925 die Gründung einer Polyklinik in Tsinanfu auf ihre Kosten.

Nach Aufführung der Gebäulichkeiten in der internationalen Niederlassung landeten zunächst 5 Schwestern, die sogleich mutig an die Arbeit gingen. Im Jahre 1927 folgten 5 weitere Schwestern. Schon im ersten halben Jahre wurden in dem neuen Krankenhause 407 Kranke an 6900 Krankentagen verpflegt. Die Zahl der Krankenbesuche in der ambulanten Krankenpflege betrug 39 063. Außerdem wurden 70 Sterbende, teils Kinder, teils Erwachsene getauft. Besondere Anerkennung verdient es, daß sich die Schwestern auf ihren Krankenbesuchen auch der kranken, vernachlässigten Kinder in den chinesischen Stadtwaisenhäusern von Tsinanfu mit großer Liebe annahmen. Das Beispiel dieses heroischen Opferlebens hat schon bald die Aufmerksamkeit der chinesischen Stadtverwaltung in der internationalen Fremdenniederlassung auf sich gezogen. Sie hat ihre allseitige Befriedigung und Anerkennung ausgesprochen. Die Niederlassung der Schwestern berechtigt unstreitig zu den schönsten Hoffnungen. Möge Gottes Segen weiter auf dem Unternehmen ruhen! Mögen auch recht viele deutsche Jungfrauen, die ihr Leben und ihre Kräfte der Rettung der armen Heiden zu widmen wünschen, den Weg in diese Genossenschaft finden!

Elftes Kapitel.

Chinesisches Schulwesen. — Unsere Missionsschulen.

Wenige Völker haben seit alten Zeiten so großes Gewicht auf Wissenschaft und Volksbildung gelegt wie das chinesische. Sein Bildungswesen ist beinahe so alt wie seine Geschichte. Freilich hat die Entwicklung desselben bei der eigenartigen Stellung des Volkes und der späteren Absonderung von anderen Völkern auch einen eigenartigen, von anderen Ländern verschiedenen Weg eingeschlagen. Ohne Kenntnis der Geschichte ist auch die Entwicklung des chinesischen Bildungswesens nicht zu verstehen. In neuester Zeit sieht sich China, durch äußere Verhältnisse gezwungen, auf andere Bahnen gewiesen. Damit ist auch eine gänzliche Umgestaltung des öffentlichen Bildungswesens zur Notwendigkeit geworden. Die Umgestaltung ist zum Teil bereits durchgeführt, zum Teile stehen wir mitten in der Entwicklung.

Die katholische Mission sieht sich mit ihren Schulbestrebungen vor eine große Aufgabe gestellt. Sie muß mitwirken an der Bildung des Volkes, um so Einfluß und Ansehen zu gewinnen. Sie soll aber auch den Christen eine solche wissenschaftliche Ausrüstung geben, daß dieselben befähigt werden, sich im öffentlichen Leben zu betätigen und in einflußreiche Stellungen einzurücken. Das ist für die Zukunft des Katholizismus unbedingt notwendig.

Während des Kaiserreiches waren unseren Katholiken die üblichen öffentlichen Schulen verschlossen. Wenigstens waren sie ausgeschlossen von den staatlichen Prüfungen. Die Regierung verlangte von allen Studenten die Opfer an den Nationalheiligen Kung dsè, die unseren Christen selbstverständlich verboten sind. Damit waren sie praktisch von den staatlichen Examina und von den staatlichen Ämtern ausgeschlossen. Der Sturz des Kaisertums und die Gründung der Republik haben darin erfreulicherweise Wandel geschaffen. Die Opfer an Kung dse sind offiziell abgeschafft, das ganze Schulsystem ist auf eine moderne Grundlage gestellt worden. Somit ist unseren Christen Gelegenheit gegeben, in wissenschaftlicher Beziehung mit den Heiden in Wettbewerb zu treten und die Möglichkeit, Staatsämter zu bekleiden.

Man begreift, welch eine Verantwortung die Mission unter diesen Umständen bezüglich der Hebung des Schulwesens unter unseren Christen

trägt. Die Erreichung oder Nichterreichung dieses Zieles beeinflußt die Zukunft des Katholizismus in China in außergewöhnlich günstiger oder ungünstiger Weise. Leider waren alle katholischen Missionen ohne Ausnahme auf einen so plötzlichen Umschwung im öffentlichen Bildungswesen nicht vorbereitet. Es fehlte an fachmännisch gebildeten Lehrkräften, es fehlte an Interesse unter den Christen, es fehlte an Mitteln und es fehlte bei vielen Missionaren auch wohl an Verständnis. Schon heute kann man sagen, daß die Entwicklung der katholischen Schulen so weit hinter den staatlichen und den protestantischen zurückgeblieben ist, daß es ernster und außergewöhnlicher Anstrengungen bedarf, um den Vorsprung auf der anderen Seite wiedereinzuholen. Das gilt in gleicher Weise von unserer Mission.

Zum besseren Verständnisse folgt eine kurze Skizze über den Werdegang des chinesischen Schulwesens. Darin tritt der gewaltige Unterschied zwischen der alten und neuen Zeit klar zu Tage und stellt die Aufgabe der katholischen Missionsschule erst ins rechte Licht.

Die vorkonfuzianische Schule, deren Nachrichten bis über 2000 Jahre vor Christus zurückgehen, legte das Hauptgewicht auf die ethisch-soziale Seite von Erziehung und Unterricht. Sie entwickelte sich zu hoher Blüte. Mit dem Verfalle der Dschôu-Dynastie (1122—249 v. Chr.) geriet auch das Schul- und Bildungswesen in Verfall. Unter Kung dse (551—478 v. Chr.) entwickelte es sich zu neuer Blüte. Kung dse rückte Bildung und Erziehung mit Nachdruck in den Vordergrund des gesamten öffentlichen Interesses und stellte die Hebung derselben als den Inbegriff aller Regierungsweisheit hin. Seinen alle überragenden Einfluß auf das chinesische Volk verdankt Kung dse in erster Linie dem Umstande, daß er wie keiner vor ihm und nach ihm es verstanden hat, die Eigenart seines Volkes zu treffen. Zudem fand er glücklicherweise fähige Schüler und Interpreten, die ihn in Wahrheit erst zu dem gemacht haben, was er geworden ist.

Die konfuzianische Schule, die sich an den Werken ihres Meisters, an den Kommentaren zu denselben und an späterer Literatur bildete, ist während mehr als 2000 Jahren die Bildnerin Chinas gewesen. Die Grundlage des gesamten Unterrichts- und Bildungswesens bildeten vorzugsweise die „se schu“ — die 4 klassischen Bücher — und die „u djing“ — die 5 heiligen Bücher.

Der Unterricht in der alten Schule begann damit, daß die Schüler zuerst ganze Seiten und Bücher aus den klassischen Schriften auswendig hersagen lernten. Erst nach Verlauf einiger Jahre wurde mit Erklärung der Zeichen und des Stoffes begonnen. Die höhere alte Schule setzte Lektüre und Erklärung der „u djing“ fort und leitete zum „stilgerechten Aufsatze“ an. Der Aufsatz bildete die Hauptfrucht aller klassischen

Studien. Nebenbei wurde Unterricht in chinesischer Geschichte und im Rechnen mit dem Rechenbrett gegeben.

Um Errichtung und Leitung der Schulen kümmerte sich die Regierung wenig. Die meisten Schulen waren Privatschulen. Nur das Prüfungswesen war von der Regierung genau geregelt. Das Bestehen der staatlichen Prüfung brachte Ansehen in der Öffentlichkeit und befähigte zur Beamtenlaufbahn. Dieses Prüfungssystem hat die einheitliche literarische Bildung des chinesischen Volkes geschaffen und die besten Kräfte des Volkes zu geistiger Anstrengung angespornt. Andererseits trägt es die Schuld an der einseitigen Bildung der ganzen Nation und an der Rückständigkeit der alten chinesischen Literaten.

Die Ereignisse der letzten Jahrzehnte, vor allem der chinesisch-japanische Krieg von 1894, die Boxerwirren 1900 und der russisch-japanische Krieg 1905, haben China die Augen geöffnet. Man erkannte die Unzulänglichkeit der ganzen konfuzianischen Bildung, die sich seit 2000 Jahren fast unverändert behauptet hatte. Schon bald nach dem Jahre 1870 war man dazu übergegangen, Studenten ins Ausland zu schicken und selber Schulen für fremdes Wissen zu errichten. Die Dolmetscherschule in Peking stellt den ersten Versuch dieser Art da. Nach 1895 drangen bereits Übersetzungen fremder Schulbücher und Schriften in das chinesische Bildungswesen ein. Da erschienen 1898 wie ein Blitz aus heiterem Himmel die berühmten Reformdekrete des Kaisers Kuang sû. Darin wird unter anderem die Errichtung „fremder Schulen" in allen Provinzen, Aufnahme fremder Lehrgegenstände in die Prüfungen und besondere Pflege der praktischen Wissenschaften für Handel, Landwirtschaft und Medizin verlangt. Trotz des bald folgenden Staatsstreiches der Kaiserin-Witwe setzte sich die Schulreform durch.

Im Jahre 1903 reichte Dschang dse tung und andere weitblickende Männer — freilich erst, nachdem sie gemerkt hatten, wie der Wind wehte — bei der Kaiserin-Witwe ein Memorandum ein, worin sie die Aufhebung des alten Schulwesens und die Errichtung moderner Schulen fordern. Am 4. September 1905 erschien dann ein kaiserliches Dekret, das die Prüfungen alten Stils aufhob und die Errichtung moderner Schulen verordnete.

Die Republik übernahm dieses neue Schulprogramm und baute darauf auf. Durch Erlasse vom 2. September und 25. Oktober 1912 befahl Juän sche kai die Schaffung von modernen niederen, mittleren und höheren Schulen. In den Erlassen wird unter anderem die patriotische und militärische Erziehung des Volkes als Ziel der Schulen bezeichnet. Für die Volksschule, in 2 Stufen abgeteilt, werden 7 Jahre gefordert. Das Schulprogramm wies erklärlicherweise noch manche Mängel auf. Zu deren Beseitigung erschien am 22. Januar 1917 ein neues Dekret.

Die Resultate der modernen Schulen befriedigten begreiflicherweise

Polyklinik der Franziskanerinnen zu Tsinanfu (Zu Seite 157).

Franziskanerinnen, Mutterhaus St. Mauritz in Münster in W. (Zu Seite 157).

nicht allseitig. Nach dem Urteile angesehener chinesischer Männer war auf intellektuellem Gebiete ein bedeutender Fortschritt zu verzeichnen, auf moralischem ein sehr mittelmäßiger. Ehrlichkeit und Moral hatten nach ihrem Urteile sogar bedeutende Rückschritte gemacht.

Es sind infolgedessen seit Jahren Bestrebungen im Gange, das ganze Schulwesen zu reorganisieren. Die Anstrengungen, die man in letzter Zeit in Europa und Amerika zur Hebung der Volks- und Mittelschulen gemacht hat, haben auch in China Nachahmung gefunden. Sind doch die Träger dieser Bewegung hauptsächlich Männer, die ihre wissenschaftliche Bildung in Europa und Amerika erhalten haben. Auf einer Tagung des Nationalausschusses für Erziehungswesen in Tsinanfu im September 1922 kam man zu einer Einigung. Die Beschlüsse dieser Konferenz wurden mit einigen Änderungen am 1. November desselben Jahres durch ein Dekret des Reichspräsidenten veröffentlicht und die Ausführung zum Gesetze erhoben.

Durch dieses Dekret werden für das ganze chinesische Bildungswesen folgende Grundsätze aufgestellt: 1. das ganze Schulwesen muß sich den Forderungen des sozialen Fortschrittes anbequemen; 2. es soll im ganzen Volke das Streben nach Volksbildung geweckt werden; 3. es soll Förderung der individuellen Entwicklung angestrebt werden; 4. es ist hinzuarbeiten auf ökonomische Erziehung und Entwicklung des Volkes; 5. der Unterricht muß sich lebendig gestalten; 6. der Unterricht soll vor allen Dingen erzieherisch wirken; 7. es soll in der Schulfrage je nach den örtlichen Verhältnissen größere Freiheit gegeben werden.

Das neue Programm unterscheidet drei Arten von Schulen mit je 2 Stufen: niedere, mittlere und hohe. Für jede der drei Arten ist eine Dauer von 6 Jahren vorgesehen.

I. Die Elementarschule umfaßt eine niedere und eine höhere Stufe zu je 3 Jahren. Die niedere Stufe der Elementarschule soll für die ganze Jugend obligatorisch sein. Das schulpflichtige Alter zu bestimmen bleibt den einzelnen Provinzen überlassen. Als Lehrfächer sind vorgeschrieben: a) Chinesisch. Anstatt der früher gebräuchlichen altklassischen Schriftsprache wird in der gewöhnlichen Volkssprache der Gebildeten, in der sogenannten „kuän hua", unterrichtet. Das hat den großen Vorteil, daß die Kinder, sobald sie das betreffende Zeichen kennen, auch den Sinn verstehen, was in der altklassischen Schriftsprache nicht der Fall ist. Ferner ist den einzelnen Schriftzeichen die gewöhnliche Peking-Aussprache beigefügt, um auf dies Weise im ganzen Lande allmählich einer gleichen Aussprache näher zu kommen. Weiter wird gelehrt: b) Rechnen; c) Geographie; d) Geschichte, besonders chinesische; e) Naturkunde; f) Hygiene, öffentliche und in der Schule; g) soziales Wissen— Bürgerrechte und Bürgerpflichten; h) Handarbeit; i) Turnen; k) aesthetische Ausbildung; l) Gesang; m) 1 fremde Sprache.

In den Lehrbüchern kommen gegen 7000 chinesische Schriftzeichen vor. Es leuchtet ein, daß bei der Schwierigkeit der Schriftzeichen für Erlernung der zahlreichen übrigen Fächer nicht viel Zeit übrig bleibt. Der Unterrichtsstoff stellt so enorme Anforderungen an Lehrer und Schüler, daß die Erfolge nicht bedeutend sein können.

II. die Mittelschule, auf 6 Jahre berechnet, unterscheidet wieder eine niedere und eine höhere Stufe zu je 3 Jahren. Sie entspricht im allgemeinen unserer Realschule. Es wird aber nur 1 fremde Sprache gelehrt. Der Unterrichtsstoff ist für beide Stufen der gleiche. Die obere Stufe teilt sich in drei Abteilungen: a) Lehrerseminar; b) eigentliche Realschule; c) Industrieschule — Handels-, Ackerbau- und Haushaltungsschule.

III. Die hohe Schule. Für Aufnahme in dieselbe wird die Absolvierung der Mittelschule verlangt. Das Studium der einzelnen Disziplinen dauert 4—6 Jahre. Es werden wieder zwei Stufen unterschieden: a) Spezial-Studium; b) die Voll-Universität.

Nach den gesetzlichen Bestimmungen müssen alle Schulen staatlich anerkannt sein und unterstehen der staatlichen Aufsicht. Jeder Schüler erhält nach bestandenem Examen ein staatliches Diplom. Sämtliche Schulen sind vollständig religionslos. Die Lehrbücher für die Elementar- und Mittelschulen stammen zum großen Teile aus der Commercial Preß in Schanghai. Sie sind durchweg ganz rationalistisch gehalten.

Es muß anerkannt werden, daß in dem kurzen Zeitraume von wenigen Jahren eine Unmenge neuer Schulen entstanden ist. Bis vor kurzem kam in unserem Vikariate auf dem Lande teilweise auf je 4—6 Dörfer eine Elementarschule, meist für Knaben und Mädchen. In den letzten Jahren ist die Zahl der Schulen infolge der Räuberunruhen und der politischen Wirren wieder bedeutend zurückgegangen. Für Bestreitung der Schulunkosten werden Zuschläge auf die Steuern erhoben. Fast überall hat man auch die Gebäude und anderen liegenden Güter der Pagoden für Schulzwecke mit Beschlag belegt. Mittelschulen finden sich in vielen Kreisstädten, jede Provinzialhauptstadt soll eine Universität besitzen. Begreiflicherweise sind die Schulleistungen gegenwärtig noch wenig zufriedenstellend. Es fehlt eben überall an tüchtigen Lehrkräften. Bei ruhiger Entwicklung wird aber in nicht allzu ferner Zeit diesem Mangel abgeholfen sein. Jedenfalls nimmt das Schulwesen einen ungeheuren Aufschwung, das Verständnis des Volkes für den Nutzen der modernen Schulen ist bedeutend gewachsen.

Die nebenhergehenden Schulbestrebungen der christlichen Missionen sind der Regierung begreiflicherweise ein Dorn im Auge. Früher oder später wird sie zweifelsohne auf irgend eine Weise ihren Einfluß geltend zu machen wissen und die Aufsicht über das ganze Schulwesen beanspruchen. Höchstwahrscheinlich hat sich die Durchführung bis jetzt nur

noch infolge der politischen Wirren verzögert. Die staatliche Anerkennung sämtlicher Missionsschulen wird längst gesetzlich gefordert, ist aber noch nicht überall mit Nachdruck betont worden. Zur Kennzeichnung der Sachlage folgt ein Erlaß des Ministeriums für Erziehungswesen vom 16. November 1925, wie er sich abgedruckt findet im North China Herald vom 26. Dezember desselben Jahres.

Öffentliche Verfügung.

„Schulen, die mit materieller Beihülfe von Ausländern errichtet sind, sollen nach denselben Grundsätzen behandelt werden wie chinesische Privatschulen. Das Ministerium hat im 6. Jahre der Republik (1917) den Paragraphen VIII. erlassen bezüglich der Nachforschungen über den Zustand und die Art der berufsmäßigen Schulen, die von Ausländern errichtet sind. Im 9. Jahre der Republik (1920) wurde dann der Paragraph XI. erlassen, durch den gestattet wird, daß berufsmäßige Schulen, die von Ausländern errichtet sind, das Recht haben, um die staatliche Anerkennung einzukommen in Übereinstimmung mit den Gesetzen und den Vorschriften, die für die staatlichen Kollegien und berufsmäßigen Schulen gelten. Im 10. Jahre (1921) wurde das Nachsuchen der staatlichen Anerkennung für die christlichen Schulen vorgeschrieben. In gegenwärtiger Zeit bemühen sich derartige Schulen in den einzelnen Provinzen mehr und mehr um die staatliche Anerkennung. Es ist notwendig, eine allgemeine Norm für alle Arten von Schulen in den verschiedenen Provinzen aufzustellen. Daher werden im folgenden 6 Paragraphen aufgestellt für die staatliche Anerkennung von Schulen, die von Ausländern unterhalten werden. Dadurch sind alle früheren Verordnungen aufgehoben.

§ 1. Alle Arten von Schulen, die unter materieller Beihülfe von Ausländern errichtet sind, können, wenn sie sich an die Vorschriften und Gesetze halten, die durch das Unterrichts-Ministerium für die verschiedenen Arten von Schulen erlassen sind, um die staatliche Anerkennung bei den lokalen Schulbehörden einkommen.

§ 2. Solche Schulen müssen die Bezeichnung „Privatschule“ führen.

§ 3. Der Leiter der Schule muß ein Chinese sein. Wenn gegenwärtig ein Ausländer Schulleiter ist, muß der zweite Leiter ein Chinese sein, und der Chinese soll dann für die Nachsuchung der staatlichen Anerkennung verantwortlich sein.

§ 4. Wenn die Schule oder das Colleg mehrere Direktoren oder Verwalter besitzt, sollen wenigstens mehr als die Hälfte Chinesen sein.

§ 5. Solche Schulen sollen nicht die Verbreitung der Religion zum Zwecke haben.

§ 6. Der Lehrplan dieser Schulen muß in Übereinstimmung stehen mit den Vorschriften, die vom Ministerium erlassen sind; Religion darf nicht als Lehrfach übernommen werden.“

Diese vom Unterrichts-Ministerium verlangte staatliche Anerkennung unserer Missionsschulen birgt für unsere christliche Jugend insofern eine Gefahr in sich, als der Religionsunterricht in denselben untersagt wird. Das entspricht freilich ganz dem religionslosen Charakter der chinesischen Staatsschule. Dem Übel ließe sich dadurch steuern, daß unsere Jugend zuerst in einer Katechismusschule Religionsunterricht erhielte. Man weiß indessen nicht, wie weit schließlich die Regierung den Begriff „Schule", für welche sie die staatliche Anerkennung fordert, ausdehnen wird. Nach Andeutungen, die uns von gewisser Seite gemacht worden sind, liegt die Vermutung nahe, daß die Regierung durch diese Vorschrift auch unsere Katechismusschulen zu unterdrücken beabsichtigt. Die Ernennung eines Chinesen zum offiziellen Schulleiter würde keine Schwierigkeit machen. Schwerlich ist aber die ministerielle Verfügung so harmlos, wie sie sich auf den ersten Blick ausnimmt.

Begreiflicherweise haben wir es unter diesen Umständen mit dem Nachsuchen der staatlichen Anerkennung, soweit nicht näher darauf gedrungen wird, nicht sehr eilig. Bei uns ist in dieser Richtung bisher noch kein Druck vonseiten der Behörden ausgeübt worden. Trotzdem hat eine Anzahl unserer Elementarschulen die staatliche Anerkennung nachgesucht und ohne Schwierigkeit erhalten. Ja, einige unserer ausländischen Patres sind von den Behörden zu Lokal-Schulinspektoren ernannt worden. Praktisch legt man bisher in diesen Schulen durchweg auch der Erteilung von Religionsunterricht kein Hindernis in den Weg. Es unterliegt aber kaum einem Zweifel, daß obige Verfügungen in nicht ferner Zeit zur strengen Durchführung gelangen werden. Welche praktischen Schwierigkeiten dann für uns entstehen werden, ist gegenwärtig noch nicht abzusehen. Hoffentlich findet sich auch dann ein Ausweg!

Die Hauptagitatoren gegen die Missionsschulen sind gegenwärtig die chinesischen Studentenverbindungen. Ihr Streben zielt darauf ab, die Regierung zur Aufhebung aller Missionsschulen zu veranlassen. Die Studenten haben überall Organisationen gegen das Christentum ins Leben gerufen. Sie verpflichten sich ganz offen, die christlichen Studenten zum Abfall vom Glauben zu bereden oder sie dazu moralisch zu zwingen. An verschiedenen Orten haben sie in den letzten Jahren vor den Missionsniederlassungen wüsten Radau gemacht. In mehreren Fällen waren die Behörden dem Unwesen gegenüber machtlos. Solche Krawalle sind in weniger schroffer Form auch in Tsinanfu vorgekommen. Sie richteten sich aber fast ausschließlich gegen die protestantischen Missionsschulen.

Wie steht es nun um unser Missionsschulwesen? Leider sind wir, wie die meisten katholischen Missionen, weit hinter den staatlichen Bestrebungen und den protestantischen Anstrengungen zurückgeblieben. Wenn auch einseitige Schultätigkeit den Verhältnissen entsprechend für die Mission eine gewisse Gefahr in sich birgt und nicht zu empfehlen ist, so

muß doch das Missionsschulwesen in einem alten Kulturlande wie China unbedingt auf der Höhe stehen. Das gilt besonders von den gegenwärtigen Zeiten, in denen das Land sich vollständig auf ausländische Bildung umstellt. Daneben ist und bleibt die direkte Glaubensverbreitung unsere Hauptaufgabe. Man soll das eine tun und das andere nicht unterlassen!

In früheren Zeiten schloß sich die Mission in ihrem Schulwesen dem chinesischen Bildungsgange an. Das Volk sah damals kein Bedürfnis für ausländische Bildung, ja alles Ausländische war direkt verpönt. Damit mußte die Mission rechnen, jedenfalls im Innern des Landes. Neben Katechismusschulen bestanden damals Schulen für Ausbildung von Katechisten und eine größere Anzahl nach alt-chinesischem Muster, in denen die alten Klassiker gelehrt wurden. Die Schüler lernten Lesen, Schreiben und Rechnen. Damit kam man aus. Diese Schulen werden in den damaligen Statistiken als höhere Schulen aufgeführt. Tatsächlich vermittelten sie die höhere Bildung, wie die Chinesen sie kannten.

Seitdem sich aber in China ausländischer Einfluß geltend machte, seitdem vor allem die Regierung selber zur Rettung des Staates ausländische Bildung für nötig hielt und mit allen Mitteln beförderte, wurde die Sache auch für die Mission anders. Damals, besonders bei Gründung der Republik, hätte von unserer Seite sofort mit Schulbestrebungen begonnen werden müssen. Hätten der Mission damals fachmännisch gebildete Kräfte in ausreichender Zahl zur Verfügung gestanden, so hätte sie leicht Einfluß gewinnen können. Rege Schultätigkeit zu jener Zeit hätte der katholischen Mission eine führende Stellung in China gesichert, man hätte uns als Wohltäter des Landes betrachtet, man hätte leicht die Jugend mit katholischem Geiste erfüllen können, wie es ihrerseits die Protestanten verstanden haben. Bei kluger Zurückhaltung in politischen Dingen und bei uneigennützigem Vorgehen würde man höchstwahrscheinlich auf die Religion weit größere Rücksicht genommen haben, als es später geschehen ist. Vor allem aber wären damals unsere Schulen ohne weiteres vom Staate anerkannt worden. Und damit hätten sowohl unsere heidnischen Schüler wie auch unsere Christen die Befähigung für staatliche Ämter erworben.

Die Gründung von Missionsschulen wird von Jahr zu Jahr größeren Schwierigkeiten begegnen. Wir werden um die Anerkennung derselben kämpfen müssen und uns wahrscheinlich gezwungen sehen, in manchen unliebsamen Punkten nachzugeben. Dennoch wird sich bei klugem Vorgehen unsererseits und vor allem bei weiser Zurückhaltung in politischen Dingen hoffentlich ein modus vivendi finden lassen, wie schon so oft in China! Es wird viel ankommen auf gute Beziehungen zu den heidnischen Behörden. Wir unsererseits müssen die Leistungen unserer Schulen steigern, sie durch hervorragende Leistungen bekannt machen und zu An-

sehen bringen. Dann werden sie sich gegen alle Schwierigkeiten durchsetzen. Aller Voraussicht nach werden die besseren Kreise uns auch dann noch ihre Kinder gerne anvertrauen. Bessere Leute wissen ganz gut, daß ihre Kinder bei uns vor vielen sittlichen Gefahren bewahrt bleiben. Darauf legen auch sie großes Gewicht.

Notwendigerweise aber muß für unsere Schulen die staatliche Anerkennung gefunden werden. Es muß sich da eben ein Mittel finden lassen. Unsere Schulen werden niemals Zulauf haben, solange sie als reine Privatschulen dastehen. Unsere Schulen werden niemals Ansehen genießen, solange das Examen der Schüler nicht anerkannt wird, solange die Schüler nach Absolvierung unserer Schulen keine Aufnahme in die höheren Schulanstalten finden und keinen Zutritt zu öffentlichen Ämtern haben. Die Tüchtigkeit muß sich auch hier durchsetzen.

Welche Schulgründungen aber müssen notwendig in Betracht gezogen werden? An sich sollte in jeder Christengemeinde mit genügender Kinderzahl eine Elementarschule beider Stufen für Knaben und Mädchen vorhanden sein. Es wird verhängnisvoll, wenn unsere Christen in Zukunft an allgemeiner Bildung hinter den Heiden zurückstehen. Es steht zu befürchten, daß die Regierung, solange nicht der Schulzwang allgemein durchgeführt ist, bei der Knappheit ihrer Mittel mit Schulgründungen immer die heidnischen Dörfer bevorzugen wird, wenn wir nicht selber die Schulgründungen in die Hand nehmen. Noch verderblicher aber wäre es, wenn wir selber der Regierung die Sorge um Errichtung von Elementarschulen in unseren Christengemeinden überlassen wollten. Damit hätten wir von vorne herein allen und jeden Einfluß auf die Schule verloren.

Des weiteren sollte für jedes Dekanat eine Mittelschule beider Stufen ins Leben gerufen werden. Auf keinen Fall kann von einer vollständigen Mittelschule für das ganze Vikariat abgesehen werden.

Ebenso bedeutsam wäre die Gründung einer Hochschule. Das ausgezeichnete Projekt des Herrn Professors Schmidlin in Münster, in Tsinanfu eine katholische Universität für die Missionen in Nord-China zu gründen, ist leider infolge nationaler Eifersucht nicht zur Ausführung gekommen. Wenn man damals auf die weitschauenden Ideen des Herrn Professors Schmidlin eingegangen wäre, so wären jetzt die Anfangsschwierigkeiten längst überwunden. Man hätte sich einen angesehenen Berater gesichert, und die katholische Mission würde jetzt ganz anders dastehen. Wenn man bedenkt, daß auf katholischer Seite zur Zeit nur die Universität der Jesuiten in Schanghai besteht, und daß in jüngster Zeit die amerikanischen Benediktiner in Peking mit Gründung einer Hochschule begonnen haben, so muß es einem jeden einleuchten, wie sehr unser

katholisches Bildungswesen in China ins Hintertreffen geraten ist. Die Gründung und Unterhaltung einer Hochschule würde für eine einzige Mission eine allzu schwere finanzielle Belastung bedeuten. Warum könnten sich nicht mehrere Missionen zusammenschließen? Es hat sich herausgestellt, daß ein Zusammenarbeiten mit anderen Nationen sich nicht leicht ermöglichen läßt. Sollte es nicht möglich sein, daß wir deutschen Franziskaner mit den Steyler Missionaren zusammengingen zur Gründung, wenn nicht einer vollen, so doch einer Teil-Universität für die so wichtige Provinz Schantung? Möge die Anregung, die keineswegs neu ist, auf guten Boden fallen!

Geben wir nun einen kurzen Überblick über die bei uns vorhandenen Schulen! Zunächst sind zu erwähnen die Katechismusschulen der Kinder. Die Kinder lernen in diesen Schulen die christlichen Wahrheiten und die gebräuchlichen Gebete. Es wird möglichst alles auswendig gelernt. Nebenher geht selbstredend eingehende Erklärung. Die Kinder stehen während der Schulzeit den ganzen Tag unter Aufsicht des Lehrers oder der Lehrerin und verrichten unter ihrer Führung die gemeinschaftlichen Gebete. So gibt die Schule gleichzeitig ausgezeichnete Anleitung zu einem christlichen Leben. Das gilt besonders von unseren Schulinternaten in der Residenz des Missionars. Es wäre sehr zu wünschen, daß alle unsere Kinder 1—2 Jahre Religionsunterricht in unseren Schulinternaten genössen. Freilich sieht sich der Missionar gezwungen, die Kinder in den Internaten fast ganz auf seine Kosten zu unterhalten, da die meisten nicht in der Lage sind, zu ihrem Unterhalte etwas beizusteuern. Wegen dieser großer Auslagen in den Internaten unterhalten wir in den größeren Gemeinden mit genügender Kinderzahl eigene Katechismusschulen hauptsächlich während der Wintermonate, wo die Kinder wenig zu Arbeiten herangeholt werden. Die Kinder essen und schlafen dann zu Hause. In diesem Falle hat der Missionar nur das Gehalt für den Lehrer oder die Lehrerin zu zahlen. Wohlhabendere Christengemeinden zahlen für das Lehrergehalt einen Beitrag. Die vielen Kinder aber aus den ganz kleinen Gemeinden müssen eben in unsere Internatsschulen aufgenommen werden, damit sie überhaupt die christlichen Wahrheiten erlernen. Dazu kommen noch viele an Christen verlobte heidnische Mädchen, die gleichfalls nur in unseren Internatsschulen sich auf die Taufe vorzubereiten Gelegenheit haben. Die Katechismusschulen sind für die Mission von der größten Bedeutung. Sie legen den Grund für das ganze spätere christliche Leben unserer Jugend. Von diesen Schulen können niemals genug errichtet werden.

Das Gegenstück zu den Katechistenschulen der Kinder bilden die Katechumenate oder die Religionsschulen für erwachsene Katechumenen. Auch die Katechumenate haben sich für religiöse Unterweisung und Er-

ziehung der Taufbewerber als außerordentlich segensreich erwiesen. Diese Praxis kann indessen nur für eine beschränkte Anzahl von Katechumenen in Anwendung kommen, da sie durchweg zu arm sind, um sich einige Monate ohne Arbeit selbst zu unterhalten. Der Missionar müßte folglich die sämtlichen Kosten tragen. Bei uns ist die Zahl der Katechumenate so gering, daß sie in unseren Jahresstatistiken gewöhnlich gar nicht aufgeführt sind.

Seit Gründung der staatlichen Elementarschulen hat auch die Mission solche Schulen errichtet, teils in den Residenzen der Missionare, teils in anderen größeren Gemeinden. Im Anfange bot die Beschaffung geeigneter Lehrkräfte große Schwierigkeiten. Diesem Übelstande ist durch unsere Lehrerseminare allmählich mehr und mehr abgeholfen worden. An tüchtigen Lehrern mangelt es aber noch immer. In unseren Elementarschulen wird neben den von der staatlichen Schulbehörde vorgeschriebenen Lehrfächern überall noch Religion und Biblische Geschichte genommen, und zwar wird darauf gebührendes Gewicht gelegt auch in jenen Schulen, welche die staatliche Anerkennung nachgesucht haben. Freilich besteht an manchen unserer Elementarschulen nur die untere Schulstufe. Die höhere Stufe ist meist nur in den Residenzschulen der Dechanten errichtet. Für den Besuch der Elementarschule zahlen fast alle Schüler einen größeren oder geringeren Beitrag. Ebenso bestreiten sie selber die Auslagen für Bücher, Papier usw.

Endlich besteht in unserer Mission 1 Lehrer- und 1 Lehrerinnen-Seminar. Es ist uns leider bisher nur gelungen, diesen einen Zweig der Oberstufe in der Abteilung der Mittelschulen zu pflegen. Beiden Seminarien liegt das staatliche Schulprogramm zugrunde, beide sind ausgezeichnet geleitet und arbeiten mit außerordentlich gutem Erfolge.

Es folgen einige Angaben aus den Schulstatistiken der früheren Jahre.

I. Katechismusschulen:

Im	Jahre	1904	Katechismusschulen	170	Schülerzahl	2043
„	„	1914	„	140	„	2711
„	„	1920	„	105	„	1612
„	„	1921	„	179	„	3240
„	„	1922	„	275	„	6042
„	„	1923	„	154	„	2644
„	„	1924	„	142	„	2570
„	„	1925	„	155	„	2580
„	„	1926	„	186	„	2860
„	„	1927	„	201	„	3237

II. Elementarschulen:

Im	Jahre	1919	Elementarschulen	37	Schüler[innen]	651	Schülerinnen	—
„	„	1920	„	32	„	495	„	—
„	„	1921	„	36	„	487	„	147
„	„	1922	„	36	„	549	„	214
„	„	1923	„	46	„	578	„	340
„	„	1924	„	56	„	718	„	331
„	„	1925	„	86	„	972	„	372
„	„	1927	„	99	„	1157	„	393

III. Lehrer- bzw. Lehrerinnen-Seminar:

Im	Jahre	1919	Schüler	30	Schülerinnen	—
„	„	1920	„	32	„	46
„	„	1921	„	22	„	40
„	„	1922	„	90	„	26
„	„	1923	„	58	„	40
„	„	1924	„	93	„	36
„	„	1925	„	93	„	52
„	„	1926	„	89	„	69
„	„	1927	„	89	„	85

Rücksichtlich der Katechismusschulen springt sofort der große Unterschied zwischen der Anzahl von Schulen und der Schülerzahlen in den einzelnen Jahren in die Augen. Ein Fortschritt ist nicht zu verzeichnen, besonders nicht bei der im Laufe von mehr als 20 Jahren ständig gewachsenen Christenzahl. Die angeführten Zahlen reden eine deutliche Sprache von unseren finanziellen Nöten besonders in den Nachkriegsjahren. Es ist traurig, wie wenige von unseren christlichen Kindern ihren Religionsunterricht in der Schule empfangen. Allerdings werden manche Neuchristenkinder zusammen mit ihren Angehörigen von Katechisten unterrichtet. Andere lernen den Katechismus notdürftig zu Hause von den Eltern oder Geschwistern. Selbstverständlich reicht der Unterricht des Katechisten bei weitem nicht an den Schulunterricht heran. Die religiösen Kenntnisse, welche die Kinder zu Hause erwerben, sind ohne Frage äußerst mangelhaft und oberflächlich. Zahlreiche Kinder wachsen in religiöser Unwissenheit auf. Daß von solchen religiös vernachlässigten Kindern später nicht viel Gutes zu erwarten ist, braucht nicht näher betont zu werden. Ohne weitgehende materielle Unterstützung von Europa sind wir nicht in der Lage, unsere Jugend in christlichem Geiste zu erziehen und sie zu braven Katholiken zu machen. Mögen unsere Wohltäter in der Heimat die große religiöse Not unserer Christenkinder nicht aus den Augen verlieren!

Unsere Elementarschulen zeigen ungefähr dasselbe Bild wie unsere Katechismusschulen. Wie gering ist die Zahl unserer Schulen bei der Anzahl unserer Christengemeinden! Wie wenige von unseren Kindern erhalten auch nur eine Elementarschulbildung! Allerdings besuchen auch einige unserer Kinder heidnische Schulen. Aber das sind nur ganz wenige.

Unsere beiden Seminare zur Ausbildung von Lehrern und Lehrerinnen stehen — das muß dankbar anerkannt werden — sowohl was die Leitung, als was ihre Leistungen angeht, durchaus auf der Höhe. Die große Bedeutung der Seminare für unser ganzes Elementarschulwesen ist gar nicht in Zweifel zu ziehen. Leider hatten es beide Seminare bis jetzt verabsäumt, die staatliche Anerkennung nachzusuchen. Erfreulicherweise wird jetzt das Versäumte nachgeholt. Ohne diesen Schritt wäre zu befürchten, daß, wenn einmal die chinesische Regierung sich in unser Schulwesen einmischt, unsere Lehrer und Lehrerinnen als nicht staatlich geprüft zurückgewiesen würden. Wir ständen dann vor einer großen Schwierigkeit und müßten uns aller Wahrscheinlichkeit nach heidnische Lehrer und Lehrerinnen aufdrängen lassen. Welche Gefahren das für unsere christliche Jugend mit sich brächte, liegt auf der Hand.

So befriedigend sich unsere Mission auch in den letzten 20 Jahren, was das Wachsen der Christenzahl und den religiösen Eifer unserer Christen angeht, entwickelt hat, in der so wichtigen Schulfrage ist die Entwicklung keineswegs befriedigend gewesen. Dasselbe gilt freilich von beinahe allen chinesischen Missionen. Aber gerade darin zeigt sich, daß die gesamte katholische Mission in China noch vor einer großen ungelösten Frage steht. Bei den ungeheuren Anstrengungen der chinesischen Regierung und vor allem auch der protestantischen Mission auf dem Schulgebiete muß die Lösung möglichst bald gefunden werden. Sonst ist das Volk für uns verloren und wird dem Unglauben oder dem Protestantismus anheimfallen. Möge unser katholisches deutsches Volk die Bedeutung dieser wichtigen Frage recht erfassen und durch außergewöhnlichen Opfersinn uns die Lösung dieser Frage möglich machen! Hoffentlich findet sich für die Schwierigkeiten, die uns vonseiten der Regierung, wie oben erwähnt, voraussichtlich entstehen werden, dann auch ein Ausweg. Sehr zu beklagen wäre es, wenn die sonstigen gewaltigen Anstrengungen der katholischen Mission in China daran scheiterten, daß wir den Einfluß auf die Jugend und damit auf das Volk und auf die Zukunft verlören.

Zwölftes Kapitel.

Der Protestantismus innerhalb unseres Vikariates.

Die protestantische Mission in China ist noch jüngeren Datums. Desto mehr springt ihre rasche Entwicklung und ihr gewaltiger Fortschritt in die Augen. Die ersten protestantischen Sendboten waren die beiden Londoner Missionare Morrison und Milne. Der erste begann sein Wirken im Jahre 1807, der andere im Jahre 1813. Als erster Amerikaner erschien Bridgeman im Jahre 1830 auf dem Plane. Der Begründer der deutsch-protestantischen Mission in China ist der bekannte Prediger Gützlaff, aus der Provinz Pommern gebürtigt. Er wirkte in den Jahren 1831—1833 als erster protestantischer Missionar in der Provinz Schantung, indem er Bibeln und Traktate unter das Volk verteilte.

Die gewaltigen Fortschritte, welche die protestantische Mission in China in der kurzen Spanne Zeit von ihren ersten Anfängen bis heute zu verzeichnen hat, verdankt sie teils der großen Zahl ihrer Arbeitskräfte, dann aber besonders den ungeheuren materiellen Hülfsmitteln, die ihr zur Verfügung stehen. Sie hat unter verschiedener Rücksicht vor der viel älteren katholischen Mission bereits einen Vorsprung gewonnen, der nur schwer wieder einzuholen ist. Das Ansehen der protestantischen Religion unter dem chinesischen Volke hat sich überall außerordentlich gehoben.

Den gewaltigen Aufschwung des Protestantismus beobachten wir speziell auch in unserer Provinz Schantung. Nach einer Statistik vom Jahre 1923 arbeiten allein in Schantung 31 protestantische Missionsgesellschaften mit 578 männlichen und weiblichen Hülfskräften. Sie besitzen 76 Niederlassungen an 41 verschiedenen Orten. An protestantischen Gemeinden zählte man 1 330. Die Christenzahl ist mit 41 821 angegeben. Es erscheint indessen zweifelhaft, ob alle diese die Taufe empfangen haben. Die Haupttätigkeit der protestantischen Mission erstreckt sich auf karitative Werke und Schulbestrebungen. Die Statistik gibt 28 Krankenhäuser und 36 Armenapotheken an. Das Schulwesen zeigt folgendes Bild: An Elementarschulen werden unterhalten: a) untere Stufe: 942 Schulen mit 17 083 Schülern; b) obere Stufe: 142 Schulen mit 2 782 Schülern. Mittelschulen bestehen 40 mit 1 489 Schülern. Dazu kommen 2 höhere

Schulen (Colleges) mit 198 Studenten, endlich eine Voll-Universität mit 163 Studenten.

Das sind die Zahlen für die ganze Provinz Schantung. Sie entwerfen ohne Zweifel ein achtunggebietendes Bild von der Arbeitsleistung und den Erfolgen protestantischer Missionstätigkeit.

Sehen wir nun im einzelnen, welche von diesen Angaben auf das Gebiet unseres Vikariates entfallen! Mit anderen Worten, verfolgen wir die Arbeit der protestantischen Mission speziell innerhalb unseres Vikariates Tsinanfu!

Innerhalb unseres Missionsgebietes sind von den verschiedenen protestantischen Benennungen 19 verschiedene Gesellschaften tätig. Es sind folgende:

I. Methodisten: a) Die „englische unierte Methodisten-Mission". Sie arbeitet an den Orten Dschu dja dschä dse (gegründet im Jahre 1866) und in der Stadt Udingfu (gegründet im Jahre 1905). In Dschu dja dschä dse besteht ein angesehenes Hospital, ferner eine Reihe niederer und mittlerer Schulen. Die Niederlassung in Udingfu ist meines Wissens nach dem Weltkriege so gut wie aufgegeben worden. Die Mission zählt 2 Prediger, 1 Arzt und 2 Missionarinnen.

b) Die „amerikanische Methodisten-Episkopalkirche". Sie hat ihre Hauptstation in der Stadt Tai ngän fu. Die Mission unterhält blühende Elementar- und Mittelschulen, sowie ein gutes Hospital. Das Missionspersonal setzt sich zusammen aus 5 Missionaren, verschiedenen Ärzten und 10 Missionarinnen.

II. Presbyterianer: a) Die „Presbyterianerkirche aus den Nordstaaten von Amerika". Ihre Hauptniederlassung ist in Tsinanfu (gegründet 1874). Die Mission zählt 18 Prediger und 26 Missionarinnen.

b) Die „Presbyterianerkirche aus den Südstaaten von Amerika" mit ihrer Niederlassung in Tsinanfu (gegründet 1916) zählt 1 Prediger und 1 Missionarin.

c) Die „Presbyterianerkirche von Kanada" besitzt seit 1917 eine Niederlassung in der Stadt Tsinanfu mit 4 Predigern und 4 Missionarinnen.

III. Anglikaner: „Die englische Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums" arbeitet in Schantung seit dem Jahre 1878. Ihre erste Niederlassung in Tai ngän fu wurde im gleichen Jahre gegründet. Es sind daselbst stationiert 1 Bischof, 3 Prediger und 6 Missionarinnen. In der Stadt Ping yin (gegründet 1879) wohnen 2 Prediger und 3 Missionarinnen. Die Niederlassung in Tsinanfu (seit 1921) zählt 2 Prediger und 2 Missionarinnen.

IV. Kongregationalisten: a) „Die amerikanische auswärtige Mission" mit 3 Niederlassungen. In der Stadt Dêi dschôu (gegründet 1880) wirken 4 Prediger und 8 Missionarinnen. Die Mission unterhält große Schulen und 1 Hospital. In der Stadt Lin tsing (seit 1886) wohnen

4 Missionare und 9 Missionarinnen. Auch dort unterhält die Mission Schulen und 1 Hospital. Die Niederlassung in der Stadt Tsinanfu (seit 1916) zählt 1 Prediger und 1 Missionarin.

b) „Die Londoner Missionsgesellschaft" besitzt seit 1917 eine Niederlassung in Tsinanfu mit 2 Predigern und 2 Missionarinnen.

V. Baptisten: a) „Die englische Baptisten-Missionsgesellschaft". Sie besitzt 3 Niederlassungen, die in den Jahren 1903—1904 gegründet sind: in Dschôu tsuin mit 7 Predigern und 15 Missionarinnen, in der Stadt Putai mit 1 Missionarin, endlich in Tsinanfu mit 10 Predigern und 12 Missionarinnen.

b) „Die Baptistenvereinigung in den Südstaaten von Amerika". Sie hat im Jahre 1920 in Tsinanfu eine Niederlassung gegründet. Es wirken dort 4 Prediger und 5 Missionarinnen.

VI. Von Lutheranern ist tätig „die Norwegisch-lutherische Kirche von Amerika" in Tsinanfu seit dem Jahre 1918 mit 1 Prediger.

Außerdem wirkt im Gebiete unseres Vikariates noch eine Reihe anderer protestantischer Sekten, die keiner der oben genannten Gruppen beigezählt werden können. Es sind:

1. „Die Gottes-Vereinigungen in den Vereinigten Staaten und auswärtigen Ländern" (Assemblies of God in the U.S.A. and Foreign Lands). Diese Sekte hat seit dem Jahre 1912 eine Niederlassung in der Stadt Tai ngän fu mit 1 Prediger und 2 Missionarinnen.

2. „Die Vereinigung junger christlicher Männer" besitzt seit 1913 eine Niederlassung in Tsinanfu mit 4 Predigern und 4 Missionarinnen.

3. „Die britische auswärtige Bibelgesellschaft" ist seit 1914 in Tsinanfu vertreten mit 1 Prediger und 1 Missionarin.

4. „Die Mission von der Nationalen Heiligung" (National Holiness Mission) aus den Vereinigten Staaten besitzt seit 1914 eine Niederlassung in Dung tschang fu. Es wirken dort 5 Prediger und 13 Missionarinnen.

5. „Die Adventisten vom siebten Tage in den Vereinigten Staaten" haben sich seit 1915 in Tsinanfu niedergelassen. Es sind dort tätig 1 Prediger und 1 Missionarin.

6. „Die Heilsarmee" betätigt sich seit 1918 in Tsinanfu mit 1 Prediger und 1 Missionarin; ferner seit 1919 in der Stadt Tai ngän fu mit 1 Prediger.

7. „Die unmittelbare Mission in China" (China direkt Mission) ist seit 1920 in der Stadt Tai ngän fu tätig mit 3 Predigern und 6 Missionarinnen.

8. „Die Vereinigung junger christlicher Frauen" hat seit 1920 in Tsinanfu ein Heim mit 1 Missionarin.

Im Jahre 1923 wirkten also allein in der Stadt Tsinanfu 50 Prediger und 61 Missionarinnen, die 14 verschiedenen Gesellschaften angehörten. Die Zahl hat sich seitdem noch vergrößert. Ein bedeutender

Teil dieser Missionare ist an der „christlichen Universität in Schantung“ tätig. Die Universität wurde gegründet im Jahre 1917. An derselben dozieren 25 ausländische Professoren, 9 chinesische Christen und 3 chinesische Heiden. An dieser Universität sind folgende Missionsgesellschaften beteiligt: 1. „Die Presbyterianerkirche in den Nordstaaten von Amerika“; 2. „Die Presbyterianerkirche in den Südstaaten von Amerika“; 3. „Die Presbyterianerkirche von Kanada“; 4. „Die englische Gesellschaft für Verbreitung des Evangeliums“; 5. „Die Baptisten-Mission von England“; 6. „Die Londoner Missionsgesellschaft“; 7. „Die Norwegisch-lutherische Kirche von Amerika“.

Leider finden sich bei den protestantischen Missionsgesellschaften innerhalb unseres Vikariates keine näheren Angaben über ihre Christenzahlen. Wenn man aber die Gesamtzahl der protestantischen Christen in der ganzen Provinz (41 821) vergleicht mit der Zahl der Missionare (578), so erscheint sie gewiß nicht hoch. Die protestantische Christenzahl innerhalb unseres Vikariates ist natürlich noch bedeutend geringer, trotzdem allein in diesem Gebiete 224 Missionare tätig sind. Beim Vergleich der Zahl unserer Christen und unserer Missionare erhält man ein gutes Bild von dem Stande der protestantischen und der katholischen Mission. Allerdings muß dabei im Auge behalten werden, daß eine ansehnliche Zahl der angegebenen protestantischen Missionare und Missionarinnen als Ärzte und Professoren tätig ist, also sich nicht unmittelbar in der Verbreitung des Glaubens betätigt. Freilich müßte man auch von unseren Missionaren viele, die im Schulbetriebe und in der Verwaltung beschäftigt sind, abziehen. Immerhin aber bedeutet der Fortschritt der protestantischen Mission unter mehrfacher Rücksicht für die katholische Mission eine ernste Gefahr. Darüber unten einiges mehr.

Nun zunächst die Frage: Wie wirkt die protestantische Mission? Welche Methode verfolgt sie? Welches sind ihre Ziele?

Die protestantische Mission vertritt grundsätzlich den Standpunkt, den Chinesen das Wort Gottes zu bringen, den Chinesen aber zu überlassen, sich das Christentum nach ihren nationalen Eigenheiten zurecht zu legen und ins Leben umzusetzen. Sie stellen also den Chinesen vollständig frei, welches protestantische Christentum sie sich für ihr Land wählen.

Unter den protestantischen Missionaren innerhalb unseres Vikariates gibt es nach persönlichen Erfahrungen sehr seeleneifrige, aufrichtige und gottsuchende Männer. Nicht wenige verfügen über ausgezeichnete wissenschaftliche Bildung und fachmännische Kenntnisse, was zum Teil ihre Erfolge und ihr Ansehen erklärt.

Die protestantische Mission wendet, wie die katholische, eine doppelte Methode an: die einen predigen das Evangelium, die anderen widmen sich dem Schulwesen oder karitativer Tätigkeit. Es ist schon bemerkt

worden, daß die Prediger viel auf öffentlichen Märkten sprechen. Der Erfolg solcher öffentlichen Predigt aber ist allgemein recht gering. Wenn schließlich nach der Predigt die Frage gestellt wird, wer Christ werden will, so antworten viele aus chinesischer Höflichkeit mit „Ja", ohne an ernste Sinnesänderung zu denken. Es hat den Anschein, daß man sich vielfach mit Notierung dieser Glaubenswilligen begnügt, die dann in den Statistiken als Gläubige aufgeführt werden. Andere Prediger verteilen Bibeln und Traktätchen unter das Volk und führen gleichfalls die Abnehmer dieser Schriften in ihren Berichten als Gläubige auf. Jedenfalls ist die Zahl der wirklich Bekehrten und noch mehr der wirklich Getauften bedeutend geringer, als die Angaben, die sich in den amtlichen Berichten finden, nahelegen. Zur rechten Beurteilung dieser Angaben muß man sich allerdings immer das vorhin erwähnte protestantische Missionierungsprinzip vor Augen halten, und bezeichnend ist, daß auf dem Lande fast nirgends protestantische Kirchen und Kapellen sind, die, einige Fälle ausgenommen, nur in den Residenzen der Missionare erbaut wurden. Eine eigentümliche Methode gewisser Prediger besteht darin, daß sie an Straßenecken Plakate mit Bibelsprüchen in chinesischer Schrift ankleben. Die Sprüche sind aber meist derart, daß sich ein heidnischer Leser darunter kaum etwas denken kann.

Auffallend stark haben sich die protestantischen Missionare in den letzten Jahren an Politik und öffentlichen Tagesfragen beteiligt, und während der Revolution im Jahre 1912 wurde starke Propaganda für die Republik betrieben und ebenso stark gegen das Kaiserhaus agitiert. Auch heutigentags halten die Prediger gerne öffentliche Vorträge über Fragen der Politik, des Handels und dergleichen. Während der Hungersnot im Jahre 1920 beteiligte sich ein großer Teil der amerikanischen Prediger an der Hilfsaktion durch Anlegen öffentlicher Autostraßen. Die fertigen Straßen wurden der Regierung übergeben, die dann anstandshalber amerikanische Autos für den Verkehr bezog. Es war nur das Mißliche bei der Sache, daß die Regierung den Leuten das Land zum Bau der Straßen mit dem Versprechen einer späteren Entschädigung einfach wegnahm. Die Entschädigung ist aber fast überall ausgeblieben. Infolgedessen hat der Straßenbau viel böses Blut erregt. Zu den materiellen Verlusten kam noch die unvermeidliche Störung des „Fung schui".

Das „Fung schui" (= Wasser- und Windlehre) ist der Aberglaube, daß die Strömungen des Wassers in der Erde und der Winde in der Luft je nach ihrer Richtung Glück oder Unglück bringen. Für genaue Berechnung dieser Glücksströmungen nach bestimmten Gesetzen besteht ein eigener Stand, der sogenannten „Geomanten".

Infolge der Straßenbauten mußte nun eine große Anzahl von Gräbern verlegt werden. Das Grab ist dem heidnischen Chinesen etwas Heiliges und Störung der Grabesruhe gilt als eines der schwersten Verbrechen.

Alle Gräber werden nämlich nach vorausgehender Befragung der „Geomanten" nach dem „Fung schui" angelegt. Man stelle sich den Unwillen der heidnischen Bevölkerung vor, als plötzlich auf höheren Befehl hunderte von Gräbern auf eigenem Grund und Boden entfernt werden mußten! Die Erregung darüber machte sich an verschiedenen Orten offen Luft und wendete sich gegen die protestantischen Missionare, die dann einfach die Polizei vorschickten.

Während des Weltkrieges standen die englisch-amerikanischen Prediger fast ausnahmslos in Diensten ihrer Regierungen. Die einen warben für die Westmächte Kulis an, andere kauften Pferde und Maultiere auf, wieder andere brachten die Kriegs-Hetzschriften unter das Volk. Es muß indessen anerkannt werden, daß die protestantischen Prediger während jener Zeit nirgends unmittelbar gegen uns deutsche Missionare agitiert haben. Die Kriegspropaganda selbst aber hat nicht zur Hebung ihres Ansehens unter dem Volke beigetragen.

Bezüglich der eigentlichen religiösen Propaganda und der Missionserfolge steht die protestantische Mission hinter der katholischen weit zurück und bildet für sie kaum eine Gefahr. Anders aber steht es bezüglich ihrer Schulleistungen und ihrer sozial-karitativen Arbeiten. Unter diesen beiden Gesichtspunkten ist die protestantische Mission uns weit voraus, und durch beides hat sie unser Ansehen weit überholt.

Mit den Schulen freilich hat die protestantische Mission auch üble Erfahrungen gemacht. Unter ihren Studenten herrscht fast überall ein sehr revolutionärer Geist, der sich vielfach scharf gegen die Missionare selbst wendet. Schon heute bereut man es, sich so ganz einseitig auf das Schulwesen verlegt und die eigentliche Missionsarbeit allzu stark vernachlässigt zu haben. Dabei bleibt die Tatsache bestehen, daß die protestantische Mission sich an der Entwicklung der modernen chinesischen Schulen hervorragend beteiligt und sich dadurch bedeutenden Einfluß für die Zukunft gesichert hat.

Ebenso großzügig ist die karitative Tätigkeit der protestantischen Mission. Sie verfügt über eine bedeutende Anzahl ausgezeichneter Hospitäler und Armenapotheken, die viel Gutes stiften. Ein unleugbares Verdienst um das Volk erwirbt sich die Mission durch Ausbildung fähiger, junger chinesischer Ärzte. Den Erfolg der charitativen Tätigkeit soll man indessen nicht überschätzen. Sie ist und bleibt indirekte Missionsarbeit. Nach eigenen protestantischen Angaben stehen die Bekehrungen, die durch die Tätigkeit der Hospitäler und Armenapotheken veranlaßt werden, in gar keinem Verhältnisse zu den ungeheuren materiellen Aufwendungen. Trotzdem jeder Kranke vor oder nach der ärztlichen Konsultation einen religiösen Vortrag anhören muß, ist der missionarische Erfolg gering.

Die englische Mission in Tsinanfu hat seit Jahren ein interessantes, reichhaltiges Museum eingerichtet, das jährlich von tausenden und aber-

Lehmhütte als Gebetshaus bei Neuchristen

St. Josephskapelle bei Bêi Yüin yü (Zu Seite 194)

tausenden Chinesen besucht wird. Auch hier fordert man für gewöhnlich das Anhören eines religiösen Vortrags. Der Besuch des Museums hat wohl kaum Bekehrungen veranlaßt. Aber unleugbar ist die Mission dadurch in weiten Kreisen bekannt geworden; und die Besucher gehen nicht mit schlechten Eindrücken fort.

Das Personal der protestantischen Mission setzt sich zusammen aus ordinierten Predigern und aus zahlreichen verheirateten und unverheirateten Missionarinnen. Sie alle beteiligen sich eifrig an der Verkündigung des Evangeliums und der Verbreitung von Bibeln und anderen religiösen Büchern. Die protestantischen Missionare treten im Gegensatze zu uns ausnahmslos in europäischer Kleidung auf. Die Mission verfügt ferner über eine Reihe ausländischer Laien, die als Handwerker und dergleichen im Dienste der Mission arbeiten. Nach einer Reihe von Dienstjahren werden manche von ihnen zu Predigern befördert. Neben den ausländischen Predigern finden sich zahlreiche chinesische Pastoren. Ihr Verhältnis zu den ausländischen Predigern ist meist nicht gut. Von der modernen nationalen Strömung in China erfaßt, möchten sie nur zu gern die großen Missionsanstalten selbst in ihre Hand nehmen.

Die Professoren an den Schulen und die Ärzte an den Hospitälern verdienen alle Anerkennung, daß sie ihr vielfach reiches Können und Wissen in den Dienst der Mission und der guten Sache stellen und bereitwillig auf so manche Annehmlichkeiten in der Heimat verzichten.

Die protestantische Mission, besonders die amerikanische, arbeitet mit reichen Mitteln und zahlt den chinesischen Angestellten allgemein bedeutend höhere Löhne als wir. Die Missionare, ebenso die Professoren und Ärzte beziehen sehr gute Gehälter. Nach Angaben der „Zeitschrift für Missionswissenschaft“ Jahrgang 1912 werden bei freier Wohnung jährlich Gehälter von 4—12 000 Mark bezogen. Diese Angaben scheinen der Wahrheit jedenfalls nahe zu kommen. Nach einer Reihe von Dienstjahren sind die Missionare pensionsberechtigt. Auch für die Zukunft der Witwen und der Kinder ist Vorsorge getroffen. Alle Missionsangestellten haben jeden Sommer das Recht auf einen mehrmonatigen Urlaub in den Seebädern und nach einer Reihe von Dienstjahren steht ihnen ein Heimaturlaub mit vollem Gehalte zu.

In unserem Vikariate ist das Verhältnis der protestantischen Missionare zu uns allgemein gut. Wo offen und versteckt gegen uns gearbeitet wurde, waren es immer einheimische Prediger oder Katechisten, die uns z. B. während der Hungersnot im Jahre 1920 viele Hindernisse in den Weg gelegt haben, während die auswärtigen Prediger durchweg mit uns Hand in Hand arbeiteten. Allen voran an Vornehmheit, Zuvorkommen und Duldsamkeit stehen die anglikanischen Missionare. Die Dankbarkeit erfordert ein Wort der Anerkennung dafür, daß die protestantischen Missionsärzte in wiederholten Fällen auch unsere Patres mit

aller Liebe, Aufmerksamkeit und Aufopferung ohne Vergütung in ärztliche Behandlung genommen haben. Auch manche unserer Christen haben in protestantischen Hospitälern Aufnahme und liebevolle Pflege gefunden. Man ist allgemein so aufmerksam, unsere Christen in diesen Fällen vom Anhören der protestantischen Predigt zu dispensieren.

Bisweilen treten protestantische Christen zum Katholizismus über. Wenn wir auch nicht darauf ausgehen, die Leute der protestantischen Mission abwendig zu machen, so weisen wir sie doch grundsätzlich nicht zurück, wenn sie aus freien Stücken und in besserer Einsicht zu uns kommen. Es ist zu verstehen, daß der Prediger seine Schäflein von einem solchen Schritte abzuhalten sucht. Freilich muß er dann bisweilen Gründe hören, gegen die er nicht ankommt. Einer z. B. stellte bei einer solchen Gelegenheit die Frage, ob denn auch die Katholiken selig würden. Das wagte der Prediger nicht zu verneinen. Daraufhin sagte der Mann: „Wenn die Protestanten und auch die Katholiken selig werden, so kann es Dir ja einerlei sein, ob ich Protestant oder Katholik bin!" Das Urteil über die vom Protestantismus Bekehrten lautet bei unseren Missionaren sehr verschieden. Die einen haben gute Erfahrungen gemacht, die anderen nicht. Der Grund dieses gegensätzlichen Urteils ist wohl der, daß diese Leute in sehr verschiedener Absicht vom Protestantismus zum Katholizismus übertreten und auch ganz verschiedenen Sekten angehörten.

Wie lautet nun das Urteil des Volkes über den Protestantismus und den Katholizismus? Zweifelsohne hat sich der Protestantismus durch seine Schultätigkeit und sein karitatives Wirken in manchen Kreisen großes Ansehen und weitgehenden Einfluß erworben. Dagegen hat der revolutionäre Geist an den protestantischen Schulen die chinesische Regierung zu wiederholten Malen zu strengen Überwachungsmaßnahmen gegen die protestantischen Missionsschulen veranlaßt. Wie oben bemerkt, gestehen einsichtige Prediger heute offen ein, daß diese einseitige Schultätigkeit dem Protestantismus nicht zum Segen gereicht und im Grunde verfehlt war. Das endgültige Urteil über den Nutzen oder Schaden einseitiger Schultätigkeit wird aber erst dann abgegeben werden, wenn die zukünftige chinesische Regierung einmal ihre längst gefaßten Pläne durchführt. Unsere katholischen Schulen, denen, wie die Regierung gut weiß, jede Politik gänzlich fernliegt, werden sich dann voraussichtlich bedeutend besser stehen und wohl weniger Schwierigkeiten begegnen als die protestantischen.

Eine außerordentliche Schwäche der protestantischen Mission liegt in ihrer Spaltung in unzählige Sekten. Die Missionen empfinden diese Schwäche recht gut. Schon auf der großen Schanghaier Missionskonferenz von 1917 hat es nicht an Einigungsbestrebungen zu gemeinsamer Arbeit und gemeinsamer Vertretung gefehlt. Eine gemeinsame Basis ist aber nicht leicht zu finden. Charakteristischerweise sind es gerade die Christen

selbst, die zu immer engerem Zusammenschluß drängen. Die Missionare sehen sich in ihrer eigenen Gemeinde einer Bewegung gegenüber, die mit elementarer Gewalt zur Einigung drängt. Besonders die chinesischen Pastoren sprechen über die Spaltung ganz offen ihre Mißbilligung aus. Die gewaltigen Lehrunterschiede der einzelnen protestantischen Kirchen leuchten aber auch dem gewöhnlichen chinesischen Manne ein und bringen ihn zu dem einfachen und gesunden Schlusse: „Dort kann die Wahrheit nicht sein!“ Die Prediger werden vom Volke nicht selten auf diesen Punkt hingewiesen.

Wie ganz anders steht die katholische Religion in den Augen der Chinesen da! Für die Logik der katholischen Glaubenslehren, für die Sicherheit und Einigkeit, mit der die katholische Lehre vorgetragen wird, zeigt das chinesische Volk ein feines Verständnis. Da gibt es keine Spaltung, keine Verschiedenheit, keine Nebensächlichkeiten und keine Kompromisse? Das alles imponiert dem gesunden Sinne des chinesischen Volkes.

Die katholische Lehre hat zudem das Alter für sich. Die Chinesen wissen sehr gut, daß der Protestantismus eine verhältnismäßig neue Religion ist, die sich von der alten, katholischen getrennt hat. Auch in diesem Punkte sind die Sympathien des Volkes, bei seiner bekannten Wertschätzung des Alten ganz auf unserer Seite. Endlich ist die Einheit der katholischen Kirche, verkörpert in ihrem sichtbaren Oberhaupte, dem Papste, ein Moment, das auf das chinesische Volk den besten Eindruck macht. Die Idee von dem „einen Kaiser auf der Erde“ überträgt es ganz spontan auf den „Kaiser der Religion“, den „Djauhuang“, eine Idee, die ihm seit Jahrtausenden geläufig ist. Hierzu kommt dann der Zölibat der katholischen Priester. Das gewöhnliche Volk findet es ganz in der Ordnung, daß der katholische Priester frei von Familienbanden bleibt, um sich ganz der Rettung der Menschen zu widmen. So selten im Heidentume die Jungfräulichkeit ist, so große Hochachtung bezeigt ihr das Heidentum.

Nach dem eigenen Geständnisse mancher protestantischer Missionare ist die vollständige und ungeteilte Hingabe an die apostolischen Arbeiten ohne den Zölibat ein außerordentlich schwieriges Unternehmen und ebenso schwierig der Versuch, beim chinesischen Volke Vertrauen zu finden. Andere allerdings predigen offen gegen den katholischen Zölibat und reden vor dem heidnischen Volke von der natürlichen Pflicht sich zu verheiraten, die man sogar aus der Bibel zu beweisen sucht. Den üblen Eindruck einer solchen Predigt auf die Heiden braucht man nicht weiter zu betonen, und es kann unter solchen Umständen nicht wundernehmen, daß die Heiden nicht selten den protestantischen Missionaren mit Hinweis auf den Zölibat der katholischen Priester ein offenes Mißtrauensvotum aussprechen.

Das Gesamturteil läßt sich in folgende Sätze zusammenfassen: Dank der großen Anzahl von Arbeitskräften, dank reicher Hülfsmittel und dank systematischer Arbeit besonders in den Schulen und auf karitativem Gebiete hat sich die protestantische Mission in dem kurzen Zeitraum von weniger als 100 Jahren ein Ansehen und einen Einfluß errungen, die alle Achtung verdienen. Allerdings tritt die unmittelbare Missionsarbeit stark in den Hintergrund. Dementsprechend ist die Zahl der protestantischen Christen verhältnismäßig klein. Von den protestantischen Christen wird in religiös-sittlicher Beziehung nicht viel gefordert; besonders werden ihnen keine größeren Opfer auferlegt. In religiöser Beziehung bedeutet der Protestantismus für die katholische Mission keine Gefahr. Unsere Christen sind den Protestanten an Zahl bedeutend überlegen, zumal die Zahl der jährlichen Bekehrungen läßt unsere numerische Überlegenheit in der Zukunft noch bedeutend größer werden. Allerdings zählen unsere Christen fast ausnahmslos zu den niederen Ständen. Unser öffentliches Ansehen steht infolgedessen nicht im rechten Verhältnisse zur Zahl unserer Bekenner. Die Protestanten sind uns darin weit voraus.

In die Schulen der protestantischen Mission strömen die jungen Leute der besseren Kreise zusammen, nehmen bewußt oder unbewußt protestantische Ideen an, werden in protestantischem Geiste erzogen und mit Hochachtung vor dem Protestantismus erfüllt. Man bedenke, welchen Einfluß der Protestantismus in Zukunft erst gewinnen muß, wenn diese jungen Leute, der Schule entwachsen, sich im öffentlichen Leben betätigen und in einflußreiche Stellungen gelangen! Soviel Anerkennung auch unsere katholische Missionsbetätigung verdient, so ist doch nicht zu leugnen, daß unser Rückstand im Schulwesen unseren Einfluß in Zukunft erst recht hemmen und ausschalten wird. Augenblicklich ist keine einzige katholische Mission in der Lage, so viel Lehrkräfte zu stellen und besonders so viele Mittel aufzubringen, um in erfolgreiche Konkurrenz mit dem Protestantismus zu treten. Infolgedessen sind wir nicht in der Lage, die besseren Kreise zu erfassen und günstig auf sie einzuwirken. Die Zukunft der Mission fordert da energische und schleunige Abhülfe. Möge sich die Mission und mögen sich die deutschen Katholiken dieser Pflicht recht bewußt werden!

Auch das karitative Wirken der protestantischen Mission darf nicht aus dem Auge verloren werden. Durch ärztliche Tätigkeit und durch Ausbilden tüchtiger, chinesischer Ärzte erweist die protestantische Mission dem Lande unstreitbar eine große Wohltat und weckt sich selbst immer neue Sympathien. Vor allem aber wird dadurch dem Protestantismus für die Zukunft in allen Provinzen eine Schar intelligenter und einflußreicher Vertreter geschaffen.

Auch in dieser Beziehung stehen wir Katholiken noch weit hinter den Protestanten zurück. Wohl wird auch von uns die Krankenpflege

und ärztliche Hilfeleistung nicht vernachlässigt. Aber unsere derartigen Anstalten und Aufwendungen halten keinen Vergleich aus mit den Leistungen der protestantischen Mission. Es fehlt uns neben materiellen Mitteln an tüchtigen, deutschen Ärzten, welche die Ausbildung fähiger katholischer Jünglinge übernehmen. Auch da muß in Zukunft Rat geschaffen werden.

Bei dem guten Rufe, den die katholische Mission sonst im Lande genießt, sollte es möglich sein oder muß es doch möglich werden, den Vorsprung des Protestantismus wieder einzuholen. Bei entsprechender angestrengter Tätigkeit gelingt es uns leicht, das Vertrauen des Volkes zu gewinnen, leichter als den protestantischen Missionaren.

Es wäre Selbsttäuschung, die Erfolge der protestantischen Mission zu leugnen oder abzuschwächen. Klarer Blick und ruhiges, objektives Urteilen sind am besten geeignet, unsere eigenen starken und schwachen Seiten aufzudecken und dann unentwegt auf das richtige Ziel loszusteuern. Im Katholizismus schlummern so starke Kräfte, die, wenn erst betätigt, den Wettbewerb der protestantischen Mission nicht zu scheuen brauchen. Allerdings ist unbedingt notwendig, daß uns die Heimat die nötigen Kräfte und die entsprechenden materiellen Mittel zur Verfügung stellt, und das in weit größerem Maßstabe, als es bisher der Fall gewesen ist. Es steht zu hoffen, daß es noch nicht zu spät ist. Viele Mißgriffe der protestantischen Mission können auf unserer Seite leicht vermieden werden. Man soll aus fremden Erfahrungen lernen.

Dreizehntes Kapitel.

Rundgang durch die Mission.

Es empfiehlt sich, an der Hand der beigefügten Karte einen Rundgang durch unsere Mission zu machen. Das gibt eine annähernde Vorstellung von den Wirkungskreisen der einzelnen Missionare und den Entfernungen der Residenzen von einander. Manche interessante Einzelheit wird dann noch ihren gebührenden Platz finden. Leider konnten auf der Karte die Grenzen der einzelnen Kreise nicht eingezeichnet werden, da genaues Kartenmaterial nicht existiert. Die besten vorhandenen Karten bringen nur die Städte nebst einigen größeren Ortschaften. Dafür zeichnet unsere Karte in groben Umrissen die Grenzen der zwei neuen Vikariate, deren Abtrennung geplant ist. Der westliche Teil soll später, wie schon bemerkt, als selbständiges Vikariat für unseren einheimischen Klerus errichtet werden, während der östliche in Zukunft an die amerikanischen Franziskaner fällt.

Die jetzige Mission ist in 9 Dekanate eingeteilt. An der Spitze des Dekanates steht der Dechant (vicarius foraneus), dem die übrigen Missionare (rectores) unterstehen. Die Rektoren verwalten aber ihren eigenen selbständigen Distrikt. Pfarreien und Quasi-Pfarreien konnten bei uns noch nicht errichtet werden. Die einzelnen Dekanate weisen ganz verschiedene Ausdehnung auf. Desgleichen ist die Zahl der in denselben tätigen Missionare naturgemäß nicht die gleiche. Der Dechant hat als der direkte Vorgesetzte der einfachen Missionare das Recht und die Pflicht, seine Rektoren zu überwachen, zu visitieren und bestimmte Anordnungen zu treffen. Die Missionare sollen sich in besonderen Schwierigkeiten um Rat und Hülfe an ihren Dechant wenden. Auch haben sie ihm die jährlichen Abrechnungen zur Einsicht und Korrektur vorzulegen. Alle Geschäfte von größerer Wichtigkeit, z. B. alle Verhandlungen mit den staatlichen Behörden, die Gewährung bestimmter Ehedispensen usw. sind dem Dechanten vorbehalten. Nebenbei verwaltet der Dechant seinen eigenen Missionsbezirk wie die übrigen Missionare.

Die Residenzen der Missionare liegen möglichst in der Mitte des Distriktes, damit alle Christen den Missionar für letzte Ölungen und andere dringende Fälle möglichst bequem erreichen können. Naturgemäß werden die größeren Gemeinden als Missionars-Residenzen bevorzugt.

Neben der Priesterwohnung findet sich eine Kirche oder Kapelle, Dienerwohnungen, Küchen, Pferdestall und Schulräume. Die Gebäulichkeiten sind von ganz verschiedener Qualität. In den gebirgigen Gegenden wird viel aus Stein gebaut. In der Ebene, wo keine Steine zu haben sind, ist man auf Backsteine oder an der Sonne getrocknete Lehmziegel angewiesen. Diese sogenannten „Lehmhäuser" sind nicht gerade die ungesundesten Wohnungen. Nur müssen jedes Frühjahr die Dächer gut untersucht und ausgebessert werden, sonst gibt es im Sommer bei den großen Tropenregen ein Unglück. In der Ebene bieten aber auch die Backsteinbauten vielfach keine lange Gewähr für Sicherheit, wenn der Boden, wie an vielen Orten, Salpeter enthält. Der Salpeter zerfrißt die Backsteine innerhalb weniger Jahre. Dagegen hat sich noch kein Schutzmittel gefunden.

Treten wir nun unseren Rundgang durch die Mission an! Die folgenden Zahlen von Christen, Gemeinden usw. stammen aus dem Jahre 1927. Wir beginnen mit dem Zentrum, mit der Hauptstadt Tsinanfu.

I. Das Dekanat Tsinanfu. Im Innern der Stadt Tsinanfu, nicht weit vom Westtor gelegen, liegt in einer engen Gasse die Residenz mit der Prokur des Bischofs. Der Platz war früher wahrscheinlich Eigentum der Jesuiten. Die alte Franziskaner-Residenz und Kirche lag nach alter Tradition mehr nach Norden, in der Nähe des Lotossees. Innerhalb des Südtores soll früher auch eine Dominikanerniederlassung bestanden haben. Höchstwahrscheinlich hat sie aber nicht lange bestanden, da P. Coronado meines Wissens der einzige Dominikaner in Tsinanfu gewesen ist. Von den früheren, zeitweise ziemlich zahlreichen Christen ist nichts mehr vorhanden. Ausgenommen ist eine Familie, die heute in Tschen dja lôu wohnt. Eine andere Familie ist vor einigen Jahren ausgestorben und wohnte zuletzt in Hän dschuang im Kreise Iü tscheng. Gegenwärtig gibt es in der Stadt Tsinanfu 78 Christen. Bischof Moccagatta erwarb im Jahre 1863 die heutige Residenz zurück und erbaute 1866 die jetzige Kirche. Der Hauptteil der jetzigen Residenz wurde nach Niederreißung der alten chinesischen Häuser unter Bischof Cosi erbaut. Bischof Giesen legte im Jahre 1907 eine moderne Druckerei an. Die alte Missionsdruckerei war ein Geschenk des österreichischen Kaisers Franz Joseph I. an Bischof Cosi.

In der Westvorstadt, in der internationalen Niederlassung U li kôu, residiert ein Pater für die dort wohnenden 258 Christen. Es sind ausnahmslos auswärtige Leute, die dort irgend ein Geschäft betreiben. Der Pater unterhält 1 Katechismusschule mit 12 Kindern. In einiger Entfernung liegt das Josephs-Krankenhaus der „Franziskanerinnen von St. Mauritz in Münster".

In der Ostvorstadt findet sich die Niederlassung der weißen Schwestern, der „Franziskanerinnen-Missionärinnen Mariens“. Es wohnt daselbst ein Priester für die Schwestern und ihre Pflegebefohlenen.

1. Gehen wir von dort 3 km nach Osten, so kommen wir nach Hung dja lôu mit der bischöflichen Kathedrale. Sie erstand unter Bischof Giesen in den Jahren 1906—07. In Hung dja lôu residiert der Ordensobere, der P. Commissarius Provincialis. Der verstorbene hochwürdigste Bischof hat vorläufig einen Teil der Hung dja lôu'er Residenz als Ordenshaus abgetreten. Hung dja lôu zählt außer den beiden Priesterseminaren noch 2 Mittelschulen für Knaben und Mädchen, 1 Knaben- und Mädchenwaisenhaus, sowie verschiedene Handwerksstätten und Ökonomieeinrichtungen. Im Dorfe selber wohnen 324 Christen, für die 3 Katechismusschulen mit 83 Kindern bestehen. Im Umkreise des Dorfes wohnen noch 64 Christen.

2. Der erste Rektor des Dekanates wohnt östlich 6 km entfernt in der Altchristengemeinde Hiën yü. Er verwaltet den größten Teil des Kreises Li tscheng (= Tsinanfu) und den Teil des Kreises Tschang tsing östlich vom Gelben Flusse mit 1 302 Getauften und 881 Katechumenen. Die Getauften verteilen sich auf 62 Gemeinden. Der Pater unterhält 7 Katechismusschulen mit 79 Kindern, 3 Elementarschulen mit 38 Kindern. Seit zwei Jahren sind in den Bergen südöstlich von Tsinanfu, wo es bisher gar keine Christen gab, zahlreiche Katechumenen gewonnen. Die Gemeinde Hiën yü, schon im Jahre 1757 von P. Mathias Garcia als Hiën yü li dschuang erwähnt, zählt heute 110 Seelen. Bis vor kurzem war noch ein alter Turm mit tiefem Keller und nebenan eine lange Höhle vorhanden. Dort hielten sich alten Überlieferungen nach die spanischen Patres in Zeiten der Gefahr verborgen. Die Christen haben leider im vorigen Jahre sowohl Turm als Höhle zerstört, weil beide einzustürzen drohten. Zu diesem Bezirke gehören noch 3 weitere Gemeinden, die gleichfalls schon von P. Mathias erwähnt werden, nämlich Tschen dja lôu mit 219 Seelen, Ku dja fen mit 134 und Liën hua schän mit 86 Seelen. Endlich gehören hierher die 2 Altchristen-Gemeinden ganz in der Nähe von Tsinanfu: Bêi yüän mit 159 Christen und Sin diën mit 106 Christen. Dieser Distrikt soll in kurzem geteilt werden. Der Dechant von Tsinanfu wird dann seinen Wohnsitz in Bêi yüän nehmen.

3. Etwa 45 km in etwas nordöstlicher Richtung liegt die Residenz des Missionars von Hu di im Kreise Dschang tchiu, von P. Mathias Hu di li dschuang genannt. Der Missionar verwaltet 47 Gemeinden mit 575 Getauften und 95 Katechumenen. Er unterhält 3 Katechismusschulen mit 26 Schülern und 2 Elementarschulen mit 12 Schülern. Ihm untersteht der ganze Kreis Dschang tchiu. Das Land ist außerordentlich fruchtbar. Alle Gemeinden, die P. Mathias 1757 besuchte, sind noch vorhanden. Hu di zählt heute 120 Christen, Se pân 89. Die heutige

Gemeinde Dsung dja dschä besteht aus lauter Neuchristen. Ob die früheren Christen abgefallen oder ausgestorben sind, konnte nicht mehr festgestellt werden.

II. Vom Kreise Dschang tchiu gelangen wir in östlicher Richtung in das Dekanat Sin tscheng. Zu diesem Dekanate gehören folgende Bezirke:

1. Dschôu tsuin. Der Missionar verwaltet Teile der Kreise Tschang schän, Dschôu ping und Dsche tschuän mit 145 Gemeinden, 1 295 Getauften und 152 Katechumenen. Es bestehen 8 Katechismusschulen mit 75 Schülern und 5 Elementarschulen mit 35 Schülern. Dschôu tsuin, ein großer Handelsplatz für Schantung-Seide, zählt 98 Christen. Die größten unter den übrigen Gemeinden sind Si ma dschuang mit 90 und Hän dja wo mit 107 Christen.

2. Südöstlich von Dschôu tsuin liegt der Bezirk des Missionars von Dsche tschuän mit der Residenz Tu yü. Ihm untersteht der Hauptteil des Kreises mit 50 Gemeinden, 1 358 Getauften und 215 Katechumenen. Es finden sich 2 Katechismusschulen mit 25 Kindern und 2 Elementarschulen mit 35 Kindern. Der Kreis Dsche tschuän ist ein wunderschönes Gebirgsland mit reichen Kohlenlagern. Vor dem Weltkriege haben die Deutschen in Hung schän viel Kohle gefördert. Bei der Belagerung von Tsingtau besetzten die Japaner die Kohlenzechen. Die Gemeinde Tu yü zählt 177 Christen. Andere größere Gemeinden sind Da dsui mit 145 und Mian yü mit 155 Christen. Die älteren Gemeinden bestehen erst seit 50—60 Jahren. Die Christen gehören zu den allerbesten des Vikariates.

3. Nördlich von Dsche tschuän direkt an der Tsingtau-Tsinanfu Bahn finden wir die Residenz des Missionars von Dschang diën. Ihm gehören Teile des Kreises Sin tscheng (Huän tai), Tschang schän und Dsche tschuän mit 104 Gemeinden, 1 583 Getauften und 395 Katechumenen. Vor 25 Jahren gab es in diesem Bezirke und in einigen anderen nahen Gebieten, die jetzt zu 4 Bezirken gehören, nicht einen einzigen Christen. Der Missionar hat 9 Katechismusschulen mit 171 Schülern und 6 Elementarschulen mit 98 Schülern. In Dschang diën wohnen 98 Christen. Ku hsiën, die größte Gemeinde, zählt 130 Getaufte.

4. Der Bezirk von Sin dschuang liegt von Dschang diën in nordöstlicher Richtung. Es finden sich in 29 Gemeinden 908 Getaufte. Dazu kommen 158 Katechumenen. Dieser Bezirk umfaßt Teile der Kreise Tschang schän und Sin tscheng (Huän tai). Die größten Gemeinden sind Sin dschuang mit 302 Christen und Wän scheng mit 127 Getauften.

5. Der Dechant von Sin tscheng wohnt in der Gemeinde Hing dja dschuang. Er verwaltet 56 Gemeinden mit 1 416 Getauften und 293 Katechumenen. Die Gemeinden verteilen sich auf die Kreise Sin tscheng (Huän tai), Tsi dung, Tschang schän und Dschôu ping. Es sind vor-

handen 10 Katechismusschulen mit 105 Kindern und 4 Elementarschulen mit 42 Kindern. Der Kreis Sin tscheng ist einer der fruchtbarsten und sicher der dichtbevölkertste der ganzen Mission. Die Bevölkerung ist aber auch bedeutend ärmer als anderswo. Die Gemeinde Hing dja dschuang, 305 Seelen stark, ist nicht alt, da sie von P. Mathias Garcia noch nicht erwähnt wird. Die Christen, sämtlich Altchristen, haben sich aus anderen Gemeinden hier angesiedelt. Die übrigen von P. Mathias im Jahre 1757 pastorierten Gemeinden sind noch vorhanden: Dsung wang dschuang zählt jetzt 167 Christen, Dung ying dschuang 161, Süin dschau 72. Hu dja wu dse mit 84 Christen ist eine Neusiedlung von Altchristen dieses Kreises.

6. Der nördlichste Bezirk des Dekanates ist der von Pu tai mit der Residenz Tchiu li dschuang. Dem Missionar untersteht der ganze Kreis Pu tai und Teile von Bin dschôu und Li dsin mit 47 Gemeinden, 718 Getauften und 177 Katechumenen. Er unterhält 2 Katechismusschulen mit 48 Kindern, 1 Elementarschule mit 11 Kindern. Das Land ist unfruchtbar und hat teilweise unter Überschwemmung durch den Gelben Fluß zu leiden. Tchiu li dschuang, wo P. Mathias 1757 44 Beichten hörte, zählt heute 268 Getaufte. Diese Christen gehören zu unseren allerbesten. Die von P. Mathias erwähnten Gemeinden Lin dja dschä, Tsui dja und Kau dja liegen ganz in der Nähe von Tchiu li dschuang, gehören aber zum Kreise Buo hing und zum Apostolischen Vikariate Ost-Schantung.

III. Das Dekanat U ding fu umfaßt das ganze Gebiet nördlich vom Gelben Flusse bis zur See und einen kleinen Strich südlich des Stromes.

1. Der Dechant wohnt im Kreise Hui min (U ding fu) in der Gemeinde Djang dja. Er verwaltet die Kreise Hui min (U ding fu) und Tsing tscheng, sowie einen kleinen Teil von Iang sin mit 66 Gemeinden, 1 092 Getauften und 1 007 Katechumenen. Es sind vorhanden 27 Katechismusschulen mit 244 und 4 Elementarschulen mit 74 Schülern. Hier finden wir die alten, von P. Mathias besuchten Gemeinden wieder. Djang dja mit 207 Christen, Tsui dja 85, Mung dja 94. Auch Schang dja in Tsing tscheng ist noch vorhanden, ohne sich vergrößert zu haben. Wang dja fang dse mit 82 Christen ist eine neue Gemeinde. Auch dieser Bezirk gehört teilweise zum Überschwemmungsgebiete des Gelben Flusses. Die Bevölkerung zeigt überall guten Charakter. Trotz des schlechten Bodens sind die Bewohner nicht arm. Die Christen zählen zu unsern besten.

2. In nordöstlicher Richtung wenden wir uns in den Bezirk des Missionars von Deng wa dschuang im Kreise Dschän hua. Der Bezirk umfaßt den ganzen Kreis Dschän hua und den Hauptteil von Bin dschôu mit 144 Gemeinden, 1 510 Getauften und 504 Katechumenen. Der Missionar hat 1 Katechismusschule mit 14 Kindern und 2 Elementarschulen

mit 60 Kindern. Ein bedeutender Teil der Christen hat sich vor 40—50 Jahren bekehrt und war bis vor wenigen Jahren in große Lauheit versunken. Es ist jetzt eine bedeutende Wendung zum Besseren eingetreten. Auch die Neubekehrungen sind ziemlich zahlreich geworden. Der Charakter der Bevölkerung ist nicht der beste. Die größte Gemeinde Fung wang dschuang zählt 136 Getaufte.

3. Fast westlich von Deng wa dschuang liegt der Bezirk Iang sin mit der Hauptresidenz Siau liu dja. Ein kleiner Teil der Christen ist seit 30—50 Jahren bekehrt, alle übrigen sind neu. Der Bezirk, einer der aussichtsreichsten, zählt jetzt 142 Gemeinden mit 1 940 Getauften und 773 Katechumenen. Es sind 2 Elementarschulen mit 34 Kindern vorhanden. Der Boden des Kreises ist teilweise sehr schlecht, teilweise gut. Die Hauptgemeinde Siau liu dja zählt 88 Getaufte.

4. Die Mission im Kreise U di (früher Hä fung genannt) besteht erst seit einigen Jahren. Mit Ausnahme von einigen Familien sind alle Neuchristen. Die Kreise U di, Dschän hua und Bin dschôu galten bis dahin wohl als das unfruchtbarste Missionsfeld des ganzen Vikariates. Auf einmal machte sich ein bedeutender Zug zum Christentume bemerkbar. Am auffallendsten tritt das hervor beim Kreise U di. In wenigen Jahren sind dort 54 Gemeinden mit 1 089 Getauften entstanden. Dazu kommen noch rund 1 000 Katechumenen. Der Missionar hat 2 Elementarschulen mit 30 Schülern. Die größte Gemeinde Dschang huo lu dja zählt 144 Getaufte.

5. Westlich von U di liegt der Kreis Lau ling mit der Residenz U bêi dôu dja. Der Missionar verwaltet neben diesen Kreisen noch Teile von Iang sin und Dêi ping mit 110 Gemeinden, 1 466 Getauften und 728 Katechumenen. Er unterhält 7 Katechismusschulen mit 134 Kindern und 2 Elementarschulen mit 32 Kindern. Der Boden in Lau ling ist durchweg gut. Neben einigen Gemeinden im Alter von 50—70 Jahren sind in den letzten Jahren viele Neuchristen hinzugekommen. Die Hauptgemeinden sind U bêi dôu dja mit 153 und Dschu dja dschä dse mit 101 Getauften. In letzterem Orte befindet sich auch eine große englisch-protestantische Mission.

IV. Wir wenden uns jetzt nach Westen in das große Dekanat Jü tscheng.

1. In dem von Westen nach Osten langgestreckten und sehr schmalen Kreise Ling siën finden wir 2 Missionsresidenzen ganz nahe bei einander. Der Bezirk von Liu dja dschä umfaßt Teile von Ling siën, Lin yi, und Schang hö mit 35 Gemeinden, 1 078 Getauften und 42 Katechumenen. Es sind 3 Katechismusschulen mit 50 Kindern vorhanden. Der Boden ist ziemlich schlecht, die Bevölkerung meist arm. Ein großer Teil der Christen stammt aus der Vorboxerzeit. Die Hauptgemeinden sind Liu dja dschä mit 189 Getauften, Kuo dschuang 112 Getaufte, Li

siën tä dja 118 Getaufte und im Kreise Schang hö die Gemeinde Siau dschang dja mit 81 Getauften. Im Jahre 1900 wurden in diesem Dorfe 108 Christen von den Boxern ermordet, wie anderswo berichtet wurde. Die jetzigen Christen sind die Nachkommen von den wenigen, die damals dem Tode entgangen sind. Die Gemeinde ist sehr gut und hat seit der Boxerzeit auch in materieller Beziehung den auffallenden Segen Gottes.

2. Die Residenz Tsau dja dschä liegt nur 4 km von Liu dja dschä entfernt. Dieser Bezirk, der größte von allen, umfaßt Teile von Ling siën, Lin yi, Dêi ping, Schang hö und den ganzen Kreis Tsi yang mit 245 Gemeinden, 2 495 Getauften und 526 Katechumenen. Gerade in diesem Bezirke sind in den letzten Jahren außerordentlich viele Neuchristen gewonnen worden. Der Missionar unterhält 13 Katechismusschulen mit 446 Schülern und 13 Elementarschulen mit 153 Schülern. Der Boden ist durchweg schlecht, die Bevölkerung arm. Die Hauptgemeinden sind Tsau dja dschä 164 Getaufte und Siau liu dja mit 122 Getauften.

3. In Dschang duen sche dschuang, in südwestlicher Richtung gelegen und schon zum Kreise Iü tscheng gehörend, ist im vorigen Jahre der Neuchristen wegen ein neuer Bezirk abgeteilt worden. Er umfaßt Teile von Iü tscheng und Ping yüän mit 39 Gemeinden, 564 Getauften und 54 Katechumenen. Es ist 1 Katechismusschule mit 28 Kindern eingerichtet worden. Dschang duen sche dschuang, seit 20 Jahren christlich, zählt 145 Getaufte.

4. Der Dechant des Dekanates wohnt in Hän dschuang. Er verwaltet die größere Hälfte von Iü tscheng und den allergrößten Teil von Tsi hö mit 57 Gemeinden, 1 392 Getauften und 61 Katechumenen. Es sind 4 Katechismusschulen mit 85 Kindern und 3 Elementarschulen mit 44 Kindern errichtet. Ein großer Teil der Christen sind Altchristen und stammen nach ihren alten Traditionen zum Teil noch aus der Ming-Dynastie. Sie wurden höchstwahrscheinlich in den ältesten Zeiten von den Jesuiten pastoriert. Der Boden in Iü tscheng ist im allgemeinen gut, schlecht dagegen in Tsi hö. Die größten Gemeinden sind Hän dschuang mit 305 Christen, Leang dschuang mit 275 Getauften. Miau dja lin, das bis vor einigen Jahrzehnten fast ganz abgefallen war, steht heutigentags wieder fest im Glauben und zählt 142 Getaufte. Ganz in der Nähe liegt die uralte, kleine Gemeinde Jü tuin mit ungefähr 40 Getauften. Es muß früher eine große Gemeinde gewesen sein, wie man an den langen Reihen der alten christlichen Gräber sieht. Vor 18 Jahren wurde hier ein alter Gedenkstein aufgefunden, der des Interesses nicht entbehrt. Die Übersetzung ist folgende:

Errichtung eines Gedenksteines für die Kirche des Himmelsherrn.

Die heilige Religion des Himmelsherrn, aus weiter Ferne stammend, wurde [hier] verbreitet. Sie unterweist die Menschen, den Himmel zu

verehren, den Himmel hochzuachten [dsuin tiĕn-djing tiĕn!]. Denn wer in der heiligen Religion des Himmelsherrn bewandert ist, der leitet die Menschen an, dieses das ganze Leben hindurch ehrerbietig zu beobachten. Dieser Himmelsherr ist der Herr und Gebieter, welcher im Anfange Himmel, Erde und alle Dinge erschaffen hat. Von dem, der in den klassischen Büchern „Schang di" heißt, sagt [das Buch] „Dsche yang": „Di [ist schang di] ist auch der Herr und Gebieter des Himmels". Und so haben in der späteren Zeit das Land der Mitte und alle Länder im Westen es erklärt. Das Blumenreich der Mitte (China) hatte in alter Zeit die großen heiligen Männer Iau und Schuin (= 2 sagenhafte Kaiser) und die Lehre des Kung dse und Mung dse. Aber keine Lehre ist zu vergleichen mit dieser Lehre. Später haben es die Lehrer vielleicht verlernt, die Befehle des Himmels und die ehrfürchtige Beobachtung der zehn Gebote zu lehren. Der Herr Li ma dôu (= P. Ricci S. J.) aus dem großen westlichen Lande Italia hat deshalb die heilige Lehre verbreitet vom 9ten Jahre des Kaisers Wän li au (= 1582), welches Jahr „sin i" genannt wird, bis hin zum kaiserlichen Throne im blumigen Lande der Mitte, indem er auf kaiserlichen Befehl hin in der Hauptstadt erschien. Er stieg empor zu dem Ruhme und dem Gehalte eines hohen kaiserlichen Beamten. Er verbesserte die Berechnung des Kalenders und wurde ernannt zum ersten kaiserlichen Astronomen mit dem Titel „Tä tschang se tching" (= kaiserlicher Minister für lange Zeiten). Später kam der Greis Wang mit dem Zunamen Lu wang (= Johannes; es ist P. Valat S. J.), vom Ministerium des Innern mit dem Doktortitel beehrt, von weither und verwaltete [das ganze Gebiet] bis zur Kirche des Himmelsherrn in Tsinanfu. Nachher kamen die Priester Wêi, Fang djin dji (9. Franchi S. J.?) und Hü da scheng zu gleicher Zeit nach China in die Provinz Schantung nach Tsinanfu.

Im Kreise Iü tscheng, in dem Gebiete von Sin dschä (= 1 km von Iü dja tuin) in Iü dja tuin besteht seit langem (ku yu!) eine Kirche des Himmelsherrn. Die Gemeindevorsteher Liu yung ngän, Tchü tschang dschung und Li dsche schän haben dieselbe im 52ten Jahre des Kang hi (1714) neu gebaut (oder vollständig restauriert — tschung siu).

(Es folgen dann die Namen von 21 Familienhäuptern, die das Denkmal errichtet haben.) Der Kirchenplatz ist vier Zehntel Morgen groß. (Es sind die 4 Nachbarn des Grundstückes beigefügt.) Ackerland 25 mittelgroße Morgen. Errichtet im 2ten Jahre des Iung dscheng (1723) im dritten Monate. —

Die Erklärung, die der Stein von der katholischen Religion gibt, zeigt, daß es sich in Jü dja tuin um eine Jesuiten-Mission handelt. Die angeführten Missionare sind wohl ausnahmslos Jesuiten. Von den drei letztgenannten sind mir zwei unbekannt. Fang djin dji ist wohl sicher P. Franchi S. J. Derselbe wird zwar in dem Register der früheren Jesuiten-

missionare unter dem chinesischen Namen „Fang dji djin" aufgeführt. Vermutlich irrt sich aber das Register. Die chinesischen Namen, welche die Missionare führten, waren vielfach eine Lautumschreibung ihres europäischen Namens. So würde der Name Franchi ganz gut mit Fang djin dji wiedergegeben. Der Gedenkstein ist direkt vor der Verfolgung unter Kaiser Iung dscheng errichtet worden. Die Jesuiten hatten vielleicht Kenntnis von der bevorstehenden Konfiszierung der Kirchengüter und wollten ihren Besitz für spätere bessere Zeiten urkundlich sicherstellen.

Setzen wir nun unseren Rundgang durch die Mission fort!

5. Südlich von Iü tscheng schließt sich der Bezirk von Tschang tsing mit der Residenz Siü dja lôu an. Er umfaßt Teile von Tschang tsing, Iü tscheng und Tsi hö mit 56 Gemeinden, 797 Getauften und 81 Katechumenen. Es bestehen 4 Katechismusschulen mit 50 Kindern und 1 Elementarschule mit 10 Kindern. In dem Teile von Iü tscheng finden sich einige kleine unserer ältesten Gemeinden. Die anderen stammen zum größten Teile aus der Zeit vor 50—60 Jahren. Die größten Gemeinden sind Siü dja lôu mit 100 Seelen und Dscheng dja ying dse mit 67 Seelen.

6. Wir wenden uns jetzt nach Nordwesten in den Kreis Ping yüän mit der Residenz Bu dschuang. Der Bezirk umfaßt den größten Teil von Ping yüän und Teile von Iü tscheng und Ngen siën mit 106 Gemeinden, 1 194 Getauften und 118 Katechumenen. Es ist 1 Katechismusschule mit 21 Kindern und 1 Elementarschule mit 17 Kindern vorhanden. Die ältesten Gemeinden stammen aus der Zeit kurz vor 1900, die übrigen sind neuesten Datums. Große Gemeinden fehlen. Bu dschuang zählt 45 Getaufte, Lau tang dschuang 51, Siau dja wa 80.

7. Noch weiter nach Nordwesten gelangen wir in den Bezirk Dêi dschôu. Es ist eine Mission jüngeren Datums und hat sich gut entwickelt. Vor der Boxerzeit gab es hier nur einige wenige christliche Familien. Der Bezirk zählt heute 114 Gemeinden mit 1 804 Getauften. Dazu kommen noch 198 Katechumenen. Es sind 2 Katechismusschulen mit 170 Kindern errichtet und 7 Elementarschulen mit 134 Kindern. In der Stadt Dêi dschôu wohnen 96 Christen, die größte Gemeinde Tschen bau leang dja zählt 120 Getaufte.

V. In südwestlicher Richtung liegt das Dekanat U tscheng mit besonders vielen Altchristengemeinden aus der Zeit des Kaisers Kâng hi.

1. Der Dechant wohnt im Kreise U tscheng in der Gemeinde Sche ôl li dschuang. Ihm unterstehen 48 Gemeinden mit 1 646 Getauften und 176 Katechumenen. Er besitzt ferner 4 Katechismusschulen mit 105 Kindern, 4 Elementarschulen mit 92 Kindern und 1 Mädchenwaisenhaus. Sche ôl li dschuang war früher, wie anderswo schon erwähnt ist, bischöfliche Residenz und Sitz des Priesterseminars. Die Gemeinde zählt 644 Getaufte. Lü hua dschuang hat 266 Altchristen, Kuo dschuang 136. Die Christen sind durchweg sehr gut.

2. Der Distrikt von Liu wang dschuang umfaßt beinahe den ganzen Kreis Ngen siën mit 97 Gemeinden, 1 677 Getauften und 210 Katechumenen. Es sind 2 Katechismusschulen vorhanden mit 51 Schülern und 1 Elementarschule mit 12 Schülern. Das Land ist ziemlich schlecht und hat viel unter Überschwemmungen durch den Kaiserkanal zu leiden. An manchen Orten wird viel Baumwolle gezogen. Neben der uralten Gemeinde Liu wang dschuang mit 210 Christen finden sich eine ganze Reihe anderer im Alter von 40—60 Jahren. Die größte ist Mau wang dschuang mit 175 Getauften. In den letzten 20 Jahren sind noch ziemlich viele Neuchristen hinzugekommen.

3. Südwestlich von hier direkt am Kaiserkanal liegt die alte Gemeinde Lü dja wa noch zum Kreise U tscheng gehörend. Der Distrikt erstreckt sich hauptsächlich über den Kreis Hia dsin mit nur neueren Gemeinden. Die ältesten sind 30—40 Jahre alt. Der Bezirk zählt 35 Gemeinden mit 524 Getauften und 266 Katechumenen. Lü dja wa hat 207 Christen. Der Kreis Hia dsin ist eines der undankbarsten Missionsfelder.

VI. Das Dekanat Siau lu im Kreise Lin tsing ist erst vor 2 Jahren von U tscheng abgetrennt worden. Hierzu gehören:

1. Der Bezirk in den 3 sogenannten „Sche ba tsuin“ (= 18 Dörfer). Es ist dies ein kleines Gebiet von etwa 20 Kilometer Ausdehnung, dessen Dörfer teils zu Schantung, teils zu Tschili gehören. Zu Schantung gehören je 18 Dörfer, die den Kreisen Lin tsing, Tchiu siën und Kuän siën unterstehen. Heutigentags sind es tatsächlich mehr Dörfer. Die übrigen Dörfer gehören zu Tschili und verteilen sich auf 8 Kreise. Man erzählt, die Bevölkerung sei vor langen Zeiten wegen Revolution aus verschiedenen Gegenden hierher verpflanzt und unter einander gemengt worden, um sie unschädlich zu machen. Tatsächlich haben diese Leute harte Köpfe. Aber gerade in diesem Gebiete hat das Christentum die meiste Verbreitung gefunden sowohl in den Dörfern, die zu Schantung, als in denen, welche zu Tschili gehören. Ein Teil der Gemeinden ist vor 60—70 Jahren entstanden. Es gehören jetzt zu dem Bezirke 49 Gemeinden mit 2 390 Getauften und 151 Katechumenen. Der Missionar unterhält 8 Katechismusschulen mit 94 Kindern und 1 Elementarschule mit 31 Schülern. Die größten Gemeinden sind: Li yüän tuin mit 266 Christen, Siau li ku 120 Christen, Hung tau yüän 211 Christen, Kän dsi 143 Christen, Tsang dschuang 131 Christen, Tschang tuin 137 Christen, Hö dschau 105 Christen. Der Boden ist ausnehmend gut und liefert alljährlich ganz bedeutende Mengen von Baumwolle. Die Bevölkerung ist für hiesige Verhältnisse gut situiert.

2. Der Dechant wohnt in der Altchristengemeinde Siau lu, zum Kreise Lin tsing gehörend. Der Distrikt zählt 23 Gemeinden mit 908 Getauften und 239 Katechumenen. In 5 Katechismusschulen studieren

107 Kinder, in den 2 Elementarschulen 51. Die Gemeinde Siau lu hat 483 Altchristen. Das Dorf weist kein hohes Alter auf; es ist eine Ansiedlung von Altchristen hauptsächlich aus den großen Gemeinden in dem nahen Tschili. Im anderen Teile des Dorfes wohnen Mohammedaner. In der Stadt Lin tsing leben 54 Altchristen, die allem Anscheine nach noch bis in die Zeit vor Bischof Della Chiesa zurückreichen. Die Stadt Lin tsing, direkt am Kaiserkanal gelegen, von den Taiping-Rebellen zweimal zerstört, ist auch heute noch eine bedeutende Handelsstadt.

3. In der Richtung Südwest von Siau lu gelangen wir in den Distrikt Kuo dschuang im Kreise Kuän tau. Der Bezirk setzt sich zusammen aus den beiden Kreisen Kuän tau und Tchiu siën mit 114 Gemeinden, 1 567 Getauften und 645 Katechumenen. Der Missionar unterhält 1 Katechismusschule mit 20 Kindern, 1 Elementarschule mit 15 Kindern. Die ältesten Gemeinden sind erst seit wenigen Jahrzehnten christlich. Als Grenzgebiet hat der Bezirk außergewöhnlich stark unter Räuberunruhen zu leiden, besonders der Kreis Tchiu siën. Die Bevölkerung hat einen rauhen, unvorteilhaften Charakter. Die größten Gemeinden sind Kuo dschuang mit 105 Getauften, Si hö dschä mit 216 Getauften.

VII. Zu dem Dekanate Dung tschang fu gehören folgende Bezirke:

1. Der Distrikt von Fän wang dschuang verwaltet den ganzen Kreis Tang yi und den größten Teil von Kuän siën mit 91 Gemeinden, 1 625 Getauften und 853 Katechumenen. Es sind 2 Elementarschulen mit 26 Schülern errichtet. Dieses Gebiet mit roher Bevölkerung hat in den letzten Jahren am allermeisten von allen Gegenden unseres Vikariates unter der Räuberplage gelitten. Von den alten Christen aus der Zeit des P. Carolus Castorano ist nichts mehr vorhanden. Die ältesten der heutigen Gemeinden sind 30—60 Jahre alt. Die größten sind Fän wang dschuang 183 Seelen, Wang miau ying 101 Seelen, Iën schuang miau 140 Seelen, Tchiau öl dschuang 105 Seelen, Hiang yüän tsuin 110 Seelen.

2. Der Distrikt von Schen siën schließt noch Teile von Kuän siën mit ein. Er zählt 88 Gemeinden, 1 396 Getaufte, 699 Katechumenen. In 4 Katechismusschulen studieren 91 Kinder. Auch in diesem Bezirke ist von den Christen aus der Zeit des P. Castorano nichts mehr vorhanden. Die ältesten Gemeinden sind vor 30—40 Jahren entstanden. Die größten sind: in der Stadt Schen siën 128 Getaufte; im Kreise Kuän siën: Wang siën tsuin 170 Getaufte.

3. Der Dechant dieses Dekanates wohnt in der großen und auch heute noch bedeutenden Handelsstadt Dung tschang fu. Er verwaltet persönlich einen kleinen Bezirk von 16 Gemeinden mit 356 Getauften und 65 Katechumenen. Er besitzt 3 Katechismusschulen mit 47 Kindern. In der Stadt selber wohnen 234 Getaufte, meist Altchristen, die teilweise aus der Stadt U tscheng und der Gemeinde Liu wang dschuang

Alte Missionsgräber in Sche öl li dschuang (Zu Seite 115).

Kirche und Residenz in Djang dja, Kr. U ding fu (Zu Seite 186).

in Ngen siën nach hier übergesiedelt sind. Die hiesigen Altchristen aus der Zeit des Castorano sind den Überlieferungen zufolge während der Verfolgungen teils des Martertodes gestorben, teils in andere Gegenden geflohen. Der frühere Platz der katholischen Mission ist noch heutigentags allbekannt.

4. Östlich von Dung tschang fu, 8—9 km entfernt finden wir die Residenz Siau diën dse. Der Missionar verwaltet Teile des Kreises Liau tscheng (Dung tschang fu) und Tsche ping mit 100 Gemeinden, 1 533 Getauften und 36 Katechumenen. Es sind 3 Katechismusschulen mit 55 Kindern und 1 Elementarschule mit 42 Kindern vorhanden. Außer einigen Altchristengemeinden stammen die meisten aus den letzten Jahrzehnten vor der Boxerzeit, ein Teil ist noch jüngeren Datums. Die größten sind: Siau diën dse 119 Seelen, Kuo dse wang dschuang 98 Seelen.

5. Nördlich von Dung tschang fu wenden wir uns in den Bezirk von Buo ping mit der Residenz Iü huang miau. In dem Bezirke finden sich 42 Gemeinden, 700 Getaufte und 18 Katechumenen. Die meisten Gemeinden sind vor 30—50 Jahren entstanden. Iü huang miau hat 69 Getaufte, die Altchristengemeinde Dschang da kôu dschuang 104 Getaufte.

6. Von hier gehen wir nordwestlich zur Residenz Djang kuän tuin. Dieser Distrikt umfaßt die beiden Kreise Kau tang und Tsing ping. Der Boden des ganzen Gebietes ist unfruchtbar. Auch das Christentum hat hier bisher keinen guten Boden gefunden. Die ältesten Gemeinden sind wenige Jahrzehnte alt. Man zählt 107 Gemeinden, 1 067 Getaufte und 30 Katechumenen. Der Missionar hat 3 Katechismusschulen mit 38 Kindern eröffnet. Die größten Gemeinden in Kau tang sind: Djang kuän tuin 93 Seelen, Sche u li pu 124 Seelen; im Kreise Tsing ping: die Altchristengemeinde Dä dschuang 67 Seelen.

7. Südöstlich an Kau tang grenzt der Distrikt Tsche ping mit der Residenz Dschang dschuang. Es finden sich dort 67 Gemeinden mit 1 052 Getauften und 17 Katechumenen. Der Missionar unterhält 2 Katechismusschulen mit 48 Schülern. Dieser Bezirk enthält eine größere Anzahl Altchristengemeinden, die früher wahrscheinlich von den Jesuiten pastoriert worden sind. Ein Teil der Gemeinden stammt aus der Zeit vor 40—50 Jahren. Altchristengemeinden sind: Dschang dschuang 341 Seelen (das ganze Dorf ist katholisch), Siau tuin 48 Seelen, U kuän tuin 66 Seelen. Djau dschuang mit 63 Getauften ist jüngeren Datums.

VIII. Von Tsche ping gelangen wir in südlicher Richtung in das Dekanat Ping yin. Der größte Teil des Dekanates ist gebirgig.

1. Der nördlichste Distrikt wird verwaltet von dem Missionar in Schui li pu, nicht weit vom Gelben Flusse entfernt. Er pastoriert 76 Gemeinden mit 925 Getauften und 503 Katechumenen. Es besteht 1 Elementarschule mit 11 Schülern. Der Distrikt erstreckt sich über Teile

von den Kreisen Fêi tscheng, Ping yin und Dung ngo. Die Getauften sind meist Neuchristen. Die größten Gemeinden sind Schui li pu mit 119 Seelen, Liä dschuang mit 106 Seelen.

2. Der Dechant wohnt in dem ganz christlichen Dorfe Hu dschuang. Sein Distrikt zählt 31 Gemeinden mit 1 700 Getauften und 445 Katechumenen. In 8 Katechismusschulen studieren 140 Kinder, in 5 Elementarschulen 110. Das Dorf Hu dschuang mit 877 Seelen ist die größte Gemeinde unseres Vikariates. Es liegt am Fuße eines Bergkegels, dessen Spitze ein Muttergottes-Kirchlein krönt. Zahlreiche Wallfahrer aus fast allen Teilen unserer Mission pilgern jedes Jahr zum Muttergottesberge. Die Gemeinde ist nach alten Traditionen zwischen den Jahren 1670 und 1680 entstanden, einige altchristliche Familien sind zugewandert. Ich finde Christen von Ping yin zuerst bei P. Carolus Castorano erwähnt, also etwas später. Die zwei anderen größeren Gemeinden dieses Distriktes behaupten, noch vor Hu dschuang christlich gewesen zu sein. Es sind Ma dschuang mit 110 Getauften und Si tchiau kôu mit 118 Seelen. Im Umkreise der Stadt Ping yin war dann über 200 Jahre keine neue Gemeinde mehr gegründet worden. Erst vor 18 Jahren sind wieder verschiedene neue Gemeinden entstanden.

3. Östlich an Hu dschuang grenzt der Bezirk von Luo dschuang. Der dortige Missionar pastoriert Teile von Fêi tscheng und Ping yin mit 72 Gemeinden, 1 266 Getauften und 462 Katechumenen. Es findet sich 1 Katechismusschule mit 16 Kindern. Die Christen sind großenteils Altchristen. Luo dschuang zählt 171 Seelen, Sche hung 125, Siau dschung tsiën 119, Tchiau tôu 90.

4. Der Distrikt von Bêi yüin yü ist ganz gebirgig. Der Missionar verwaltet 37 Gemeinden mit 1 269 Getauften und 668 Katechumenen. Er unterhält 3 Katechismusschulen mit 55 und 2 Elementarschulen mit 50 Kindern. Sein Distrikt setzt sich zusammen aus Teilen der Kreise Ping yin, Fêi tscheng und Dung ngo. Das ganz katholische Dorf Bêi yüin yü ist ungefähr so alt wie Hu dschuang. Es liegt am Fuße des St. Josephsberges mit einer schönen neuen Wallfahrtskapelle. Die Gemeinde ist 505 Köpfe stark. Eine andere größere Gemeinde ist Mau dja pu mit 133 Seelen.

5. Zu dem Bezirke Sche kôu schän mit 71 Gemeinden, 2 197 Getauften und 863 Katechumenen, gehören Teile der Kreise Dung ping dschôu und Dung ngo. Der Missionar hat 32 Katechismusschulen mit 270 und 2 Elementarschulen mit 28 Schülern eröffnet. Die Gemeinde Sche kôu schän zählt 353 Seelen. Diese Altchristen sind während der Verfolgung unter Tchiën liung (1736—1796) aus Iau tôu im Kreise Dung ngo geflohen und hier ansässig geworden. Sie sind durchweg sehr arm. Die Gemeinden Li dja schuo (155 Seelen) und Liu dja tsuin (136 Seelen) sind 50—60 Jahre alt. Andere größere Gemeinden sind: Sin dschuang

101 Christen, Iën tsuin 101, Djau dja tsuin 92 Christen. Während der Hungersnot im Jahre 1920 konnten 15 neue Gemeinden gegründet werden.

6. In südlicher Richtung folgt der Bezirk von Leang dschuang im Kreise Dung ping dschôu. Zu ihm gehören 58 Gemeinden mit 1 288 Getauften und 811 Katechumenen. Es sind 5 Katechismusschulen mit 51 Kindern und 1 Elementarschule mit 11 Schülern vorhanden. Die ältesten Christen sind erst einige Jahrzehnte alt. Leang dschuang zählt 138 Getaufte, Huang si dschuang 84.

7. In der Südwestecke, hart an der Grenze unseres Vikariates liegt die Residenz Schang dja lau dschuang. Zu dem Distrikte gehören 73 Gemeinden mit 1 756 Getauften und 908 Katechumenen, die sich auf die Kreise Dung ping dschôu und Dung ngo verteilen. In 4 Katechismusschulen studieren 58 Kinder. Schang dja lau dschuang, eine unserer ältesten Gemeinden, in dem Berichte des P. Mathias von 1757 bereits als größere Gemeinde erwähnt, zählt heute 359 Seelen. Andere größere Gemeinden sind: Ma tôu 157 Christen, Hü ba sche dschuang 124 Christen.

IX. Es bleibt noch das Dekanat Tai ngän fu übrig. Dasselbe umfaßt die Südostecke unseres Vikariates. Im Kreise Tai ngän befinden sich 3 Residenzen: Wang dschuang, Dung dschuang und in der Stadt. Der Bezirk verwaltet 58 Gemeinden mit 1 776 Christen und 141 Katechumenen. An Schulen sind vorhanden: 3 Katechismusschulen mit 51 Kindern und 9 Elementarschulen mit 147 Kindern. In der Stadt ist im vorigen Jahr eine Katechistenschule für das ganze Vikariat mit 40 Zöglingen eröffnet worden. Der Bezirk ist zum großen Teile gebirgig, das Land ist sehr gut. An Altchristengemeinden sind vorhanden aus der Zeit der alten Jesuiten und der alten spanischen Franziskaner: Dung dschuang mit 426 Christen und Män dschuang mit 279 Christen. Wan gdschuang, die Residenz des Dechanten mit 322 Christen ist eine Siedelung von Män dschuang und ist höchstens 70—80 Jahre alt. In Män dschuang ist noch ein alter christlicher Friedhof mit Gräbern aus der Zeit des Kaisers Kang hi erhalten. Die Grabsteine geben aber nichts weiter als die Namen (auch Taufnamen!) und das Todesjahr der Verstorbenen an. Ein außergewöhnlich großer Grabhügel birgt nach der Tradition den Leichnam eines Priesters. Es ist aber über denselben nichts Näheres ausfindig zu machen.

Zum Dekanate Tai ngän gehören noch die beiden Kreise Lai u und Sin tai mit der Residenz Tschen dja dschuang. Die ältesten Christen beider Kreise sind erst einige Jahrzehnte alt. Der Distrikt zählt 78 Gemeinden mit 1 566 Getauften und 291 Katechumenen; ferner 2 Katechismusschulen mit 113 und 2 Elementarschulen mit 24 Kindern. Der ganze Distrikt ist gebirgig. Die größten Gemeinden sind: Tschen dja dschuang 377 Christen und Hiang schui wän 107 Getaufte.

Bei den Distrikten der einzelnen Missionare wurden absichtlich die Zahlen der Gemeinden, der Getauften und Katechumenen angeführt, um einen annähernden Begriff von der Arbeitslast der einzelnen zu geben. Auffallend ist der große Unterschied in der Anzahl der Katechumenen in den einzelnen Dekanaten und Distrikten. Die Gnade Gottes kommt und geht. Es kommt ganz darauf an, welchen Gebrauch die Heiden von der Gnade Gottes machen. Es wurde schon früher angedeutet, daß sich in Gegenden, wo seit Jahrzehnten ohne jeden Erfolg gearbeitet worden war, auf einmal ohne jede äußere Veranlassung ganze Scharen von Glaubenswilligen herandrängen. Anderswo flaut der Zug zum Christentume nach einigen Jahren oder Jahrzehnten merklich ab oder verschwindet vollständig wieder. So stand z. B. das Dekanat Dung tschang fu bezüglich der Bekehrungen bis vor wenigen Jahren fast immer an der Spitze. Seit einigen Jahren ist beinahe ein vollständiger Stillstand eingetreten. Andererseits galten früher die Kreise Iang sin, U di und Dschän hua im Dekanate U ding fu allgemein als die unfruchtbarsten Gebiete unserer Mission, während sie jetzt zu den aussichtsreichsten zählen. Erzwingen lassen sich die Bekehrungen nicht. Übrigens gibt es in unserem ganzen Vikariate kein einziges größeres Gebiet ohne Christen mehr, wie schon aus der Verteilung der Missionsresidenzen hervorgeht. Auch jene Gebiete, in denen auf der Karte keine Christengemeinden eingezeichnet sind, haben Christen und manchmal sogar in beträchtlicher Anzahl. Die beigefügte Karte bringt nur aus jedem Distrikte die größten Gemeinden, soweit ihre Lage mir bekannt ist. Interessant ist es auch, auf der Karte die Entfernungen der einzelnen Missionare von einander zu verfolgen, noch interessanter, die Entfernung einzelner von der bischöflichen Residenz in Tsinanfu. Man sieht, manche haben weite Reisen über Land — 3—4 Tage — zu ihrem Bischofe zu machen, ohne die Möglichkeit einer Bahnfahrt zu haben. Solche Reisen sind natürlich keine Annehmlichkeit. Aber sie gehören nun einmal zum apostolischen Leben. Glaubenswillige Heiden in unserem Vikariate können jedenfalls leicht die Wahrheit finden. „Leicht wird sie gesehen von denen, die sie lieben, und wird gefunden von denen, die sie suchen“ (Sap. 6, 13). Leider muß der Missionar oft genug auf die Heiden das Wort des Propheten anwenden: „Früh stand ich auf und sprach zu Euch alle diese Worte, und Ihr habt nicht gehört. Ich habe Euch gerufen, und Ihr habt nicht geantwortet“ (Jerem. 7, 27)!

Vierzehntes Kapitel.

Ausblick in die Zukunft.

China befindet sich seit Jahren in einer gewaltigen Krisis, die das ganze öffentliche Leben auf neue Grundlagen stellt und das Volk auf völlig neue Bahnen weist. Diese mußte kommen. Die vielen Reformen und Neuerungen, die sich in den letzten Jahrzehnten völlig überstürzten, der plötzliche unvermittelte Übergang vom Kaisertume zur Republik bei einer Bevölkerung, die bis dahin an sklavischen Gehorsam gewöhnt war, die Enttäuschung über die erhofften Segnungen der Republik, die Verschlechterung der sozialen Zustände, dann die ganze politische Entwicklung, die statt des einen Kaisers eine ganze Reihe militärischer Machthaber auf den Schild erhob, die das Volk rücksichtslos ausbeuteten! Das alles mußte das Volk naturnotwendig aus seiner Lethargie aufrütteln und ihm die Augen öffnen über die Mißstände im eigenen Lande. Dazu kam eine gewaltige nationale Propaganda, vom Auslande gelernt und teilweise vom Auslande geschürt, die der russische Bolschewismus in seine Dienste zu stellen versuchte. Diese und andere Gründe haben eine ungeheure Gärung hervorgerufen. China zählt sich heute zu den unterdrückten Nationen. Es fordert seine nationale Selbständigkeit und völlige Gleichstellung mit den anderen Großmächten. Offensichtlich sind manche Klagen der Chinesen wohlbegründet und werden sich zweifelsohne durchsetzen.

China hat schon oft gewaltige Krisen erlebt und überwunden. Es wird auch die gegenwärtige überstehen. Sie hat allem Anschein nach ihren Höhepunkt erreicht, vielleicht bereits überschritten. Weite Kreise des Volkes besinnen sich wieder auf sich selbst und ihre nationale Eigenart. Die ruhige Überlegung kehrt allmählich wieder zurück, früher oder später wird Ordnung in das Chaos kommen. Der Bolschewismus ist wahrscheinlich endgültig überwunden. Das bedeutet einen großen Fortschritt. Es werden voraussichtlich noch Jahre vergehen, bis vollständige Beruhigung eintritt und bis als positives Ergebnis der augenblicklichen Wirren ein geordnetes und starkes Staatswesen ersteht. Aber die Ordnung wird kommen.

Die gegenwärtige Not und das Elend weiter Schichten werden aber auch sicher dem Volke die Augen öffnen über die Schwächen und Mißstände seines staatlichen Lebens. China wird aus seinem Unglücke lernen. Das Heidentum hat versagt, ja trägt an erster Stelle die Schuld an dem

Verderben. Eine andere, gesunde religiöse Basis wird sich bei Erneuerung der Dinge als unumgänglich notwendig herausstellen. Hoffen wir, daß der gesunde Sinn des chinesischen Volkes sich nicht der Einsicht verschließt, daß nur das Christentum und christliche Prinzipien das Staatswesen erneuern und zur Gesundung bringen können! Das Christentum wird auch dem Volke die Gleichstellung mit anderen Nationen bringen, die so leidenschaftlich gefordert wird.

In dieser kritischen Zeit tun China selbstlose Führer not. Soll die christliche Mission ihm nicht solch ein Führer werden und mithelfen an der Erneuerung des Volkes? Uneigennütziges Wirken auf social-karitativem Gebiete, eifrige Schultätigkeit von unserer Seite werden wahrscheinlich gerade nach Überwindung dieser Krisis und der damit verbundenen Verelendung und Selbsterkenntnis ihre gute Wirkung nicht verfehlen und das Volk nicht nur zur althergebrachten religiösen Duldsamkeit zurückführen, sondern es auch die wahren Ziele der christlichen Mission verstehen und schätzen lehren. Jetzt ist es Zeit, die katholische Religion bekanntzumachen, ihren guten Ruf zu verbreiten, durch einheitliches, systematisches Vorgehen Einfluß auf das Volk zu gewinnen. Es ist bezeichnend, daß der Zug zum Christentume trotz der fürchterlichen Räuberunruhen und der politischen Wirren fast überall ungeschwächt fortbesteht. Das Christentum ist berufen, dem Volke den inneren Halt zu geben, der ihm so nottut, um es aus sich selbst heraus gesunden zu lassen. Das alles muß dem Volke in weit größerem Maße als bisher klargemacht und zum Bewußtsein gebracht werden. Also gesteigerte Wirksamkeit der Mission auf allen Gebieten bei kluger Zurückhaltung in politischen Dingen während der gegenwärtigen Wirren!

Das freilich stellt die Mission vor ganz neue Aufgaben und fordert größte Anstrengungen. Daß wir in unserer gegenwärtigen Lage diesen neuen Aufgaben nicht gewachsen sind, braucht nach dem früher Gesagten nicht näher erörtert zu werden. Da muß also die Heimat hülfreiche Hand bieten, uns die Erreichung dieser Ziele möglich zu machen. Möge das christliche Europa aus Dankbarkeit für die Gnade des Glaubens, die ihm von Gott so früh und vor so vielen anderen Völkern verliehen worden ist, nun dem chinesischen Volke in dieser kritischen, entscheidenden Stunde behilflich sein, den Weg zu Gott zu finden! Alle Völker sind ja unsere Brüder und wie wir zur Kenntnis des einen wahren Gottes berufen: (I. Cor. 12, 13) „Denn durch einen Geist sind wir alle zu einem Leibe getauft, Juden oder Heiden, Knechte oder Freie: und alle sind wir mit einem Geiste getränkt."

Wir Missionare stehen mitten unter dem Volke, erleben mit ihm diese Erschütterungen und sind uns der Bedeutung bewußt, jetzt die entscheidende Stunde nicht zu verpassen. Aber wir sind uns auch bewußt, daß unsere Arbeit keinen Erfolg haben wird ohne den Segen und die Gnade Gottes. Wir wissen sehr wohl: „Weder der ist etwas, welcher pflanzt,

noch der, welcher begießt, sondern Gott, der das Gedeihen gibt!" (i. Cor. 3, 7) Und darum richtet ein jeder von uns an Euch in der fernen Heimat die inständige Bitte: (Rom. 15, 30) „Ich bitte Euch, Brüder, bei unserm Herrn Jesus Christus und bei der Liebe des hl. Geistes, daß Ihr mir helfet bei Gott mit Eurem Gebete für mich." (II. Thess. 3, 1) „Übrigens, Brüder, betet für uns, damit das Wort des Herrn seinen Lauf habe und verherrlicht werde, sowie auch bei Euch!"

Gott sei Dank sind das Verständnis und das Interesse für die Missionen in der Heimat recht lebendig und manchmal geradezu rührend. Nicht nur unsere Mutterprovinz, die alma Provincia Saxoniae S. Crucis, legt sich der Mission wegen großmütig und selbstlos die schwersten Opfer auf, auch der hochwürdige Pfarrklerus und das gute katholische Volk sind uns bisher warme und selbstlose Förderer gewesen. Sie haben uns die Treue bewahrt sogar während der bitteren Nachkriegsjahre. Ohne diese selbstlose Treue wäre damals unsere Mission dem Untergange geweiht gewesen. Der „Franziskaner-Missionsverein" — das möge man nicht vergessen! — ist und bleibt auch für die Zukunft die notwendige und sichere Grundlage für unser ganzes Wirken. Nur bei Ausbau und immer weiterer Verbreitung des Franziskaner-Missionsvereins können wir an die Lösung der großen Aufgabe für die Zukunft herantreten.

Es ist sicher im Interesse aller Missionare gehandelt, wenn an dieser Stelle unserer Ordensprovinz ein öffentlicher, tief empfundener Dank ausgesprochen wird für die Liebe, den Opfermut und die Treue, mit der sie für das ihr vom Apostolischen Stuhle anvertraute Vikariat während so langer Jahre gesorgt hat. Ich habe persönlich Gelegenheit gefunden zur Beobachtung, wie anhaltend und innig in der Provinz von allen Mitgliedern, besonders von den guten Laienbrüdern für das Gedeihen der Mission gebetet wird. Die Tätigkeit der Missionsprokuratoren ist über alles Lob erhaben. Wieviele Opfer gerade diese Tätigkeit von den einzelnen fordert, ist uns allen voll und ganz bekannt. Ohne Zweifel sind die Missionsprokuratoren nicht weniger Apostel als wir hier inmitten der Heiden und werden von Gott den Lohn des Heiden-Apostolates empfangen. Vor allem endlich verdient das Verhalten der Provinzleitung unsere höchste Anerkennung und Dankbarkeit dafür, daß sie selbstlos und opferfreudig so viele junge, hoffnungsvolle Kräfte für die Missionen freigemacht hat trotz der gesteigerten Anforderungen, die in der Heimat an die Provinz gestellt werden. Und ebenso uneigennützig fördert die Provinzleitung die Missionsbegeisterung unter den jungen Klerikern und den Laienbrüdern. Es ist wirklich der Geist wahrer Bruderliebe, ja ich möchte sagen, wahrer Mutterliebe, den unsere Provinz an der Mission bekundet und betätigt. Man darf ruhig behaupten: Dieser Geist stellt der Provinz ein außerordentlich gutes Zeugnis aus und wird Gottes Segen in gesteigertem Maße auf sie herabrufen.

Unsererseits richten wir Missionare an die ganze Provinz die Bitte, uns diese Liebe, diese werktätige Mithilfe, diese opferfreudige Begeisterung zu bewahren, nicht sowohl in unserem Interesse, sondern im Interesse Gottes und der hl. katholischen Kirche. Und wir hoffen, daß noch manche junge Kräfte dem Rufe Gottes folgen, ihr Können und Wissen und ihr ganzes Leben dem Dienste Gottes und der Rettung der armen Heiden in unserer Mission weihen werden. Die Verhältnisse bei uns sind andere als in der Heimat; das Missionsleben stellt ganz eigene Anforderungen und bedingt unter mancher Rücksicht außergewöhnliche Opfer und Entsagungen. Darüber muß sich jeder klar sein, der vor Gott dem Herrn zu einem endgültigen Entschlusse kommen will. Ein gesunder Körper zur Ertragung der Strapazen und des ungünstigen Klimas, ein gefestigter Charakter, Opfermut, Klarheit und Selbständigkeit, Liebe zu Gott und dem armen heidnischen Volke sind die ersten Erfordernisse. Die Liebe zum chinesischen Volke zumal wird alle Härten und Schwierigkeiten leicht überwinden. Glücklicherweise sind unsere Arbeiten so verschiedenartig und so mannigfaltig, daß die verschiedensten Charaktere und Anlagen hier ihre völlige und befriedigende Betätigung finden. Wer Begeisterung für Gottes Sache fühlt, wer den Mut in sich trägt Opfer zu bringen und ein Bußleben zu führen, wer mitwirken will an der Erneuerung der Welt in Jesus Christus, der möge kommen, um mitzukämpfen in den vordersten Reihen und die Schlachten Gottes zu schlagen! Es ist ein erhebender Gedanke, ein Werk fortzusetzen, dem so viele Franziskaner im Laufe der Jahrhunderte ihr Leben geweiht, für das sie die größten Strapazen ertragen, Kerker, Banden und den Martertod erlitten haben. So viele Altchristengemeinden sind Zeugen jener stürmischen Zeiten, sie sind das Erbe, das unsere Väter uns hinterlassen haben. Wie gründlich aber unsere Vorfahren unter diesen Christen gearbeitet haben, und wie wertvoll ihr Erbe ist, das hat sich an unseren Christen gezeigt während der langen Verfolgungen und während jener traurigen Zeiten, wo sie ganz ohne Hirten waren. Mögen unsere lieben, alten Franziskaner recht viele und würdige Nachfolger finden auf diesem ihrem alten und ihnen so werten Arbeitsfelde!

Im Namen der ganzen Mission richte ich auch ein Wort des Dankes an den hochwürdigen Pfarrklerus für das rege Interesse, das tiefe Verständnis und die liebevolle Förderung, welche die auswärtigen Missionen und ihre Aufgaben bei ihm gefunden haben. Es ist uns hier im fremden Lande nicht unbekannt, mit welcher Hingabe und Planmäßigkeit der hochwürdige Pfarrklerus an der Lösung der neuen, schwerwiegenden Probleme arbeitet, die infolge der welterschütternden Ereignisse der letzten Jahre an ihn herangetreten sind. Um so mehr Bewunderung verdient das Mitempfinden, das er den Nöten und Zielen der Weltmission entgegenbringt. Nur durch die Großmut und Selbstlosigkeit des hochwürdigen Weltklerus wird die Arbeit unserer Missions-Prokuratoren in den Pfarreien möglich, und so

mancher gute Pfarrherr ist selber ein wahrer und erfolgreicher Missionsprokurator in seiner Gemeinde. Ohne Zweifel wird die Förderung der Missionsbegeisterung bei den Pfarrkindern in erster Linie den Pfarreien selber geistigen Nutzen bringen und sich reichlich verzinsen. Der Geist, der da geweckt wird, ist Geist des hl. Paulus, und dieser Geist ist am ehesten dazu berufen, alles zu erneuern in Christus Jesus. Tatsächlich sind wir Missionare und speziell wir deutschen Franziskaner ganz auf das Wohlwollen des hochwürdigen Pfarrklerus angewiesen zur Erreichung unserer hohen und bedeutsamen Ziele. Möge er uns dieses Wohlwollen bewahren! (II. Thess. 1,11) „Darum beten wir auch allzeit für Euch, daß unser Gott Euch würdig mache seines Berufes, und alles ihm wohlgefällige Gute, das Werk des Glaubens in Kraft zur Vollkommenheit bringe."

Das gute katholische Volk aber gibt gern sein Scherflein trotz seiner eigenen Not und trotz seiner eigenen Armut. Diese Liebe unseres Volkes zu den armen Heiden ist ohne Zweifel ein Zeichen, daß Gott unser Volk nicht verlassen will und ihm wieder bessere Tage schenken wird. (II Cor. 9, 1, 7—15) „Euch noch mehr von der Hilfeleistung für die Heiligen zu schreiben, halte ich für überflüssig. Ich kenne ja Eure Bereitwilligkeit.... Gebe jeder, wie er es sich in seinem Herzen vorgenommen hat, nicht mit Unlust oder aus Zwang; denn nur den freudigen Geber hat Gott lieb! Gott ist ja mächtig genug, Euch jegliche Gabe in Fülle zu spenden, daß Ihr stets in allen Stücken vollauf habt und noch zu allerlei guten Werken übrig behaltet — nach dem Worte der Schrift: „Er streut aus und gibt den Armen, seine Gerechtigkeit währt in Ewigkeit." Der aber dem Sämann den Samen darreicht und Brot zur Nahrung, wird auch Euch das Saatgut geben und mehren und die Früchte Eurer Gerechtigkeit wachsen lassen. So werdet Ihr in allem für jegliche Mildtätigkeit reich gemacht, die durch uns Gott Lobpreis verschafft. Denn diese opferwillige Dienstleistung hilft nicht bloß dem Mangel der Heiligen ab, sondern bringt auch reiche Frucht durch die vielen Dankgebete zu Gott. Denn infolge dieses Liebesdienstes werden sie Gott dafür preisen, daß Ihr dem Bekenntnisse des Evangeliums Christi ergeben seid und ihnen sowie allen andern Euren milden Sinn zuwendet. Auch werden sie inniglich für Euch beten, weil die Gnade Gottes sich so übergroß an Euch erweist. Dank sei Gott für seine unaussprechlich große Gabe!"

Absichtlich berichtet dieses Büchlein im einzelnen von den Aufgaben und den Zielen, vor die sich unsere Mission gestellt sieht besonders in den gegenwärtigen Zeiten, die offensichtlich einen entscheidenden Wendepunkt im Leben des armen, heidnischen Chinesenvolkes bedeuten. Unser katholisches Volk muß sich darüber klar werden, was uns nottut. Und es ist billig, daß ihm Rechenschaft darüber abgelegt wird, zu welchen Zwecken seine Ersparnisse und seine großmütigen Almosen verwendet werden. Das ist der spezielle Zweck dieses Büchleins. Der Opfersinn unseres Volkes

setzt uns Missionare erst instand, an die Verwirklichung unserer Aufgaben heranzutreten und jene Arbeit zu leisten, die von uns gefordert wird zur Erreichung der göttlichen Pläne. Möge der liebe Gott in seiner unendlichen Güte dann auch das Wort erfüllen, das er vor Jahrtausenden durch seinen Propheten verheißen hat: (Amos 8, 11) „Siehe, es kommen Tage, spricht der Herr, da ich Hunger sende ins Land; nicht Hunger nach Brot, noch Durst nach Wasser, sondern zu hören das Wort des Herrn." Und (Isaias 66, 19, 20) „Ich will ein Abzeichen an ihnen setzen und aus ihnen Gerettete senden... zu denen, die von mir nicht gehört und meine Herrlichkeit nicht gesehen haben. Sie sollen den Völkern meine Herrlichkeit verkünden und alle Eure Brüder herbringen aus allen Völkern zum Geschenk für den Herrn!"

Personenverzeichnis.

Adalbert Schmücker O. F. M., Bischof 62—63, 135
Adam Schall S. J. 34—36, 120
Adventisten vom siebten Tage in den Vereinigten Staaten 173
Aemilian Stappert O. F. M. 113
Alcazar, Mathias O. F. M. 48—49
Aleman, Martin O. F. M. 43
Alexander VII 38
Alexander VIII 39
Alexandria, Joseph Maria O. F. M. 51
Almaden, Antonius O. F. M. 43
Aloysius Moccagatta O. F. M. 52—54
Alphons Schnusenberg O. F. M. 135
Amaral vgl. Miachael de Amaral S. J. 37
Amerikanische auswärtige Mission 172
Amerikanische Methodisten Episkopalkirche 172
Angelini Angelus 134
Anglikaner 172
Anselm Caillard O. F. M. 59
Anton Faglia S. J. 37
Antonius Almaden O. F. M. 43
Antonius Caballero de S. Maria O. F. M. 30—31, 34—37, 120
Antonius Feliciani O. F. M. 55, 134
Antonius de Frosinone O. F. M. 41
Antonius Maria Sacconi O. F. M. 50
Anzer, Bischof, S. V. D. 58
Astorga vgl. Bonaventura d'Astorga 44, 49—50, 122
Atho Biagini O. F. M. 50, 122
Augustin a S. Pasquale O. F. M. 36—37, 120
Augustin Sardi O. F. M. 54
Bakowski, Joh. Bapt., S. J. 38
Baptisten 173
Baptistenmission von England 174
Baptistenvereinigung in den Südstaaten von Amerika 173
Benedikt XV, Papst 39—40, 136, 138
Benjamin Geremia O. F. M., Bischof 59-60, 134
De Besi vgl. Ludwig Graf De Besi, Weltpriester 52—54, 133
Bernard ab Incarnatione O. F. M. 37, 43
Bernardinus della Chiesa O. F. M. 39—43, 49, 192
Bernsmeyer, Christoph O. F. M. 157
Berthémy, franz. Gesandter 124
Biagini, Atho, O. F. M. 50, 122
Biancheri, Cherubin, O. F. M. 54
Bonaventura d'Astorga O. F. M. 44, 49-50, 122, 132
Bonaventura Ibanez O. F. M. 35
Brescia vgl. Hermenegild a Brescia O.F.M. 40, 49
Bridgeman, prot. Missionar 171
Britische auswärtige Bibelgesellschaft 173
Bruyere S. J. 54, 133
Caballero vgl. Antonius de Caballero a S. Maria O. F. M. 30—31, 34—37, 120
Caesar Schang O. F. M. 59—60
Caillard, Anselm O. F. M. 59
Carolus Horatii a Castorano 39—43, 122, 192—194
Cavalli, Crescentianus O. F. M. 50, 122
de Chappotin, Héléne vgl. M. Maria von der Passion 146
Chardin 37
Cherubin Bianchini O. F. M. 54
della Chiesa vgl. Bernardinus della Chiesa 39—43, 49, 192
Christliche Universität in Schantung 174
Christoph Bernsmeyer O. F. M. 157
Civezza 42
Clemens V., Papst 32
Clemens XI., Papst 17
Coronado, Dominikus O. P. 36, 120, 183
Cosi, Eligius 54—60, 134, 151, 183
Costantini, Msgr. 137
Cotolendi, apost. Vikar 39

Crescentius Cavalli O. F. M. 50, 122
Cyrillus Jarré O. F. M. 135
Dau kuang, Kaiser 10, 51, 122—123, 125
De Gebriant, Msgr. 137
Delamarre, Abbé 124
De la Serviere 33
Della Chiesa, Bernardin, Bischof 39—43, 49, 192
De Marchi, Bischof 134
Deodatus Salvucci O. F. M. 59
Diestel S. J. 36, 38
Ding bau dschen, Gouverneur 58—59
Dja tsching, Kaiser 110, 116, 122
Dominikus Coronado O. P. 36, 120, 183
Dschang dse djang, General 126
Dschang dse tung 160
Dschang schu yüän, Gouverneur 129
Eligius Cosi, Bischof 54—60, 134, 151, 183
Emmanuel a S. Joanne Capistrano O. F.M. 43
Englische Baptisten - Missionsgesellschaft 173
Englische Gesellschaft zur Verbreitung des Evangeliums 172, 174
Englische unierte Methodisten-Mission 172
Ephrem Giesen O. F. M., Bischof 61—62, 111, 129, 135, 183—184
Erlemann S. V. D. 135
Eugen Pandelli O. F. M. 59
Eugen Vonau O. F. M. 60
Faen S. J. 38
Faglia, Anton S. J. 37
Fän, chin. Familie 80
Fang djin dji (Franchi S. J. 189—190
Fantoni, Hannibal O. F. M. 54—56, 110
Feliciani, Antonius O. F. M. 55, 134
Fennochio, Pacificus O. F. M. 59
Fernandez, Michael O. F. M. 43
Ferrariis vgl. Franciscus de Ferrariis S. J. 34—35
Flores, Michael O. F. M. 36
Franchi, Hieronymus S. J. 38, 43, 121, 189, 190
Franciscus a Conceptione O. F. M. 43
Franciscus a S. Josepho (a Valenario) O. F. M. 43
Franciscus de Ferrariis S. J. 34—35
Franz Joseph I., Kaiser 183
Franz Simonis S. J. 37
Franz Pinto S. J. 37
Franz Siü 55
Fransoni, Kardinal 53
Franziskanerinnen von St. Mauritz 157, 183
Franziskanerinnen-Missionärinnen Mariens 146—147, 156, 183
Freinademetz 58
Frosinone vgl. Antonius de Frosinone O. F. M. 41
Fung yü siang, General 126
Gabriel a S. Johanne O. F. M. 41
Gabrieli, Seraphim O. F. M. 55
Gama S. J. 36
Garcia, Matthias a S. Theresia O. F. M. 44—45, 48, 122, 184, 186
De Gebriant, Msgr. 137
Gérard, franz. Gesandter 125
Geremia, Benjamin O. F. M., Bischof 59—60, 134
Giesen, Ephrem O. F. M., Bischof 61-62, 111, 129, 135, 183, 184
Gottesvereinigung in den Vereinigten Staaten und auswärtigen Ländern 173
Grassi, Gregor O. F. M. 56
Greccio vgl. Octarius a Greccio, O. F. M. 60
Gregor XVI., Papst 51
Gregor Grassi O. F. M. 56
Gützlaff, prot. Missionar 171
Hannibal Fantoni O. F. M. 55—56, 110
Heilsarmee 173
Henle S. V. D. 129
Hermenegild a Brescia O. F. M. 40, 49
Hiën fung, Kaiser 125
Hiën yü li dschuang (P. Matthias Garcia) 184
Hieronymus Franchi S. J. 38, 43, 121, 189—190
Hu, Mathias 56
Hu, Matthaeus 54, 134
Hu, Petrus 55
Hü da scheng 189
Ibanez, Bonaventura O. F. M. 35
Iliceto vgl. Johannes d'Iliceto O. F. M. 41, 121
Irenäus Oellers O. F. M. 113
Jacobus U, chin. Priester 52
Jarré, Cyrillus O. F. M. 135
Jau, Kaiser 189
Joachim Orsi O. F. M. 56, 59, 151
Johannes d'Iliceto O. F. M. 41, 121

Johannes Liu 55—56
Johannes Molina O. F. M. 55—56
Johannes a Monte Corvino O. F. M. 32
Johannes Valat S. J. 36—38, 120 189
Joh. Baptist Bakowski S. J. 38
Joseph von Madrid O. F. M. 44
Joseph Osca O. F. M. 37
Joseph Vila O. F. M. 59
Joseph de Vilena O. F. M. 43
Joseph Wang 55
Joseph Maria Alexandria O. F. M. 51
Jüän tsche kai, Gouverneur 111, 160
Jüen, Philipp 55
Jung dscheng, Kaiser 38, 42—43, 121—122
Kang hi, Kaiser 10, 21, 35, 33, 39, 41, 42, 57, 120—121, 123, 127, 189—190
Kau, Simon 134
Kö, Paulus, chin. Priester 50
Kongregationalisten 172
Kuang sü, Kaiser 125, 160
Kung dse 15, 17—19, 94—95, 158, 159, 189
Kuo, Petrus O. F. M. 142
de Lagrane, M. 122—123
Languillat S. J. 54, 123
Lau dse 17—18
Lebbe, Lazarist 67
Lescureux, Rochus O. F. M. 59
Li dsche schän, Gemeindevorsteher 189
Li ma dôu (P. Ricci S. J.) 139
Li yin, Gouverneur 122—123
Liu, Johannes 55—56
Liu yung ngän Gemeindevorsteher 189
Londoner Missionsgesellschatf 173—174
Longobardi, Nicolaus S. J. 33—36
Lu, Paulus, chin. Priester 53
Lu wang (= Johannes, Valat S. J.) 189
Ludwig, Graf De Besi, Weltpriester 52-54, 133
Ludwig Faen S. J. 38
Lutheraner 173
Maas, Otto O. F. M. 30
Madrid vgl. Joseph von Madrid O. F. M. 44
De Marchi, Peter Paul O. F. M. 59—61, 134
Marco, Polo 32
Marcus Tschen, chin. Priester 50
Maresca, Msgr. 54, 133
M. Maria von der Passion vgl. Héléne de Chappotin 146
Marianus a Norma O. F. M. 50
Martin Aleman O. F. M. 43
Martini S. J. 33
Mathias Alcazar O. F. M. 48—49
Mathias Hu 56
Mathias a S. Theresia y Garcia O. F. M. 44—45, 48, 122, 184, 186
Matthaeus Hu 55, 134
Matthäus Ricci S. J. 33, 119, 189
M. de Lagrané, franz. Gesandter 122—123
Methodisten 172
Michael de Amaral S. J. 37
Michael Fernandez O. F. M. 43
Michael Flores O. F. M. 36
Michels, Sigismund 135
Milne, prot. Missionar 171
Mission von der Nationalen Heiligung 173
Missionärinnen Mariens 146—147, 156 184
Moccagatta S. J., Bischof 33, 40, 56—57, 133—134, 183
Moccagatta, Aloysius O. F. M. 52—54
Molina, Johannes O. F. M. 55—56
Möltner, Zeno O. F. M. 59
Monte Corvino vgl. Johannes a Monte Corvino 32
Morrison, prot. Missionar 171
Mung dse 15, 95, 189
Nicolaus Longobardi S. J. 33—36
Nies S. V. D. 129
Norma vgl. Marianus a Norma O. F. M. 50
Norwegisch-lutherische Kirche von Amerika 173—174
Oblatinnen 147
Octarius a Greccio O. F. M. 60
Oellers, Irenäus O. F. M. 113
Orsi, Joachim O. F. M. 56, 59, 151
Osca, Joseph O. F. M. 37
Otto Maas O. F. M. 30
Pacificus Fennochio O. F. M. 59
Pallu, Msgr. 39
Pandelli, Eugen O. F. M. 59
Pasinetti, Stephanus O. F. M. 134
Paul Siü 33
Paulus Kö, chin. Priester 50
Paulus Lu, chin. Priester 53
Paulus Wang 52, 134
Pellici, Petrus O. F. M. 54
Pereyra, Pires Lazarist, Bischof 51
Peter Paul De Marchi O. F. M. 59—61
Petrus Hu 55

Petrus Kuo O. F. M. 142
Petrus Pelici O. F. M. 54
Philipp Jüen 55
Pinto, Franz S. J. 37
Pires Pereyra, Lazarist, Bischof 51
Pius IX., Papst 57
Pius Trovarelli O. F. M. 59, 134—135
Polo vgl. Marco Polo 32
Presbyterianer 172
Presbyterianerkirche aus den Nordstaaten von Amerika 172, 174
Presbyterianerkirche von Kanada 172, 174
Presbyterianerkirche aus den Südstaaten von Amerika 172, 174
Ricci, Matthäus S. J. 33, 119, 189
Rochus Lescureux O. F. M. 59
Sacconi, Antonius Maria O. F. M. 50
Salvucci, Deodatus O. F. M. 59
Sardi, Augustin O. F. M. 54
Schall, Adam S. J. 34—36, 120
Schang, Caesar O. F. M. 59—60
Schmidlin, Prof., Münster 166
Schmücker, Adalbert O. F. M. Bischof 62—63, 135
Schnusenberg, Alphons O. F. M. 135
Schuin, Kaiser 189
Seraphim Gabrieli O. F. M. 55
De la Serviere 33
Sigismund Michels 135
Simon Kau 134
Simonelli S. J. 38
Simonis, Franz S. J. 37
Siü, Franz 55
Siü, Paul 33
Stappert, Aemilian O. F. M. 113
Stephanus Pasinetti O. F. M. 59, 134
Straub, Direktor 157
Suin dsche, Kaiser 21, 120 127
Tang, Priester 49
Tchiën liang, Kaiser 44, 122, 194
Tchü tschang dschung, Gemeindevorsteher 189
Trovarelli, Pius O. F. M. 59, 134—135
Tschen, Marcus, chin. Priester 50
Tsungli-Jamen 125
Tung dsche, Kaiser 125
Tü siën, Gouverneur 56
U, Jacobus, chin. Priester 52—53
Unmittelbare Mission in China 173
Valat, Johannes S. J. 36—38, 120, 189
Valenario vgl. Franziscus a Josepho a Valenario O. F. M. 43
Vereinigung junger christlicher Frauen 173
Vereinigung junger christlicher Männer 173
Vila, Joseph O. F. M. 59
Vilena vgl. Joseph de Vilena O. F. M. 43
Vonau, Eugen O. F. M. 60
Wän li, Kaiser 120, 189
Wang, Joseph 55
Wang, Paulus 52, 134, 189
Wei 189
Zeno Möltner O. F. M. 59

Ortsverzeichnis.

Amoy 123
Astorga 44
Bêi yän 184
Bêi Yüin yü 194
Biella (i. Piemont) 55
Bin dschôu 60, 186—187
Bu dschuang 190
Buo 120
Buo hing 35, 37, 46—48, 186
Buo ping 60, 193
Buo schän 13
Canton (Stadt) 36, 39, 123
Canton Li yin (Provinz) 33, 122
Cochinchina (Vikariat) 38, 44
Dä dschuang 193
Da dsui 185
Dêi dschôu 13, 27, 42, 59, 172, 190
Dêi ping 60, 187
Deng wa dschuang 186—187
Djang dja 11, 186
Djang dja dschuang dse 46
Djing dschôu 42
Djang kuän tuin 193
Djau dschuang 193
Dschän hua 26, 59, 186—187, 196
Dschang da kôu dschuang 193
Dschang diën 13, 185
Dschang dschuang 193
Dschang duen sche dschuang 188
Dschang huo lu dja 187
Dschang pu tchian 133
Dschang tchiu 46, 48, 184—185
Dschau dschuang 37
Dsche tschuän 59, 185
Dscheng dja ying dsé 190
Dschôu ping 60, 185
Dschôu tsuin 14, 173, 185
Dschu dja dschä dsé 172, 187
Dse tschmän 13
Dsi ning dschôn 36—37, 43, 49
Dsung dja dschä 46, 185
Dsung wang dschuang 48, 186
Dung dschuang 37, 195
Dung ngo 194—195
Dung ngo siën 42
Dung ping dschôu 38, 43, 44, 48, 59, 60, 121, 194, 195
Dung tschang 59
Dung tschang fu 41—43, 55, 56, 109, 173, 192, 193, 196
Dung ying dschuang 47, 186
Eichgraben bei Wien 147
Fän wang dschuang 192
Fëi tscheng 194
Fucou 123
Fukien 36, 39
Goa 38
Hän dja 185
Hän dschuang 110, 183, 188
Hä fung 60, 187
Hankow 137
Hia dsin 59, 191
Hia dsin siën 42
Hiang schui wän 195
Hiang yüän tsuin 192
Hiën yü 184
Hiën yü li dschuang 45
Hing dja dschuang 185, 186
Hoang hö (Fluß) 11, 12
Hö dschau 191
Honan (Provinz) 12, 39, 52, 53
Honkong 58, 122
Hü ba sche dschuang 195
Hu dchuang 194
Huän tai 185
Huang si dschuang 195
Huang tä dschuang 45
Huang tang 133
Hu di 184
Hu di li dschuang 46, 184
Hu dja dschuang 55
Hu dja wu dse 186
Hui miu 11
Hunan (Provinz) 137

Hung dja lôu 38, 41, 44, 134, 151, 184
Hung kia lou 134, 135
Hung schän 13, 185
Hung tau yüän 191
Hupei (Provinz) 137
Ili 110
Jau tôu 194
Jang de djang (Fluß) 12
Jang dja kuän dschuang 47
Jang dja kôu 12
Jang ku siën 42
Jang sin 59, 186, 187, 196
Jê dschau 37
Jen dchsöu fu 10, 49
Jen hö (Fluß) 46
Jen schuang miau 192
Jen tsuin 195
Jenê dschôu fu 37
Jong king (Vikariat) 38
Jü dja tuin 189
Ju huang miau 193
Jü lin diën 47
Jü tscheng 27, 33, 36, 38, 41, 59, 110, 117, 183, 188—190
Jü tuin 33, 117, 188
Jün nan (Provinz) 33
Kän dsi 191
Kau dja 186
Kau tang 27, 59, 193
Kau yüän 49
Kiangnan (Provinz) 33, 34, 38, 52—54, 133
Kiangsu (Provinz) 11, 33, 52, 53
Kiautschau-Bucht 129
Kirin 125, 126
Köln 36
Korea 34, 39
Ku dja fen 44, 45, 184
Küan dschuang 37
Kuän siën 42, 60, 191, 192
Kuän tau 60, 192
Kuo dschuang 187, 190, 192
Kuo dse wang dschuang 193
Lai dschôu fu 48
Lai u 12, 27, 60, 195
Lau ling 69, 187
Lau tang dschuang 190
Leang dschuan 188, 195
Li dja schuo 194
Li dsin 37, 60, 186
Li siën tä dja 187
Li tscheng 184
Li yüän tuin 60, 191
Liä dschuang 194
Liau tscheng 193
Liën hua schän 45, 184
Lin 39
Lin dja dschä 47, 80, 186—188
Lin tschü 37, 43, 47, 48
Lin tsing 12, 27, 33, 39—41, 43, 55, 110, 172, 191, 192
Lin tsing dschôu 35, 39, 42, 43
Lin y 59, 60, 187
Lin yi Dëi ping 188
Ling siën 59, 60, 187, 188
Liu dja tsuin 194
Liu wang dschuang 191, 192
Lü dja wa 191
Lü hua dschuang 190
Luo dschuang 194
Ma dja taen 53, 123
Ma dschuang 194
Ma tôu 195
Ma tschang 61
Macao 34, 33, 39, 42, 44, 51, 52, 55, 121
Madrid 44
Män dschuang 37, 110, 195
Manila 35, 36, 41, 44
Marokko 10
Mau dja pu 194
Mau wang dschuang 190
Mexiko 41
Mian yü 185
Miau dja lin 117, 188
Ming schui dschä 46
Mung dja 186
Mung dja dschuang 46
Mung yin siën 37
Münster i. W. 157, 183
Nanking (Diözese) 34, 38, 39, 51, 52, 54, 133
Neapel 50
Ngän hui (Provinz) 52, 126
Ngen siën 42, 59, 190, 191, 193
Ning buo 123
Paotingfu 55
Peking 32—36, 39—42, 48, 50—52, 58, 108, 120, 122—124, 126, 128, 132, 142, 166
Ping du 54, 123
Ping yän 188, 190
Ping yin 55, 60, 193, 194

Ping yin siën 42
Ping yüen 27, 60
Pu tai 35, 37, 48, 60, 120, 173, 186
Pu tai siën 47

Rom 54, 138, 157

Sän pän 46
Schang dja 47, 186
Schang dja lau dschuang 44, 45, 195
Schng dja dschang 46
Schang hö 59, 60, 111, 187, 188
Schanghai 50, 54, 55, 103, 123, 133, 137, 162, 166, 178
Schansi (Provinz) 11, 33, 34, 39, 50, 52, 55—57, 61, 108, 132, 134, 137
Schantung 9, 10, 15, 27, 32—34, 36—39, 41, 43, 44, 48—55, 108, 120—122, 129, 132—134, 137, 147, 167, 171, 172, 174, 186, 189, 191
Schau tän 47
Sche ba tsuin 59
Sche dja dschuang 47
Sche dschuang 47
Sche hung 194
Sche kôu schän 194
Sche miau dschuang 47
Sche öl li dschuang 50, 52—57, 109, 115, 133, 134, 151, 190
Sche u li pu 193
Schen siën 42, 60, 192
Schensi (Provinz) 32, 39, 50
Schôu kuang 49
Schôu kuang sië 37
Schui li pu 193, 194
Se pän 46, 184
Se tschduän (Provinz) 33
Si hö dschä 192
Si ma dschuang 185
Si ngän fu 32, 137
Si tchiau kôu 194
Sian schang dschuang 42
Siau diën dse 193
Siau dja wa 190
Siau dschang dja 80, 111, 188
Siau dschung tsiën 194
Siau li ku 191
Siau liu dja 187
Siau lu 110, 191, 192
Siau tsing hö (Fluß) 12
Siau tuin 193
Sin diën 184
Sin dschä 189
Sin dschuang 185, 194
Sin tai 60, 195
Sin tscheng 35, 47—49, 185, 186
Sin tschü 47
Siü dja lôu 190
Sizilien 10
Sjang dja 186
Sui yüän 126
Süin dschau 47, 186
Sung dja dschuang 46

Tai ngän 43, 56, 60, 110
Tai ngän dschôu 49
Tai ngän fu 10, 13, 35—37, 44, 172, 173, 195
Tai yüän fu 56
Tang i 59
Tang i siën 42
Tang yi 192
Tatarei 39
Tchian öl dschuang 192
Tchiau tôu 194
Tchiu li dschuang 186
Tchiu siën 60, 191, 192
Tientsin 14, 56, 67, 123—125
Tsan dja dschä 188
Tsang dschuang 191
Tschang schän 60, 185
Tschang tsing 184, 190
Tschang tuin 191
Tsche ping 27, 41, 59, 117, 193
Tsche ping siën 42
Tschen bau leang dja 190
Tschen dja 46
Tschen dja lôu 36, 38, 45, 57, 183, 184
Tschen dja dschuang 195
Tschifu 147
Tschili (Provinz) 10, 27, 33, 36, 39, 42, 126, 191, 192
Tschin li dja 47
Tsi dung 185
Tsi hö 188, 190
Tsi yang 188
Tsinanfu 10, 12, 13, 33—38, 40, 41, 43-45, 48, 49, 53, 56—58, 63, 111, 120, 121, 128, 134, 135, 137, 147, 150, 151, 157, 161, 164, 172, 173, 176, 183—185, 189, 196
Tsing dschôn fu 33, 34, 43, 49
Tsing ping 60, 193
Tsingtau 61, 135, 185
Tsing tscheng 48, 186

Tsing tscheng siën 46
Tsui dja 46, 47, 186
Tu tscheng 187
Tu yü 185
Tunis 10
U bêi dôu dja 187
U di 187, 196
Udingfu 11, 46, 48, 172, 186, 196
U kuăn tuin 117, 193
U li kôu 183
U tscheng 27, 43, 50, 52, 53, 69, 111, 190—192
U tscheng siën 42
Venedig 39, 40
Wa li dschôu dschuang 47
Wăn scheng 185
Wang dja fang dse 186
Wang dschuang 56, 195
Wang miau ying 192
Wang siën tsuin 192
Wêi dja yan 37
Wêi hö (Fluß) 12
Wen hö (Fluß) 12
Wen schang 12
Wien 147

Gezeichnet nach der Postal Map of Shantung District
Das Apost. Vicariat
Tsinanfu.
Stadt
Residenz des Missionars
Christ. Gemeinde ohne Priester
= unser jetziges Vikariat
= zukünftiges chinesisches Vikariat
= zukünftiges Vikariat der amerikanischen Franziskaner.
Gelbes Meer
Provinz Tschili
Kaiser-Kanal
Pukow Bahn
Tsientsin
Dschou wang ho
Lau huang ho
Tu hä ho
Gelber Fluss (Huang ho)
Siau tsing ho
Ma dja ho
Wei ho
Tsinanfu - Tsingtau-Bahn
Da wen ho
Kaiserkanal
Apost. Vic. Tschifoo
Tsinanfu
Tsang dschou
Dung knang sien
Dschang huo tu dja
Lau ling
U di
Deng wa dschuang
Dschu cha
Sang yuan
U bei dou dja
Siau liu dja jang suo
Dschän hua
U ding fu
Bin dschou
Li dsin
Pu tai
Wang dja fang dse
Dei dschou
Dei ping
Tschen dschuang
Ku tscheng
Dscheng dja hao
Ling sien
Tsau dja dschä
Schang ho
Liu dja dschä
Tsui dja
Mung dja
Djang dja
Siau dschang dja
Lau tang dschuang
Lin yi
Ngen sien
Ping yüan
Liu wang dschuang
Bu dschuang
Dschang duen sche dschuang
Leang dschang
Sche öl li dschuang
Lü hua dschuang
Tschan tum
Hö dschau
Tschiu li dschuang
Liu dja dschä
Jang dja kuän dschuang
Jang dja hou
Nau yuan
Dsung wang
Hung dja dschuang
Luo ngän
Ligüän tuin
Siau lu
Hia dsin
Siau dja wa bän dschuang
Jü tscheng
Dsi yang
Sin tscheng
Sini dschuang
Lin dsche
Schou kuang
Dschou ping
Tschang schäng
Dschang dien
Kau tang
Djang knau tuin
Jen tscheng
Dschang tchin
Dschou tsuin
Tschin sien
Lin tsing
Tsing ping
Jü tuang miau
Miau dja lin
Jü tuin
Tsi ho
Tschen dja hou
Hu di
Ming schui dschä
Tsing dschou fu
Tschang lou
Kuo dschuang
Kuän tau
Dschang dschuang
Sai dja lou
Dung dja lou
Lan yü
Dsche tschuän
Hung schän
Tu yü
Miau yü
Da dsui
Buo ping
Ukuäntuin
Dsche ping
Tschang tsing
Buo schän
Lin tchü
Kuän sien
Tang ji
Fün wang dschuang
Siau dien dse
Dung tschang fu
Schui li pu
Ping yik
Luo dschuang
Ma dschuang
Fei tscheng
Tai ngän fu
Lai u
Tschen dschuang
Schen sien
Fu dschuang
Bei yüin yü
Sche kou schän
Wang dschuang
Män dschuang
Dung dschuang
Tschau tscheng
Jang ku
Schön dschang
Dä dja ontan
Dung ping dschou
Kuän tscheng
Fän sien
Schang dja lau dschuang
Leang dschuang
Sin tsui
Pu dschou
Ning yang
Tschü fu
Se schui
Mung yü
Ischui
Jün tscheng
Wen schang
Jen dschou fu
Dsi ning dschou
Djia siang
Djü yê
Djü dschou
11 6
11 7
11 8
36
37
38
Maßstab 1 : 1800000

Inhalt.

Vorwort 7
Erstes Kapitel.
Das Feld unserer Wirksamkeit 9
Zweites Kapitel.
Veranlagung der Chinesen zum Christentume. Vom chinesischen Volkscharakter 16
Drittes Kapitel.
Geschichtliches über die Missionierung Schantungs 32
Viertes Kapitel.
Gewinnung von Neuchristen. — Missionsmethode 65
Fünftes Kapitel.
Erziehung der Katechumenen. Weiterentwicklung der Missionsmethode . . 78
Sechstes Kapitel.
Die Gehilfen des Missionars. — Katechisten und Jungfrauen 92
Siebtes Kapitel.
Die Qualität unserer Christen 103
Achtes Kapitel.
Die Stellung der Missionare zur chinesischen Regierung. Ihre weltliche Stellung 119
Neuntes Kapitel.
Priesterseminar und einheimischer Klerus 131
Zehntes Kapitel.
Sozial-karitatives Wirken. — Unsere Missionsschwestern 145
Elftes Kapitel.
Chinesisches Schulwesen. — Unsere Missionsschulen 158
Zwölftes Kapitel.
Der Protestantismus innerhalb unseres Vikariates 171
Dreizehntes Kapitel.
Rundgang durch die Mission 182
Vierzehntes Kapitel.
Ausblick in die Zukunft 197
Personenverzeichnis 203
Ortsverzeichnis 207

GTU Library
3 2400 00778 1242

DATE DUE

PRINTED IN U.S.A.

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
(510) 649-2500